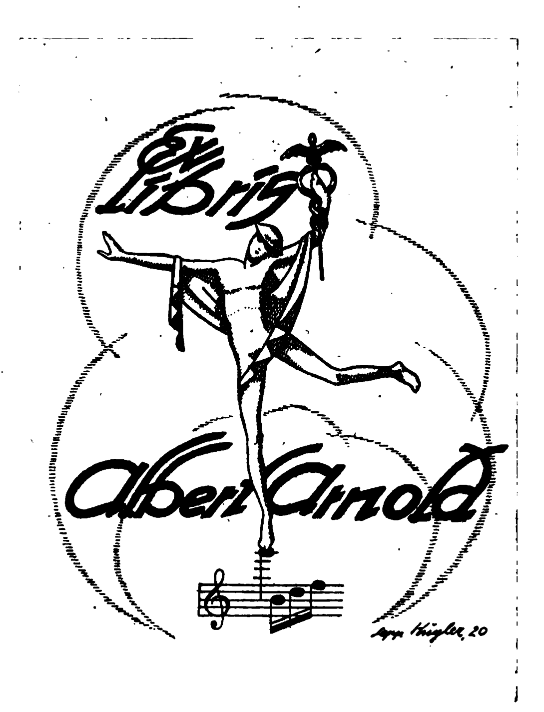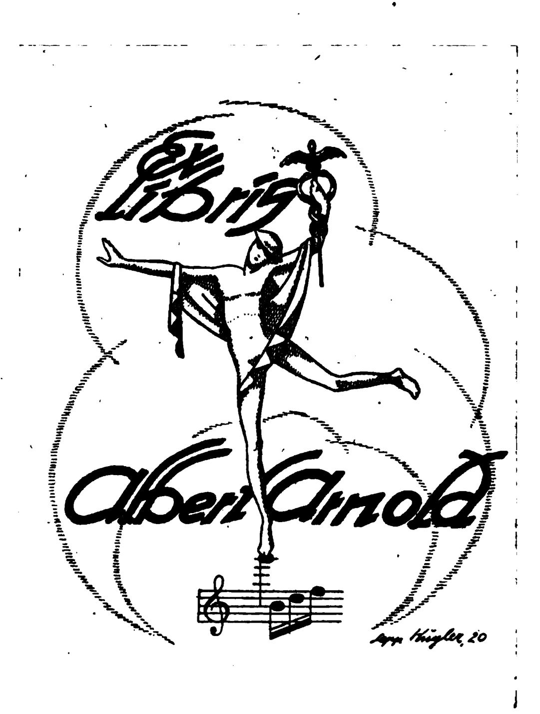
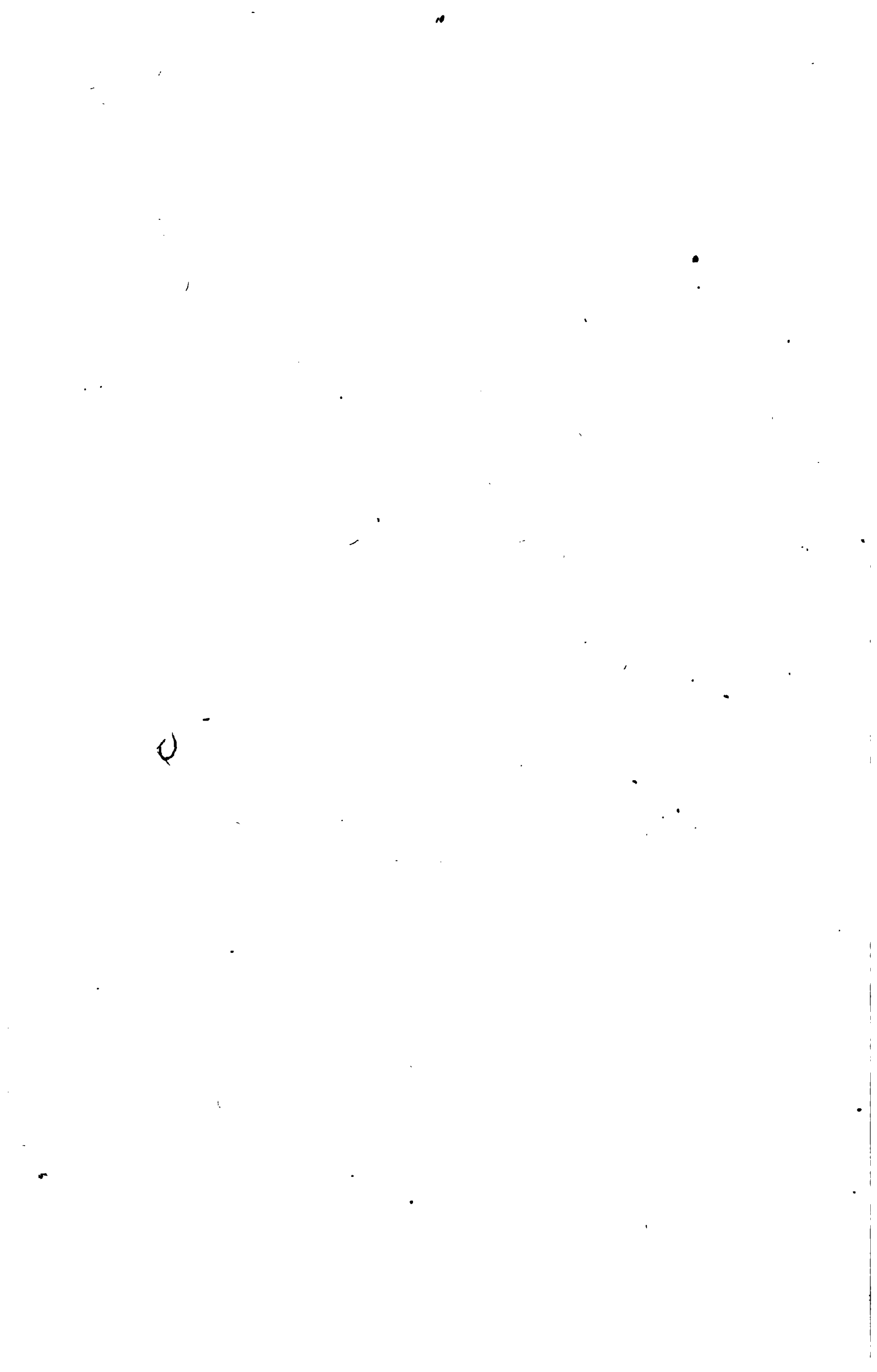



Ex Libris
Albert Arnold


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA


Ex Libris
Albert Arnold


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Die Vernünftigen Tadlerinnen.

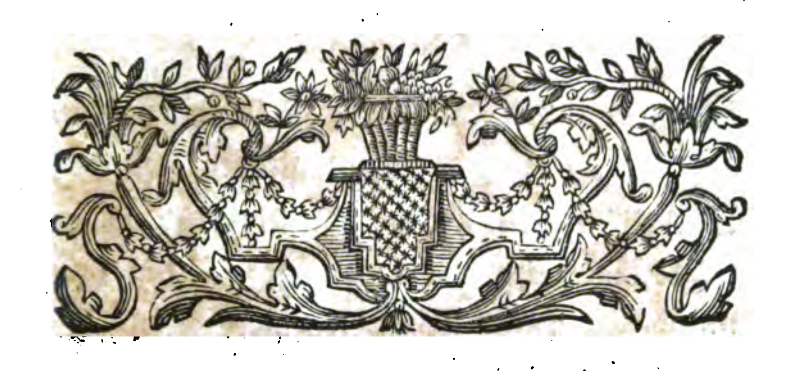
Der erste Theil.



Dritte Auflage.

Mit Königl. Pohlnis. und Churfürstl. Sächsischen, wie auch Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburgischen allergnädigsten PRIVILEGIIS.

Hamburg, verlegts Conrad König. 1748.



Vorrede

zur zweyten Auflage, 1738.



Es wird dem geneigten Leser nicht so gar unbekannt seyn, daß diese moralische Blätter, in den Jahren 1725 und 1726, wöchentlich ans Licht gestellet worden. Imgleichen wird er sich noch erinnern, daß der erste Band, nebst den ersten Stücken des andern Bandes, in Halle; das Uebrige aber, gewisser Ursachen halber, in Leipzig herausge-

 kommen.

kommen. Die damalige gute Aufnahme dieser Arbeit, ungeachtet zu gleicher Zeit des Hamburgischen Patrioten lehrreiche Blätter beständig herauskamen, hat dieselben von unzähligen solchen Blättern unterschieden, die zu der Zeit an verschiedenen Orten in Deutschland ans Licht traten; aber selten bis zum dritten oder sechsten Stücke fortgesetzet wurden. Die Absicht, so die ersten Verfasser derselben hatten, war auch so neu, als unsträflich. Sie suchten dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen, und doch von nützlicherm und lehrreicherm Innhalte seyn sollte, als die gewöhnlichen Romane. Diese Absicht zu erhalten, bedienten sie sich des unschuldigen Kunstgriffes, sich selbst für Frauenzimmer auszugeben; weil sie wohl vorher sahen, daß dieses Vorgeben, wenn es gleich nicht überall Glauben finden sollte, dennoch viel zu guter Aufnahme derselben beytragen würde.

Daß

Daß diese Absicht nicht fehl geschlagen sey, hat der Erfolg gewiesen: und vielleicht hat diese Verstellung keinen geringen Antheil daran gehabt. Da indessen diese Blätter nicht ohne Nutzen gewesen, und theils ihrer guten Sittenlehre, theils ihrer reinen Schreibart wegen, von vielen gelehrten Männern hier und da, auch in öffentlichen Schriften, gelobet worden: so hat sich der Verfasser derselben an die Spöttereyen nicht gekehret, die er von manchen Uebelgesinneten, wegen Verleugnung seines Geschlechts, erdulden müssen. Auch ietzo, da er die beste Gelegenheit hätte, in der Vorrede zu dieser neuen Auflage, ihre mehrentheils stumpfen Einfälle mit baarer Münze zu bezahlen: so überläßt er sie doch ihrem überklugen Laßdünkel; und erwartet von ihnen erst was Nützlichers und Zierlichers, ehe sie sich ein Recht anmaßen können, etwas zu verachten, davon sie gewiß sehr wenig oder nichts verstehen.

Eben so wenig wird man hier eine Antwort auf diejenigen Beurtheilungen von ernsthafterer Art und grösserer Einsicht geben, die von einigen gelehrten Männern über diese Blätter ergangen sind. Sie haben dieses Schicksal mit dem Patrioten gemein gehabt, als welcher, wo nicht schärfere, doch gewiß nicht gelindere Urtheile erfahren müssen. Allein, wie es einem Kunstrichter erlaubet ist, von allen Scribenten, nach den Regeln der gesunden Vernunft, seine Meynung zu sagen: also ist es auch gewiß, daß diese Urtheile keine dictatorische Machtsprüche sind; zumal, wenn man deutlich spüren kann, daß einige Privataffecten mit unterlaufen. Indessen hat sich der Urheber dieser Blätter auch die gegebenen Erinnerungen solcher scharfen Richter dazu dienen lassen, daß er dieselben nochmals sorgfältig geprüfet; alle diejenigen, so ihm als gegründet vorgekommen, sich zu Nutze gemacht, und das Uebrige so angesehen, als ob es gar nicht wäre geschrieben worden.

Die

Die Einsicht der Gelehrten ist nicht allenthalben einerley; so wenig als die Grundregeln, darnach sie urtheilen, allemal überein kommen. Ein ieder bedient sich also mit Recht so lange der seinigen, bis er eines bessern überführet worden. Hierzu kömmt noch, daß die Absichten, die Zeiten und die Oerter, in welchen man schreibt, auch zuweilen etwas erfordern, oder doch entschuldigen, was vielleicht sonst zu tadeln seyn würde. Wer für unstudierte, oder höchstens für mittelmäßiggelehrte Personen schreibt; der darf sich nicht aller der Gründlichkeit und Ordnung bedienen, die in anderen Werken, für tiefsinnige Meister in den Wissenschaften, herrschen muß. Genug, wenn er deutlich, lehrreich und angenehm schreibt; seine Lehren in allerley Gestalten verkleidet; seine Strafen und Warnungen übergüldet und verzuckert; und also die bittere Wahrheit auch denen unvermerkt beybringet, die sie sonst nicht würden ertragen können. Vielleicht findet ein billiger Richter, daß zu

dieser Art zu schreiben nicht eben so gar viele unter den Gelehrten geschickt seyn würden; die doch sonst in systematischen Büchern und gründlichen Abhandlungen gute Proben abgelegt haben.

Was diese neue Auflage anlanget, so ist darinn ohne Noth nichts geändert, weggelassen, oder hinzugesetzet worden. Nur diejenigen Blätter, die, wider des Verfassers Willen, von dem damaligen Verleger in Halle, eingerücket worden, und zu mancherley Verdrüßlichkeiten Anlaß gegeben haben, sind hier ausgelassen, und mit ganz neuen Blättern ersetzet worden. Imgleichen ist manches Einschiebsel, welches gleichfalls, wider des rechten Urhebers Willen, von einer andern Hand eingeflossen war, hier weggeblieben. An einigen Orten sind auch wohl ein Paar neuere Gedanken mit eingeflossen, die aber keine halbe, vielweniger ganze Seite ausmachen werden.

Uebrigens aber hat man sich, so viel möglich gewesen, die Ausbesserung der deutschen Schreibart angelegen seyn lassen: damit man, bey der heutigen größern Einsicht in die Richtigkeit und Schönheit unsrer Muttersprache, nicht so leicht eines Fehlers überwiesen zu werden fürchten dörfe. Die Rechtschreibung ist auch nach denen bisher von der deutschen Gesellschaft verbesserten Regeln eingerichtet worden, die vielleicht ehestens weitläuftiger im Drucke erscheinen werden. Endlich sind alle die groben Schnitzer und Druckfehler hier verbessert worden, die sich in die erste Auflage theils gleich anfangs eingeschlichen; theils bey dem nach und nach geschehenen Nachdrucke der meisten Blätter, alles überschwemmet hatten: weswegen der Verfasser dieselbe gar nicht mehr für seine Arbeit erkennen mag.

Was endlich der Herr Verleger, an dem feinesten Papiere, der saubern Schrift, und an anderen Zierrathen dieses Buches, auf

eine höchstrühmliche Weise geleistet, das wird verhoffentlich einem ieden von sich selbst in die Augen fallen. Und also hat man guten Grund zu hoffen, daß diese neue Auflage dem geneigten Leser viel besser, als die erstere, gefallen werde. Trägt sie aber über dieses auch etwas zu Beförderung der Tugend und guter Sitten; imgleichen zu Verbesserung der freyen Künste, und zur Aufnahme unsrer Muttersprache bey: so wird sich der Verfasser, wegen der darauf verwandten Mühe, reichlich genug belohnet achten. Lebe wohl, geneigter Leser, und bleibe seinen Bemühungen ferner gewogen.



Nachricht



Nachricht

wegen der dritten Auflage, von 1747.

Da der Herr Verleger mir voriges Jahr zu wissen that, daß er sich genöthiget sehen würde, eine neue Ausgabe der vernünftigen Tadlerinnen zu besorgen: hielt ich es für meine Schuldigkeit, wie ich sonst bey allen neuen Auflagen meiner Schriften thue, auch dieses Werk nochmals durchzusehen, und hin und wieder etwas zu verbessern. Ich habe solches auch mit dem Fleiße und der Aufmerksamkeit gethan, die meiner bisherigen Leser Nachsicht und Gewogenheit, gegen viele schwache Stellen verdienet, und mir als eine Pflicht auferleget hat. So wenig ich mich

diese

diese Stunde für geschickt halte, auf einmal etwas unverbesserliches zu schreiben: so wenig traue ich solches meinen damaligen Jahren zu; da ich zwar nicht in der ersten Hitze einer achtzehn bis zwanzigjährigen Tugend war, doch aber, auch im sechs und sieben und zwanzigsten Jahre, mich noch keiner vollkommenen Einsicht und Erfahrung rühmen konnte. Was man indessen von diesen Jahren fordern konnte, oder auch zum theil geleistet fand, das ist so glücklich gewesen, besser, als ich selbst vermuthen oder hoffen können, aufgenommen zu werden; und zwar zu einer solchen Zeit, als ich der gelehrten Welt noch ganz unbekannt war, und zumal bey diesem Werke meinen Namen auf das sorgfältigste zu verbergen suchte.

Ich weiß es wohl, daß seit etlichen Jahren; dieser gütige Beyfall vieler Leser, mir auch allerley harte Urtheile von anderen zugezogen hat. Man hat theils an einigen darinn abgehandelten Sachen, theils auch wohl an der Schreibart hier und da etwas erinnern wollen: und dieses hat mich gar nicht Wunder genommen. Ich kenne die Art unserer Zeiten, da eine gewisse Zunft von Kunstrichtern, mit ihren lieben Getreuen, allein oben schwimmen, und

also

also alles dasjenige unterdrücken will, was nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Aber eben der Zorn, den sie über alles, was von mir herkömmt, ausschütten, sollte mich beynahe bereden, daß an meinen Sachen was Gutes seyn müßte: weil sie es sonst nicht so sehr verfolgen würden. Denn an ganz nichtswürdige Schriften würden sich doch solche hocherleuchtete Männer mit ihren gelehrten Federn wohl nicht machen. Je mehr sie also wider mich zu Felde ziehen werden: desto stolzer werden sie mich machen; ob ich gleich niemals einen Trieb spüren werde, mich an ihnen auf eben die Art zu rächen. Ich sehe es nämlich ein, wie thöricht es ist, wenn ein Schriftsteller verlanget, daß alle andere bloß nach seinem Kopfe schreiben sollen: eine Wahrheit, die meine Gegner gar nicht einzusehen scheinen.

Diese neue Auflage ist indessen durchgehends in vielen Stücken besser, als die vorige. Es ist ein ganz neues Blatt, nämlich das **von der wahren Ehre**, welches das XXXIV ist, an die Stelle eines alten gekommen, welches man meiner fleißigen Gehülfinn zu danken hat. Auch ich selbst habe ein paar ansehnliche Stücke hinzugesetzt, und andere kleine Stellen hin und wieder eingeschaltet. Die Recht-

schreibung

schreibung ist durch und durch gebessert, und einige eingeschlichene Druckfehler sind verbannet worden. Sollten aber, wegen meiner Abwesenheit von dem Drucke, sich wiederum einige neue eingeschlichen haben: so wird der geneigte Leser sie gütigst übersehen, und mir nicht zurechnen. Die Schreibart aber überhaupt habe ich gelassen, wie sie war; ungeachtet gewissen Kunstrichtern dieselbe an einigen Stellen nicht kurz genug vorgekommen. Wir haben nicht alle einerley Sinn. Wie? wenn mir eines andern seine zu kurz und gebrochen vorkäme? Es ist nicht einem jeden gelegen, einem Tacitus oder Seneca gleich zu werden. Auch diese beyde Scribenten haben dem Tadel nicht entgehen können: und wer weiß, ob sie nicht mit besserm Rechte, als der wortreiche Cicero, eines Fehlers beschuldiget worden?





Die vernünftigen Tadlerinnen.

Das I Stück.

Mittwochs, den 3 Jenner, 1725.

Canitz.
Die Larve vom Gesicht des Lasters abzureißen.

Was ist das nun wiederum für eine neue Hirngeburt? Es wird ietzo Mode, daß man gern einen Sittenlehrer abgeben will. Haben wir aber nicht von Mannspersonen schon moralische Schriften genug; und muß sich das weibliche Geschlecht auch noch ins Spiel mischen? Es wird gewiß ein ehrbares Caffeekränzchen seyn, welches bey dem Ueberflusse müßiger Stunden gewohnt ist, alles zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müssen wohl dem Sirach zeitig aus der Schule gelaufen seyn; sonst würden sie seine Lehre besser gefasset haben: Laß dich nicht zu klug dünken, iedermann zu tadeln. Wenn doch die lieben Momusschwestern sich wieder in die Aufsicht dieses klugen Hauslehrers begeben wollten; so würde ih-

nen ihr unzeitiger Kützel, vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.

So haben ohne Zweifel viele geurtheilet, als sie die Ueberschrift von diesem Blatte in den öffentlichen Zeitungen wahrgenommen haben: und diese würden gewiß, ihres unbedachtsamen Ausspruches halber, am ersten verdienen, von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber dießmal ihre Uebereilung. Es ist allerdings was ungewöhnliches, daß sich schwache Werkzeuge zu öffentlichen Richterinnen aufwerfen. Denn obwohl die lebhaften Engelländerinnen, und so gar die Schweizerinnen, den Ruhm erlanget, daß sie zu einigen bekannten Sittenschriften nicht wenig beygetragen haben: so sind doch ihre Arbeiten der neugierigen Welt nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Mannspersonen, mitgetheilet worden. Wir aber unterstehen uns ietzo was mehrers. Wir unterwerfen uns keiner männlichen Aufsicht in Verfertigung derer Blätter, die wir ins künftige herauszugeben willens sind: sondern wir sind entschlossen, dieselbigen ohne fremde Anordnung, nach unserm eigenen Gutdünken, und auf unsre eigene Gefahr, ans Licht treten zu lassen.

Wer begierig ist, den Ursprung unsers Vorhabens zu erfahren, dem kann folgendes zur Nachricht dienen. Phyllis, ein wohlerzogenes Frauenzimmer, fand mich, bey einem unvermutheten Besuche, in Lesung einer gewissen moralischen Betrachtung beschäfftiget. Wie so fleißig, liebe Schwester? war ihre erste Anrede, als sie kaum ins Zimmer getreten war. Diese beantwortete ich mit einer freundlichen Bewillkommung und mit Darlegung meines Zeitvertreibes. Das letzte that ich um desto williger, je gewisser ich wußte, daß meine Phyllis auch eine Freundinn solcher Schriften war, die auf die Verbesserung unserer Sitten abzielen. Wir hatten uns kaum

gesetzet, als wir fast beyde zugleich auf die Gedanken kamen: ob es denn nicht möglich wäre, nach dem Exempel der Mannspersonen, eine besondere Schrift zu verfertigen, darinnen von mancherley Fehlern der Menschen überhaupt, insonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geschlechts, gehandelt würde? Es fielen uns verschiedene Materien ein, die nicht von geringem Nutzen zu seyn schienen, und, so viel uns wissend war, noch von keinem gebührend waren abgehandelt worden. Wir sahen beyde in diesem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beystand, den sich eine von der andern versprach, machte uns einen Muth, unsere Absicht ins Werk zu richten. Nur dieses schien uns rathsam, daß wir noch eine Gehülfinn suchen, und dadurch unsere Zahl verstärken möchten. Eine dreyfache Schnur reisset so leicht nicht, dachten wir: ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdann neue Einsichten, eine neue Lebhaftigkeit, und mit einem Worte, ein grösseres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas Tüchtiges vor Augen zu legen.

Unter allen meinen Freundinnen schien mir keine hierzu geschickter zu seyn, als Iris, deren Fähigkeit mir schon aus vielen Proben bekannt geworden war. Ich schlug sie daher der eifrigstnachsinnenden Phyllis vor, und hatte das Vergnügen, ihren Beyfall zu erhalten. Wir können uns keine bessere wünschen, als eben diese, gab sie zur Antwort; denn ausser ihrer Fertigkeit in der französischen Sprache, versteht sie auch die lateinische: wenn es nur möglich ist, sie in unsere Gesellschaft zu ziehen. Es ist um den Versuch zu thun, erwiederte ich, und wir wurden eins, ihr folgendes Tages unsere Anschläge zu eröffnen.

Dieses geschah auch in der That. Allein ihr erster Widerstand schien etwas mehr, als eine blosse Bescheidenheit, zum

Grunde zu haben. Lieben Kinder, sagte sie, nachdem sie unsern Vortrag mit einiger Bewunderung angehöret hatte, was hat euch immermehr auf diese Gedanken gebracht? Bedenket nur, was ihr euch für Urtheile über den Hals ziehen werdet! Die Mannspersonen werden gewiß lange nichts zu lachen gehabt haben. Doch vergebet mir diese Worte! Ihr beyde seyd geschickt genug dazu; ich hingegen finde mich viel zu schwach: darum verschonet meine Schultern mit dieser Bürde. Sie suchte uns noch ferner vorzustellen, wie leicht unsere Namen kund und offenbar werden könnten; da man denn mit Fingern auf uns zeigen, und uns also zum allgemeinen Gelächter machen würde. Sie fand uns aber gegen alle diese Einwürfe so wohl verwahret, und mit neuen Gegenvorstellungen so reichlich versehen, daß sie sich endlich genöthiget sah, nachzugeben. Ihre vorige Blödigkeit verschwand allmählich, und sie ward zuletzt eben so eifrig als wir, dieses Vorhaben ehestens zum Stande zu bringen.

In unserer ersten Zusammenkunft ward festgesetzet, daß unsere wöchentliche Schriften den Namen der vernünftigen Tadlerinnen führen sollten. Das klingt großsprecherisch und verwegen genug! so wird hier mancher denken. Allein gemach, meine Freunde! man höre zuvor unsere Erklärung darüber an. Tadeln heißt, unserer Einsicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menschen beurtheilen, und diese Urtheile durch Worte oder Schriften zu verstehen geben. Wir halten dieses für eine Sache, die nach Beschaffenheit der Umstände gut oder böse, löblich oder sträflich werden kann; obgleich das letzte weit gemeiner ist, als das erste.

Simplex, und seine Schwester, Simplicia, bilden sich bey ihrer Dummheit sehr viel ein, und wollen mit Gewalt scharfsinnig heißen: darum werfen sie sich zu Richtern,

oder

oder daß ich recht sage, zu Spöttern über andere Leute auf. Sie sind nirgends lieber als an denen Oertern, wo sie viele Personen von beyderley Geschlecht in Augenschein nehmen und betrachten können. Da haben sie nun schärfere Augen, als Luchse. Sie sehen auf alle Kleinigkeiten, und eröffnen ihre Urtheile durch Worte und Geberden. Was tadeln sie aber? Nichts, als solche Fehler, die kein Mensch ändern kann. Simplicia macht von den Mannsbildern den Anfang. Bald findet sie an den Füssen etwas auszusetzen. Bald ist das Gesicht nicht nach ihrer Phantasie gebildet. Bald ist der ganze Leib nicht wohl gewachsen. Diesem sind die Schultern zu breit, und jenem zu schmal. Der eine hat schielende, der andere triefende, der dritte gar Katzenaugen. Simplex folget ihrem Exempel, und beurtheilet das Frauenzimmer. Das eine ist zu blaß, das andere zu roth; dieses zu mager, und jenes zu fett. Bald sind die Füße gar zu ungeschickt; bald fehlt den Händen etwas: bald geht es über die Gestalt des ganzen Leibes her. So verrathen denn beyde ihren groben Unverstand im Tadeln.

Momus, ein ungereimter Grillenfänger, will seine scharfe Beurtheilungskraft auch sehen lassen. Er meistert alles, was nicht mit seinen wunderlichen Einfällen übereinkömmt; wird aber nicht gewahr, daß sich dieselben unmöglich ausführen lassen. Er sagt, der Mensch hätte billig ein Fenster in der Brust haben sollen: damit man seine heimlichen Gedanken schon von außen wahrnehmen könnte. Dem Ochsen sollten, seiner wohlbedächtigen Meynung nach, die Hörner nicht vor der Stirne, sondern vor der Brust stehen; wo er vermuthlich weit mehr Kräfte hat, dieselben zu gebrauchen. Ja er hält alle seine Landsleute für Narren, weil sie ihre Häuser nicht auf bewegliche Räder erbauen:

damit man sie nach Belieben von einem Orte zum andern bringen, und also manchen bösen Nachbar los werden könne. Wer sieht aber nicht, daß dieses Tadeln aus einer eigensinnigen Narrheit herrühret?

Der lieblose Schadenfroh machet sich an diejenigen Fehler der Menschen, die sich in der That wohl verbessern lassen. Darinnen thut er nun zwar klüger, als jene: allein er versieht es in einem andern Stücke. Wenn er die Fehler und Gebrechen der Menschen wahrnimmt, so kützelt er sich darüber. Er ziehet sie mit höhnischen Worten durch, und suchet die Personen selbst lächerlich zu machen. Dadurch aber schadet er ihrem guten Namen, ja bisweilen gar ihrem Glücke: zu geschweigen, daß er sich selbst unbedachtsamer Weise unzählige Feinde auf den Hals ladet.

Es sey ferne von unseren künftigen Arbeiten, daß wir eine von diesen verwerflichen Gattungen des Tadels nachahmen sollten. Unsere grösseste Sorgfalt wird dahin gehen, daß wir erstlich nur solche Fehler anmerken mögen, die einem Menschen wirklich zugerechnet werden können, und also wahrhaftig unter die Fehler gehören. Unser Tadeln soll ferner bescheiden seyn. Denn wir werden keine Urtheile von solchen Dingen fällen, die mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit und Kräfte erfordern, als wir besitzen, und folglich für uns zu hoch sind: wie wir denn beyläufig erinnern, daß unsere Gedanken mehr aus einem natürlichen Verstande, und einer angebohrnen Lebhaftigkeit des Geistes, als aus einer eigentlichen Gelahrtheit, oder großen Belesenheit, herfließen werden. Unser Tadeln soll endlich auch kein spöttisches, sondern ein wohlgemeyntes und liebreiches Tadeln seyn. Denn wir werden unsern Vortrag so einrichten, daß keiner dadurch erbittert oder zum Zorne gereizet werde: ja wir wollen uns auch

ange-

angelegen seyn lassen, die Mittel vorzuschlagen, die, unsrer wenigen Einsicht nach, zu desto leichterer Abschaffung mancher Schwachheiten behülflich und dienlich seyn können. Weil wir nun dafür hielten, daß iemand, der auf solche Weise tadelt, sich recht vernünftig aufführet: so haben wir kein Bedenken getragen, uns die vernünftigen Tadlerinnen zu nennen.

Sollte nun ein Vorhaben, welches auf itzterwähnte Weise eingerichtet ist, sträflich seyn? Unsers Theils besorgen wir dieses keinesweges: vielmehr sind wir versichert, daß die Pflicht, die uns als Christen oblieget, uns unter einander zu ermahnen, zu warnen und zu strafen, uns dazu genugsam berechtige. Der Mensch ist ohne Zweifel so erschaffen, daß er unzählige Vollkommenheiten erlangen kann, die er noch nicht wirklich besitzet. Daher schließet man, Gott habe ihm diese Fähigkeit in keiner andern Absicht gegeben, als daß er sie wirklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden trachten soll. Es ist auch nicht genug, daß ein ieder für sich allein sorge: sondern die durch die Vernunft und Offenbarung uns allen vorgeschriebene Liebe unsers Nächsten verbindet uns auch, für andere zu sorgen. Wie können wir aber die Vollkommenheiten unserer Brüder und Schwestern besser befördern, als wenn wir ihnen die Unvollkommenheiten zeigen, die sie noch an sich haben, und sie vor denen Fehlern warnen, die ihnen hier und dar noch ankleben? Dieses wird also unsere vornehmste Absicht seyn: und ob wir es gleich bisweilen, mehrerer Deutlichkeit halber, unter erdichteten Namen und Personen bewerkstelligen werden; so darf doch niemand denken, daß dieses lauter wahrhafte Begebenheiten wären, die man aus Haß, oder aus feindseligen Absichten so deutlich beschrieben hätte. Nein, es sollen nur Bil-

der seyn, die, zu desto lebhafterer Vorstellung der Laster, mit Fleiß also entworfen worden.

Was dünket euch ietzo, meine Freunde, von dieser neuen moralischen Schrift, die euch anfänglich so verächtlich geschienen? Ist euren Einwürfen durch die bisherige Eröffnung unsers Vorhabens ein Gnügen geschehen, und seyd ihr dadurch auf andere Gedanken gebracht; so sind wir glücklich. Bleibet ihr aber bey eurer vorigen Sprödigkeit, bleibet ihr bey der vorgefaßten Meynung, daß von einem, oder von etlichen unstudierten Weibesbildern nichts lesenswürdiges, nichts tüchtiges zu hoffen sey: wohlan, so glaubet, was ihr wollet; wir werden es euch nicht wehren. Das beste ist, daß auch ihr nicht vermögend seyd, unser löbliches Vorhaben zu stören. Will einer oder der andere seine Kräfte versuchen, und uns etwa in Schriften angreifen: so kann er zum voraus wissen, daß weder unser Geschlecht, noch unsere besondere Neigungen uns zum Zanken und Streiten fähig gemacht haben. Wiewohl wir machen uns die Hoffnung, daß niemand seine heldenmüthige Gelehrsamkeit so misbrauchen werde, daß er in Widerlegung einiger Frauenzimmer eine besondere Ehre suchen sollte.

Wer wird aber unsere Blätter ins künftige lesen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menschen. Die Tugendhaften darum, weil sie eben das Vergnügen darinnen finden werden, was schöne Angesichter vor einem Spiegel antreffen. Die Lasterhaften werden es zum Theile deswegen thun, weil sie, ohne alle Beschämung, ihrer Fehler gewahr werden, und unvermerkt lernen können, wie sie sich am besten davon befreyen sollen: zum Theile auch darum, weil sie sich nicht durch eine unbedachtsame Verachtung dieser Schrift selbst bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen.

len. Dergestalt wird allezeit dasjenige Blatt, welches die gemeinsten Mängel entdecket, die allermeisten Käufer zu gewarten haben. Die höflichen Mannspersonen ins besondere, werden ihre rühmliche Gefälligkeit gegen unser Geschlecht, dadurch an den Tag legen können. Sie werden sich, nach ihrer gewöhnlichen Artigkeit, bey ihren Schönen angenehm machen; wenn sie dasjenige nicht verachten werden, was von deren Mitschwestern herkömmt, und was ihnen so manche gute Erinnerung geben wird. Wie gerne nehmen sie es nicht an, wenn ihre Lesbien, Flavien, Cynthien, 2c. etwas an ihrer Aufführung erinnern? Wie verbindlich danken sie nicht dafür? Sie bitten noch wohl gar, daß dieselben nur fortfahren mögen, dergleichen zu thun. Wir verlangen nicht die Hälfte von allen diesen Höflichkeiten, und sind zufrieden, wenn sie uns nur nicht für ihre Feindinnen erklären werden.

Ihr aber, artige Mitschwestern, ihr könnet euch alle eine Ehre daraus machen, daß auch euer Geschlecht zu dergleichen moralischen Arbeiten, wo nicht Fähigkeit, dennoch Neigung und Eifer genug habe blicken lassen.

Calliste.



****

Das II Stück.

Den 10 Jenner, 1725.

Canitz.

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.

Die unnützen und gezwungenen Höflichkeiten, die man einander im gemeinen Leben zu bezeigen gewohnt ist, scheinen dem Naturelle unsers Deutschlandes so wenig gemäß zu seyn, daß man auch kein rechtes deutsches Wort hat, womit man das französische, Compliment, gebührend ausdrücken könnte. Unsern Vorfahren war die Sache selbst unbekannt; oder sie hatten doch zum wenigsten kein Belieben daran: daher achteten sie es auch nicht für nöthig, ein solches Wort einzuführen. Heute zutage haben wir kaum den Namen der Deutschen übrig behalten. Unsere Kleidungen sind den Kleidungen unsrer Großältern nicht mehr ähnlich; unsere Häuser sind verändert; unsere Speisen sind öfters ein unnatürlicher Mischmasch wider einander laufender Dinge. Unsere Sprache selbst ist nicht mehr natürlich, oder rein, wie vorzeiten; sondern entweder voller gekünstelten und schwülstigen Redensarten, oder voller lateinischen, italienischen und französischen vermeynten Zierlichkeiten.

Am neulichen Neujahrstage habe ich mit besonderer Aufmerksamkeit die gewöhnlichen Glückwünsche vieler Leute angehöret; aber es waren sehr wenige, die mir nicht Anlaß gaben, bey mir selbst zu lachen. Man ist verbunden, seinem Nächsten nicht nur alles Gute zu gönnen, wenn es ihm widerfähret, sondern auch anzuwünschen, ehe er es noch erlanget. Daher haben ohne Zweifel die ersten Neujahrswünsche

ihren

ihren Ursprung genommen. Es hat vielleicht ein Herzensfreund den andern, mit einer innerlichen Empfindung, also angeredet: " Ach mein wehrter Freund, ich bin erfreut, daß
" du, sowohl als ich, dieses neue Jahr in Gesundheit und gutem
" Wohlstande angetreten hast. Gott gebe, daß wir es auch
" mit Vergnügen endigen mögen!" So hat die Natur einem aufrichtigen Gemüthe die Worte in den Mund gelegt. Wie macht man es aber zu diesen Zeiten? Es muß alles fein künstlich, ja gar ängstlich ersonnen, in weitläuftige, oder doch fremde Worte verstecket, und mit sehr vielen Zierrathen ausgeputzet seyn. Mit einem Worte, man muß complimentiren.

Es kam am Neujahrstage ein gewisser Mensch zu einem meiner Anverwandten, der sein Gönner ist, eben, als ich ihm, so zu reden, nur mit dreyen, aber wohlgemeynten Worten, Glück gewünschet hatte. " Eure Excellence wer-
" den pardoniren," hieß es: " daß ich, als Dero Client, mir
" die Permission ausgebethen, zu dem mit aller Prosperité
" angetretenen neuen Jahre, mit gehorsamstem Respecte und
" tiefster Submission zu gratuliren, und sincérement zu
" wünschen, daß der Höchste Eure Excellence in allem
" contentement dieses und viele andere Jahre conserviren
" wolle, damit ich ehestens occasion habe, meine temoignage
" zu bezeigen." Hätte der gute Mensch mehr französische Wörter gewußt, ich zweifele nicht, er würde sie eben so artig in seinen Glückwunsch zu flechten gewußt haben, als diese unvergleichliche temoignage. Er versteht sonst die französische Sprache nicht besser, als ich die hottentottische; und dieses wäre ihm endlich keine Schande, wenn er nur seine Muttersprache verstünde. Wie soll er sie aber verstehen, wenn er sie nicht lernen will? Er hält es für eine Artigkeit, oder, daß ich mich seiner beliebten Mundart bediene, für eine Politesse, wenn

man

man auch die galante mode mitmachet. Man muß sich von der Canaille auch en parlant distinguiren; dergleichen tours im Reden sind schon im Deutschen recipiret, ja fast naturalisiret und nationalisiret. Sollte man doch fast auf die Gedanken kommen, daß solche Leute nicht von deutschem Geblüte entsprossen wären; sondern zum wenigsten einen französischen Vater gehabt hätten.

“ Ma chere Tante,” redete mich folgendes Tages meine Befreundete an, “ ich gratulire mir, da ich euch dieß Jahr “ zum erstenmal die Visite geben kann, und wünsche, daß “ euer charmantes Wesen euch ehestens diejenige mariage “ effectuiren möge, die ihr durch eure meriten = = = = die ihr “ durch eure meriten = = = =” hier wußte sie nichts weiter = = = = “ schon lange meritirt habt,” kam endlich der lahme Beschluß hinten nach. Ich dachte bey mir selbst an den schönen Vers, in Philanders von der Linde satirischen Gedichten:

Doch bey dem allen läßt sich noch das Wunder spüren,
Daß, die es nicht gelernt, dennoch französisch parliren.
Da heißt das andre Wort gloire, renommée,
Massacre, bel esprit, fier, capricieux.
La Precieuse hat das Deutsche ganz verschworen:
Es klingt zu païsan in ihren zarten Ohren,
Und kömmt nach ihrem gout canailleux heraus:
Ein Wort französisch ziert den ganzen Menschen aus.

Weil ich aber nicht gar zu vertraulich mit der erwähnten Freundinn umgehe; so enthielt ich mich dießmal, sie zu tadeln: indem ich nur in meiner Antwort den Wunsch ablehnete, dessen Erfüllung an ihr selbst ihr ohne Zweifel weit angenehmer seyn würde, als an mir.

Ich gestehe es, daß dieser Fehler der Sprachenvermischung unsern Deutschen nicht allein anklebt. Viele Franzosen

zosen beyderley Geschlechts haben sich in das Lateinische und Italienische verliebt, so, daß sie es sehr gerne in ihre Gespräche und Reden einmischen. Ja das alte römische Frauenzimmer soll schon das Griechische mit dem Lateinischen, als seiner Muttersprache, vermenget haben; weßwegen es einer von ihren satirischen Poeten durchgezogen hat: wie wir beydes aus einer Anmerkung in Philanders satirischen Gedichten wahrgenommen haben. Allein kann denn ein Fehler deswegen eine Tugend werden, weil er bey unterschiedenen Völkern begangen wird? Was kann aber ungereimter seyn, als eine solche abgeschmackte Vermischung zwoer oder dreyer Sprachen? Man versuche es doch im Deutschen mit der pohlnischen, böhmischen oder wendischen; so wird man hören, wie wunderlich es klingt. Meynt man, mit dem Französischen habe es eine ganz andere Bewandniß; dieses sey eine weit angenehmere und zierlichere Sprache, wodurch man der Härtigkeit unserer deutschen Mundart zu Hülfe kommen könne; so frage ich: Warum bedienen wir uns denn nicht auch engländischer Flickwörter? Giebt auch wohl diese Sprache der französischen im geringsten Stücke etwas nach? Oder, wenn die französische so weich und zärtlich wäre, warum würde man denn in Frankreich italienische Zierrathe suchen? Die Armuth der Sprachen kann man auch nicht zum Vorwande gebrauchen. Denn ob man gleich die eine nicht von Wort zu Wort in die andere übersetzen kann, welches in keiner einzigen angehen soll: so sind sie doch alle so reich an Worten, Redensarten und angenehmen Ausdrückungen, daß man alle seine Gedanken in iedweder ganz bequem zu verstehen geben kann. Ins besondere ist in unserer deutschen Sprache von allen, die sie recht verstehen, ein solcher Ueberfluß wahrgenommen worden, daß sie hierinnen der lateini-

schen und griechischen nichts nachgeben darf: der französischen, welschen und englischen aber, welches lauter Sprachen sind, die aus einer seltsamen Vermengung der Mundarten vieler Völker entstanden, sehr weit vorzuziehen ist.

Es giebt noch eine andre Gattung von Complimenten, die zwar nicht so weitläuftig und künstlich, aber eben so wenig zu loben ist. Man hört sie unter Leuten, die sich aus der so genannten galanterie nichts machen. Da heißt es: Profit das neue Jahr! Bon jour, mein Herr! Ich gratulire zum Feste u. d. m. Diese Redensarten sind ebenfalls, im Absehen auf die Sprache, ein geflicktes Wesen, das weder deutsch, noch lateinisch, noch französisch heißen kann; sondern jener Flattermaus in der Fabel ähnlich ist, die sich bald zu den Thieren, bald zu den Vögeln zählte, da sie doch keines von beyden war. Den Wunsch selbst betreffend, so wollte ich wohl behaupten, daß erwähnte Worte, in dem Munde der allermeisten, bloße Töne sind, dabey sie nicht das geringste gedenken. Sie sind wie jener Rabe, der den Gruß an den Kaiser sehr fertig aussprechen konnte, aber selbst nicht wußte, was er sagte. Die Zunge ist in unsern Complimenten gleichsam ein Uhrwerk, welches Jahr aus Jahr ein fortläuft, und zu gewissen Zeiten schon seine bestimmte Worte ausspricht, ohne daß die Seele viel daran denken sollte. Ich habe einen Papagey, den habe ich die Worte gelehret: Seyd willkommen! Diese rufet er ohn Unterlaß, sowohl wenn iemand kömmt, als wenn iemand weggehet. So bald sich etwas seinem Gehäuse nähert, so heißt es: Seyd willkommen! Und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als neulich die Katze über ihn her war, und er unter ihren Klauen in Lebensgefahr gerieth. Denn ob er sich schon voller Angst derselben zu entziehen suchte; so schrie er

doch

doch immer: Seyd willkommen! So geht es mehrentheils bey unsern Glückwünschen. Es mag uns Freund oder Feind anreden; wir mögen ihm Gutes oder Uebels gönnen; so spricht doch der Mund: Ich gratulire: Prosit, Bon jour, u. s. w.

Ich habe meinen Verdruß über dergleichen abgeschmackte Gewohnheiten bey verschiedener Gelegenheit spüren lassen. Daher hatte sich ein guter Freund die Regel gemacht, er wollte mich allezeit mit einem reinen deutschen und neuersonnenen Glückwunsche anreden. Das that er auch neulich, als er mich im Anfange dieses Jahrs antraf.

Es hieß: " Hochgeschätzte Schöne, mein Herz klopfet,
" und mein Blut wallet vor ungewöhnlicher Freude, da Dero
" sternengleiche Augen dieses Jahr zum erstenmal zu erblicken
" das Glück habe. Meine brünstige Seufzer sind Opfer,
" welche Deroselben von dem gütigen Himmel nichts anders,
" als eine vollkommene Glückseligkeit, und den erfreulichen
" Genuß eines immerwährenden Vergnügens erbitten wollen.
" Denn ich kann mit einer eidlichen Aussage bekräftigen, daß nie-
" mand mehr Theil an Dero blühendem Wohlstande nehmen
" wird, als ich; insonderheit wenn Sie mir den unvergleichlichen
" Ehrentitel ihres getreuesten Dieners vergönnen werden."

Es kam mir bey dieser Anrede nicht anders vor, als wenn ich einen hochtrabenden Romanhelden hätte auftreten sehen, dem sein Gehirn in solche Unordnung gerathen ist, daß er nicht mehr wie andere Menschen reden will. Meine Antwort hierauf war: Ich bin nicht im Stande, ein so artig ausgesonnenes Compliment sogleich in der Geschwindigkeit zu beantworten. Sie werden mir also einige Zeit erlauben, bis ich Gelegenheit finde, auf eine Antwort zu studiren, die ein so scharfsinniger Glückwunsch verdienet. Diesen Fehler begehen mehrentheils Leute, die eine gar zu feurige Einbildungs-

bildungskraft haben. Sie übersteigen sich in allen ihren Gedanken und Ausdrückungen, und bringen daher solch schwülstiges Zeug zu Markte; daß andere, die genauer zu denken und zu reden gewohnt sind, sich des Gelächters eben so wenig enthalten können, als ein Kenner der Edelgesteine, welchem man böhmische Diamanten für morgenländische aufdringen will.

Diesen und anderen Unartigkeiten nun in dem gewöhnlichen Umgange abzuhelfen, ist, auf meinen Vorschlag, unter sechs von meinen bekannten Freundinnen, ein gewisses Verbündniß aufgerichtet worden, davon ich zum Beschlusse einige Nachricht geben will. Wir nennen uns die Gesellschaft der deutschen Musen. Denn ob sich gleich unsere Anzahl nicht auf neune erstrecket, so hoffen wir doch, dieselbe durch den Eintritt mehrerer bald voll zu machen. Unsre Absicht ist vornehmlich, uns selbst in der Reinigkeit unserer Muttersprache zu üben, und eine vernunftmäßige Art des Ausdrucks der Gedanken einzuführen. Ich kann aber keine vollkommnere Nachricht davon geben, als wenn ich diejenigen Grundsätze hier beyfüge, über welche wir uns bey Stiftung dieser Gesellschaft verglichen haben.

1. Wer in die Gesellschaft der deutschen Musen aufgenommen werden will, der muß durch einen reinen deutschen Brief, der an die Gesellschaft gerichtet ist, um eine solche Stelle Ansuchung thun.

2. Wenn nun dieser in der Versammlung vorgelesen worden, und Beyfall gefunden hat: alsdann wird es der Unterschriebenen erlaubet, sich bey uns einzufinden; da sie denn von einer unter uns, mit einer ebenfalls reinen deutschen Bewillkommung, empfangen wird.

3. Unsere Versammlungen geschehen wöchentlich zweymal, nemlich Mittwochs und Sonntags nach geendeter Nachmittagspredigt.

4. So

4. So bald wir beysammen sind, wird am Sonntage etwas aus Scrivers, Müllers, Mayers, Lassenius, oder auch des Herrn Mosheims Büchern; die Mittwoche aber aus des Herrn von Caniz und Bessers Schriften ein Stück vorgelesen: da denn insonderheit die Lobrede des letztern, die er auf seine unvergleichliche Kühleweininn geschrieben, schon etliche mal mit großem Nutzen durchgegangen worden.

5. Sodann ergetzen wir uns mit einer vertraulichen Unterredung, geben aber genau Acht, daß kein fremdes Wort, auch keine unverständliche Redensart, in unsere Gespräche gemischt werde. Welche dawider handelt, muß, zur Strafe, aus des Boileau Satire auf das weibliche Geschlecht, oder, dafern sie kein Französisch versteht, aus Philanders oben erwähnter Tadelschrift, zehn Verse auswendig lernen, und in der nächsten Zusammenkunft hersagen.

6. Welche unter uns ertappet wird, daß sie in Melisso, Celanders, Behmeno, oder anderen dergleichen Schriften lieset, wo viele französische Wörter mit unterlaufen, die wird aus der Gesellschaft gestoßen.

7. Hingegen stehet es allen frey, Lohensteins Arminius, die Octavia, die asiatische Banise, imgleichen Richeys, Neukirchs, Opitzens, Amthors, gebundene und ungebundene Sachen, nebst Johann Adolph Hoffmanns Schriften zu lesen.

8. Des Melisso, Celanders und Behmeno Schriften liegen allezeit bey uns unter dem Caffeetische; und die Lampe unter der Kanne wird niemals anders, als mit einem Blatte derselben angezündet.

9. Keine unter uns darf auf ihren Nehrähmen ein Gedicht stecken, welches gut deutsch geschrieben ist. Wo

hingegen viel lateinische oder französische Wörter eingemischt sind, da ist es erlaubt.

10. Keine unter uns ist befugt, einer Mannsperson freundlich zu begegnen, die in ihren Höflichkeiten ein Sprachengemenge macht, oder in anderen Gesprächen viele fremde undeutsche Wörter einmischet.

Wie wir nun in dieser vertraulichen Gesellschaft allezeit viel Vergnügen finden, und allmählich zu einer ziemlichen Fertigkeit in unserer Muttersprache gelangen werden: also hoffen wir, daß auch andere lehrbegierige Personen unsers Geschlechts, unserm Beyspiele hierinnen folgen, und sich dieses annehmlichen und nutzbaren Zeitvertreibs bedienen werden.

Phyllis.



****

Das III Stück.

Den 17 Jenner, 1725.

Canitz.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen.

Ich gieng unlängst mit der größten Vorbereitung in die Nachmittagspredigt, und hoffte daselbst in einem andächtigen Gottesdienste mein Vergnügen zu finden: allein Liebknecht, ein eitler Mensch, machte mir meine Hoffnung ganz zu Schanden. Ich traf ihn schon vor mir, bey dem nächsten Kirchenstuhle, an. Seine Kleidung, seine Handlungen und alle seine Geberden verriethen, daß er nicht Gott, sondern den Menschen gefallen wollte. Wohin man sah, da fand man etwas artiges. Die lockigten Haare waren stark gepudert. Unter dem Halse spielte ein großer Diamant hervor. Das Kleid war nach der neuesten Art verfertiget, und die Wäsche schien fast weisser als der Schnee zu seyn. Er hatte nichts vergessen, wodurch er sich annehmlich machen konnte; und die Natur hatte ihm nichts versaget, was seinem Ausputze das rechte Leben gab. Die Bildung des Gesichtes steckte voller Reizungen, und diese waren sehr stark, weil sie noch die erste Kraft hatten. Die Augen blitzten mit einem durchdringenden Feuer, und daher mochte auch der Fehler entstehen, daß sie allzuflüchtig waren. Seine Glieder waren alle so gewachsen, als ob sich die Natur mit Fleiß vorgenommen hätte, einen Körper aus ihnen zu bauen, der vollkommen seyn sollte. Und er hatte sie, durch seinen Fleiß, zu solchen geschickten Bewegungen ge-

wöhnet, daß man nichts darinnen finden konnte, was der Vollkommenheit des Leibes zuwider gewesen wäre. Ich glaube, wenn Cupido den besten Romanenritter eingebüßet hätte, so würde er ihn an diesem Liebknecht wieder gefunden haben. Denn er gab dabey zu verstehen, daß er nicht unempfindlich sey.

Bellinde hatte sich kaum auf ihrem Platze eingefunden, so merkte man alsbald, daß er nicht so gelassen mehr war, als er anfangs zu seyn schien. So flüchtig seine Augen vorher in der Kirche herumgiengen, so unbeweglich wurden sie an Bellinden. Er sah nicht mehr zufrieden aus, und weil sich vermuthlich die Lebensgeister in Menge nach den Augen ziehen mußten, so war es kein Wunder, daß er den Kopf unterstützte. Er seufzete, er stellte sich so kläglich, daß man ihn, wenn er an einem andern Orte gestanden, für den bußfertigen Zöllner hätte ansehen müssen. Bellinde mochte ihm unterdessen keinen kaltsinnigen Blick gegeben haben. Er erholte sich daher in etwas, wie ein Patient, der durch eine Arzney neue Kräfte bekömmt. Er brachte seinen Leib in die beste Stellung; er eiferte wider die, welche ihm in dem Gedränge des Volkes seine ordentlich gelegten Haarlocken aus einander rissen; und damit ihm die Halsbinde seinen kostbaren Stein nicht verdecken möchte, so strich er sie sehr oft mit den Fingern hinter den Hals. Bald las er die Fäserchen von dem Kleide, kurz darauf sah er gar in den Taschenspiegel, damit er das verbessern möchte, was ihn etwa verstellen könnte. Und wenn er weiter nichts zu thun hatte, so nahm er seine Tabacksdose, und machte sie so weit auf, daß man von ferne die verliebte Abschilderung, welche an dem Deckel derselben gemalet war, erkennen konnte. Endlich zog er ein Papier hervor, auf welchem, so viel mir die Abtheilung der Schrift wies, Arien mit untermischten Recitativen stunden. Er las dieselben mit einer lächelnden Mine durch, und so oft er

daben Bellinden ansah, so oft mochte in dem Texte seine Neigung ausgedrückt seyn. Ich wäre bey dieser Begebenheit vor Aergerniß fast gestorben. Mir ekelte, die Possen länger anzusehen, und ich eilte, so bald es der Wohlstand zuließ, aus der Kirche.

Ich trat vor Verdruß, als ich nach Hause gekommen war, an das Fenster, um der Eitelkeit dieser Aufführung nachzudenken. Allein ich wurde bald in dieser Beschäfftigung gestört, weil mich eine meiner Freundinnen, die junge Liebmanninn, besuchte. Wir giengen an den Ort, den ich allererst verlassen hatte, und wir thaten kaum den ersten Blick auf die Gasse, so sagte sie schon zu mir: Sehen sie doch, was für ein artiger Cavallier der Bellinde nachfolgt! Er ist gewiß recht wohl gewachsen. Der Mensch muß ungemein wohl zu leben wissen. Ach sehen sie doch die verpflichtete Art an, mit welcher er derselben seine Hochachtung bezeuget! So sind sie eine so große Freundinn der Eitelkeiten? antwortete ich darauf. Was für Eitelkeiten verstehen sie? fragte sie mich ferner. Diejenigen, gab ich darauf zur Antwort, welche sie an dieser verliebten Mannsperson gerühmt haben. Ich weiß nicht, was sie haben wollen, erwiederte sie: entweder ich muß nicht verstehen, was artig und lobenswerth ist, oder sie müssen einen heimlichen Haß auf diesen Menschen haben. Ich bin seine Feindinn nicht, versicherte ich sie; doch kann ich auch seine Aufführung nicht billigen. Was wissen sie denn von seiner Aufführung? fragte sie mich. Das, was ich heute, zu meinem größten Verdrusse, in der Kirche von ihm gesehen habe, war meine Antwort. Kann ich so glücklich seyn, es zu hören, versetzte sie. Ich will ihnen alles erzählen, ohne daß ich das geringste darzu thue, erwiederte ich: und hiermit meldete ich ihr alles, was ich bishero umständlich von ihm beschrieben habe.

O Eigensinnige! rief sie hierauf aus. So nennen sie eine erlaubte Galanterie Eitelkeiten? Wollen sie denn, daß die lebhaften Mannspersonen zu steinernen Bildern werden sollen? Bey ihnen muß gewiß die Thorheit Galanterie seyn, rief ich ihr entgegen, und sie möchtens vielleicht gern sehen, daß alle Bildseulen lebendig würden. Eine Mannsperson, fuhr sie fort, die sich gegen das Frauenzimmer nicht verpflichtet aufführet, ist eine schlechte Creatur. Und eine Mannsperson, redete ich dargegen, die gegen ein Frauenzimmer in der Kirche verliebt thut, verdienet wenig Hochachtung. Wovon streiten wir? fragte sie. Von den Fehlern der Mannspersonen in der Kirche, welche sie entschuldigen wollen, antwortete ich. Man muß auch die Fehler nicht größer machen als sie sind, versetzte sie. Ist das kein großer Fehler? war meine Gegenrede, wenn man durch eine solche eitele Aufführung den Tempel entheiliget? Ich meyne ja wohl, daß dieser allerheiligste Ort abscheulich entweihet wird, wenn man durch so sträfliche Handlungen an den Tag legt, daß man ihn für ganz gemein hält. Sollen denn das die öffentlichen Kennzeichen seyn, daß man ein Wesen verehret, von welchem man seinen Ursprung und seine Erhaltung hat? Darf man wohl in dem Pallaste eines Fürsten etwas vornehmen, welches der Ehrerbietung zuwider läuft, die man ihm schuldig ist? Sie treiben vielleicht die Sache zu hoch? wandte sie dargegen ein. Ich habe noch zu wenig gesagt, beantwortete ich den Einwurf; ich muß noch erinnern, daß sich dergleichen Mannspersonen einer großen Verantwortung schuldig machen. Zu was für einer Kaltsinnigkeit in dem äußerlichen Gottesdienste verführet nicht dieses leichtsinnige Verfahren das gemeine Volk? Die armen Leute haben fast nichts anders übrig, als die Exempel der Vornehmern; wenn sie beurtheilen wollen, ob es recht oder unrecht sey, was

sie

sie zu thun gesonnen sind. Das Licht der Vernunft scheinet bey ihnen zu schwach, und ist ganz verdunkelt, wenn es gegen diese Fackel gehalten wird, wovon ihnen der Glanz so helle in die Augen leuchtet. Nun wissen sie ja wohl, ohne mein Erinnern, daß uns das Verbrechen eines andern, worzu wir Gelegenheit gegeben, oder gar den Grund gelegt haben, als unser eigenes zugerechnet wird. Und sie können leicht begreifen, was für Folgerungen entstehen müssen, wenn denen Menschen, die sich mit keiner gründlichen Untersuchung helfen können, die Meynung beygebracht wird: daß es nicht viel zu bedeuten habe, wenn man auch gleich den äußerlichen Gottesdienst so genau nicht in acht nimmt. Es folgt aus dieser Meynung ein Verbrechen nach dem andern. Die gemeinen Leute halten den äußerlichen Gottesdienst, wie er es in der That ist, für etwas sehr großes, und denken: Hat es nichts zu sagen, wenn ich mich hier nicht so strenge aufführe; so werde ich auch von Gott nicht viel zu befürchten haben, wenn ich in anderen Dingen, die er für geringer hält, etwas nachläßig bin.

Ach diese Sittenlehre ist zu scharf! war ihr Einwurf. Und die ihrige zu gelinde; war ich mit meiner Antwort fertig. Wer sind diejenigen, fuhr sie fort, die sie tadeln? Sind es nicht junge Leute; Leute, die von einem feurigen Naturelle sind? Bey diesen darf man es nicht so genau nehmen. Sind es nicht auch Leute, versetzte ich, die sich eben zu dem Ende hier befinden, daß sie ihre Neigungen sollen zwingen lernen? Ach! darzu gehört viel Zeit, erwiederte sie, und da darf man diese Kleinigkeiten ‥‥ Was? Kleinigkeiten, fiel ich ihr in die Rede. Es ist ein schlechtes Merkmaal, daß sich ein Mensch bessern werde, wenn er nicht von dem anfangen will, was er am leichtesten abstellen kann. Ach es ist schwer! antwortete sie, sich demjenigen nicht zu nähern, was man liebet, und die

besten Gelegenheiten vorbey gehen zu lassen, bey welchen man dasselbe seiner Hochachtung versichern kann. Es ist aber auch eitel, erwiederte ich, wenn man es in der Kirche thun will. Ist denn die Kirche ein Opernhaus, daß man darinnen allerhand Liebesbegebenheiten spielen darf? So werden sie die Manns-Personen alle aus der Kirche verbannen müssen, rief sie aus. Sie mögen alle darinnen bleiben, versetzte ich, wenn sie sich nur von unsern Stühlen entfernen, und ihren angewiesenen Ort einnehmen. Womit haben sie doch die Mannspersonen beleidiget, sagte sie hierauf, daß sie so gar strenge gegen sie seyn wollen? Mit nichts; gab ich ihr zur Antwort. Warum sind sie ihnen denn so zuwider? fragte sie. Sie gefallen mir nicht, wenn ich sie so unverantwortliche Fehler begehen sehe. Sie lassen sich ja noch wohl verantworten, entschuldigte sie dieselben ferner. Giebt man ihnen denn nicht den Rath, daß sie unsere Bekanntschaft suchen sollen? Stehen ihnen denn aber unsere Häuser gleich offen? Müssen sie uns nicht zuvor kennen lernen? Ist es denn nicht nöthig, daß wir ihre Geschicklichkeiten wissen? Wo haben sie wohl so viel Gelegenheit, uns dieselben zu zeigen, als in der Kirche? Wer hat ihnen iemals die Kirche dazu vorgeschlagen, wo sie sich bemühen sollten, uns kennen zu lernen? antwortete ich; wenn man ihnen auch gerathen hat, sich mit Frauenzimmer bekannt zu machen? Und werden wir denn etwa von feurigen Drachen bewahret, vor welchen man nur mit der größten Lebensgefahr zu uns kommen kann? Sie mögen ihre Geschicklichkeit auf der Gasse, in anderen Gesellschaften, und wo sie nur können, sehen lassen. Die Leute sind so neidisch nicht, daß sie uns dieselben verschweigen sollten.

Ich sehe schon, die Mannspersonen sollen mit Gewalt ihr Recht verlieren, sprach sie hierauf. Wie können sie doch

ein

ein Recht verlieren, das sie nicht haben? fragte ich sie. Ach sie zürnen vielleicht, fieng sie von neuem an, daß er seine Höflichkeit nicht gegen sie verschwenden wollen. Er würde bey mir schlecht angekommen seyn, gab ich zur Antwort, und ich habe mir auch vorgesetzt, daß ich mit meinen Augen keiner Mannsperson, in der Kirche zu sündigen, Gelegenheit geben will. Soll man sich denn wünschen blind zu seyn? versetzte sie. Das sey ferne, sprach ich; wiewohl man hat auch nicht zu befürchten, daß sie dieses thun werden. Zum wenigsten möchten sie es vielleicht gerne sehen, daß ich mir die Augen verbinden liesse? fuhr sie fort. Sie würden sich doch wohl bemühen, darunter hervor zu schielen, erwiederte ich. Was soll ich denn anfangen? rief sie endlich aus. Machen sie es, wo es ihnen gefällt, wie ich zu thun entschlossen bin, antwortete ich. Ich will alles dasjenige genau in acht nehmen, fuhr ich fort, worzu mich meine Schuldigkeit bey dem äusserlichen Gottesdienste in der Kirche verpflichtet. Ich will mit der andächtigen Versammlung singen, bethen, und wenn der Prediger auf der Kanzel steht, dessen geistliche Rede mit genauer Aufmerksamkeit anhören, und im übrigen der Regel eines vornehmen Gottesgelehrten nachkommen. Dieser will, daß man auch diejenigen Lieder aus dem Buche singen soll, welche man längst auswendig gelernet hat. Denn dadurch, schreibt er, zieht man seine flüchtigen Gedanken von allen eitlen Betrachtungen ab, und giebt seinen Augen keine Freyheit, unverantwortlich herum zu schweifen. Was werden aber die Mannspersonen von mir urtheilen? erkundigte sie sich bey mir. Sie werden denken, hieß meine Erklärung, daß sie an ihren Eitelkeiten keinen Gefallen haben. Dieses wird sie kaltsinnig machen, und sie werden ihnen nicht länger mit ihrer Gegenwart beschwerlich fallen. Sie werden mich aber für eigensinnig ansehen, sagte sie. Ich wollte,

daß sie hier etwas eigensinniger wären, als sie in der That sind. Ich werde mir von ihnen keine Gesetze vorschreiben lassen, sprach sie. Und hiermit hatte unsere Unterredung ein Ende.

Es ist gewiß höchst zu beklagen, daß unsere Gotteshäuser vielen wollüstigen Mannspersonen zu rechten Kuppelplätzen dienen müssen. Ich schäme mich, dieses Wort von den geheiligten Stäten auszusprechen: ich weiß aber den sündigen Misbrauch derselben nicht besser auszudrücken. Man pflegt insgemein einen Tempel mit dem Namen desjenigen zu belegen, welchem er gewidmet worden. Es ist kein Zweifel, daß die Freunde des Herrn Liebknechts, wenn sie das Recht hätten, bey manchem Tempel die Benennung zu ändern, den Namen, die Kirche Unserer Lieben Frauen, gerne mit diesem, die Kirche unserer Flavien, verwechseln würden. So weit vergehen sich die Menschen, wenn sie die verderbten und heftigen Neigungen, an statt des Verstandes, in sich herrschen lassen. Sie können aber nicht eher gebessert werden, als bis der unterdrückte Verstand, durch eine nachdrückliche Beyhülfe, zu seiner rechtmäßigen Herrschaft gebracht wird. Wie gut wäre es also, daß sie sich genugsam von der Heiligkeit der Gotteshäuser unterrichten liessen: und wie nützlich würde es vielleicht seyn, wenn ihnen von allen Pfeilern in der Kirche und auf allen Stühlen, vor welchen sie ihre Eitelkeit ausüben, diese Schrift in die Augen fiele:

Der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land.

Iris.

Das

****

Das IV Stück.

Den 24 Jenner, 1725.

Opitz.

: : : Welch schändlicher Gebrauch!
Indem uns manche so den guten Namen stehlen,
Und was wir nie gedacht, geschweige thun, erzählen.

Vor wenig Tagen befand ich mich in meines Bruders Zimmer, um mich mit ihm über verschiedene dunkle Oerter zu besprechen, die ich im Durchlesen einiger Blätter des Seneca angetroffen hatte. Doch meine Lehrbegierde mußte sich unverhofft einschränken lassen, indem einer von unsern Bedienten meinem Bruder die Ankunft der Herren Prahllieb und Windreich meldete. Wir hatten diese Nachricht kaum vernommen, so klopften sie bereits an die Thüre. Da ich nun Bedenken trug, mich diesesmal ihrer complimentirsüchtigen Eitelkeit Preis zu geben, so eilte ich nach dem verschlossenen Cabinete, welches in dem Zimmer war, um daselbst so lange zu bleiben, bis wir, wie ich hoffte, in kurzem das Glück haben würden, sie wieder weit von uns zu sehen. Hierauf vernahm ich aus dem Scharren der Füße, und dem vielen höflichen Galimatias, ihre Anwesenheit. Mein Bruder nöthigte sie, Platz zu nehmen, und nachdem er seine Verwunderung über ihren unvermutheten Zuspruch zu verstehen gegeben, suchten sie ihn zu bereden, daß er sie beyderseits in eine musikalische Gesellschaft begleiten möchte, welche, wie Herr Windreich sagte, die guten Leute, Herr Streugut und Herr Achtlos, angestellet hätten; um

die

die Jungfern, Hyacinthe und Amianthe, von ihrer Hochachtung zu überzeugen; indem auf den heutigen Tag der einen Geburts- und der andern Namensfest einfiele. Mein Bruder entschuldigte die abschlägige Antwort, die er ihnen gab, damit, daß er zu solcher Versammlung nicht geladen wäre. Doch Herr Prahllieb beantwortete diesen Einwurf so gleich: Man hat uns ebenfalls nicht dazu verlanget, sagte er; dem ungeachtet aber wollen wir leicht einen Vorwand finden, derselben mit beyzuwohnen. Wir würden auch gar nichts davon erfahren haben, fuhr er fort; wofern es Amianthe so geheim gegen mich gehalten hätte, als Herr Achtlos, der sich doch bisher für meinen Freund ausgegeben hat. Diese hat mir durch gegenwärtige Zuschrift Nachricht davon ertheilet, darinnen sie es sehr beklaget, daß sie die heutige Zusammenkunft, welche zwischen uns abgeredet worden, nicht abwarten könnte, weil es ihr unmöglich wäre, sich der Gesellschaft des Herrn Achtlos zu entschlagen. Herr Windreich lösete den Herrn Prahllieb im Reden ab, indem er zu meinem Bruder sagte: Mon frere begleite uns nur; er soll seine Freude an diesen zween eifersüchtigen Kerlen sehen. Ich war anfänglich willens, redete er weiter, das Bildniß der Hyacinthe an einem Bande von ihrem eigenen schwarzen Haare, im Knopfloche der Weste zu tragen, welches sie mir einst des Abends schenkte, als sie mir erlaubet hatte, ihr den ganzen Nachmittag allein die Zeit zu vertreiben. Doch ich habe mich anders besonnen, indem ich besorge, die Eifersucht des Herrn Streugut dadurch zu einer Ausschweifung zu verleiten. Ich habe zugleich erfahren, versetzte Herr Prahllieb, daß Amianthens Mutter ebenfalls gegenwärtig seyn werde. Diese Nachricht hat mich bewogen, von meinem Vorhaben abzustehen: da ich sonst entschlossen war, den Ring, den mir Amianthe nur gestern geschenkt,

und welchen Herr Achtlos gar oft bey ihr gesehen, ihm zum Trotze öffentlich zu tragen. Denn ich vermuthe, die Mutter, die eine sehr ernsthafte Frau ist, möchte dadurch bewogen werden, ziemlich große Augen zu machen. Hierauf hielte er aufs neue an, daß mein Bruder sich ankleiden, und fertig machen möchte, mit ihnen zu gehen. Doch er schlug es ihnen abermals ab, und sie spürten nunmehro wohl, daß er es im Ernste thäte. Sie schickten sich deswegen zum Abschiede, und mein Bruder wünschte ihnen, viel Vergnügen bey ihren Schönen zu haben. Daran wird es nicht fehlen, sagte Herr Windreich. Ich fürchte nur, fuhr er fort, Hyacinthe werde sich und ihre große Neigung gegen mich gar zu bloß geben. Unlängst war ich in ihrer Gesellschaft auf einer Hochzeit: da küßte sie mich, wenn ich einmal mit ihr getanzt hatte, wohl zehnmal in Gegenwart aller Leute. Wenn ich sie nun nicht sogleich wieder küßte, so beschwerte sie sich über meine Kaltsinnigkeit: und ich stelle mir vor, Herr Streugut werde vor Angst sterben, wo sie es sich auch vor seinen Augen so deutlich merken läßt, daß sie mich liebet; wie sie solches in Gegenwart anderer schon spüren lassen. Es ist ein gemeiner Fehler der meisten Mädchen, versetzte Prahllieb, daß die guten Kinder ihre Neigung gar nicht zu verstellen wissen. Nach diesem giengen die Abschiedscomplimenten von neuem an, und nach vielen Empfehlungen zu einem gütigen Andenken, machten sie sich von uns, und gaben mir zugleich die Freyheit, mein bisheriges Gefängniß zu verlassen.

Ich ward hierauf alsobald zu einigen Geschäften gerufen, deswegen konnte ich meine Betrachtung über die Schwachheiten dieser ruhmredigen Gecken nicht anstellen. Dazumal wußte ich mich auch sogleich nicht zu entschließen, ob ich mehr über die Thorheit dieser Praler spotten; oder, ob ich

ich mich darüber erzürnen sollte? Allein nachdem ich Gelegenheit gehabt, mich etwas zu besinnen, und sowohl den Ursprung dieser Praleren, als auch derselben Wirkungen einzusehen; so bin ich überzeuget worden, daß sie unter die Laster gehöre, die einen ausnehmenden Rang unter ihres gleichen verdienen. Ich finde es nöthig, vorher zu erinnern, ehe ich mich noch in die Untersuchung dieses gemeinen Fehlers leichtsinniger Mannspersonen verwickele, daß ich mit allem, was ich wider die Praleren in Liebessachen sagen werde, der Leichtgläubigkeit, die unserm Geschlechte gewöhnlich ist, keinesweges das Wort reden will. Ich weiß wohl, daß der größte Theil des Frauenzimmers alle Höflichkeiten, die man ihnen erzeiget, als Wirkungen ihrer Verdienste ansieht, und sich aller derer Schmeicheleyen würdig achtet, die ihnen von den Mannspersonen vorgesaget werden. Daher habe ich auch meinem Geschlechte zum öftern gewünschet, daß es allemal ein wenig mistrauisch im Umgange mit den Männern seyn möchte; ob ich gleich sonst der Meynung bin, daß der Argwohn kein Zeichen eines edlen Gemüthes sey. Wiewohl, ich spare diese Materie und deren weitläuftigere Ausarbeitung auf eine andere Zeit, indem ich derselben, ihrer Wichtigkeit wegen, ein besondres Blatt zu wiedmen gedenke.

Man beschuldige mich aber keiner ausschweifenden Ausdrückung, wenn ich die Praleren der Mannspersonen, wegen genossener Liebesvertraulichkeit bey dem Frauenzimmer, ein großes Laster nenne. Ich habe mich dieses Wortes nach reifer Ueberlegung bedienet; und ich wünsche, daß dasjenige, was ich ietzo zu meiner Rechtfertigung vorbringen werde, die Mannspersonen auf bessere Gedanken führen möge, die bisher, was dieses Capitel betrifft, mit den Herren Windreich und Prahllieb einerley Meynung gehabt haben.

Denn

Denn wofern dasjenige Laster groß genennet werden muß, welches einen großen Schaden bringet: so darf ich mich nur auf die unglückseligen Folgen berufen, die dergleichen Ruhmredigkeit nach sich zu ziehen pfleget, und die auch über dieses einem ieden einfallen werden, der einige Erfahrung, auch nur an fremden Personen, hat. Was besitzet ein Frauenzimmer wohl, das schätzbarer ist, als ihr guter Name? Was ist einem Frauenzimmer nöthiger, ihr Glück durch eine gute Verheirathung zu machen, als eben derselbe? Auch die lüderlichste Mannsperson, deren Ausschweifungen ganz außerordentlich sind, trägt Bedenken, ein Ehebündniß mit einer Person von unserm Geschlechte zu schließen, die wegen ihrer Vertraulichkeit mit anderen Mannspersonen im Gerüchte oder im Verdachte gewesen: so daß es ihr, in Absicht auf ihre Ehrbarkeit, an einem guten Nahmen fehlet. Sehet, ihr Praler! so eigensinnig ist euer Geschlecht, dasjenige als die erste und nothwendigste Eigenschaft unsers Geschlechtes zu betrachten, um welches ihr uns doch durch eine ruhmredige Praleren zu bringen sucht. Ueber dieses wächst die Größe eures Lasters auch dadurch, daß ihr es recht mit Vorsatz begehet. Dieser Vorsatz aber hat einen so lächerlichen Ursprung, daß sich die Thorheit eures Herzens dabey auf das deutlichste zu erkennen giebt. Saget mir doch, warum erzählet ihr eure Liebesbegebenheiten? Zum Zeitvertreibe, saget ihr, und zur Lust. Ja, ihr guten Leute, dieser Zeitvertreib ist von solcher Beschaffenheit, daß wir unsere Rechnung sehr schlecht dabey finden. Doch wir sind so leichtgläubig nicht, daß wir uns mit diesem Vorgeben befriedigen sollten; und, um euch des Gegentheils zu versichern, so glaubet nur, daß wir gar wohl wissen, daß euch ein lächerlicher Hochmuth antreibt, mit euren Liebeszufällen so offenherzig zu handeln.

Unter-

Das V Stück.

Den 31 Jenner, 1725.

Canitz.

Er schreyt: Mein alter Rock der wird mir besser stehn!
Gebt ihm den alten Rock, und laßt den Narren gehn.

Wer in Auszierung seiner Zimmer einen gewissen Wohlstand beobachtet, und in Wählung der Farben seiner Kleider eine annehmliche Zusammenstimmung trifft, die den Augen wohlgefällt; oder wer sonst in musikalischen Sachen eine besondere Zärtlichkeit das Gehöres, in Unterscheidung der besten Stücke, merken läßt; der wird insgemein ein Mensch von gutem Geschmacke genennet. Also ist dieser gute Geschmack eine Redensart, die nicht nur im gemeinen Verstande von der Zunge; sondern auch auf eine besondere Weise von der Beurtheilungskraft unserer Seelen gebraucht wird. Ich mag ietzo nicht untersuchen, ob es rathsam sey, in Sachen, die das Gemüth angehen, eben die Wörter anzuwenden, die man sonst in ihrer natürlichen Bedeutung von körperlichen Dingen zu hören gewohnt ist. Diese Untersuchung würde allhier ganz vergebens seyn, indem diese Redensart bereits bey allen gescheidten Völkern in Europa in solchem Verstande gebrauchet wird. Es ist genug, daß sich in derselben etwas findet, welches sowohl von dem einen, als von dem andern, gesagt werden kann. Die Zunge hat ein natürliches Vermögen, die mannigfaltige Beschaffenheit der Speisen zu empfinden, und

einen Ausschlag zu geben, welches die beste sey. Der Verstand aber hat eine Kraft und Fähigkeit, den Werth und Unwerth aller vorfallenden Dinge zu beurtheilen. Wie nun der Geschmack eines Menschen entweder gut seyn kann, wie bey gesunden Leuten; oder verderbet, wie bey einigen Kranken, auch wohl bey anderen Personen bemerket wird, welche bisweilen ihre Zunge so verwöhnet haben, daß sie an Kalk, Kreide, Kohlen und anderen ungeschmackten Dingen eine Ergetzlichkeit finden: also kann auch die urtheilende Kraft des Gemüths entweder in einem richtigen Zustande seyn, darinnen sie das Schöne von dem Häßlichen, das Angenehme von dem Verdrießlichen wohl zu unterscheiden weiß; oder dieselbe kann durch eine lange Gewohnheit eine gewisse Fertigkeit erlanget haben, ganz verkehrte und ungegründete Urtheile von vorkommenden Dingen zu fällen. Jenes nun pflegt man einen guten, dieses aber einen übeln und verderbten Geschmack zu nennen.

Diese Gedanken werden vielleicht manchem gar zu tiefsinnig, oder gar zu grillenfängerisch, zu seyn scheinen. Und ich gestehe es gern, daß mich bisweilen die Begierde, eine Sache gründlich zu verstehen, weiter nachzudenken verleitet habe, als andere Personen meines Geschlechtes zu thun gewohnt sind. Ohne Zweifel ist es mir ietzo eben so ergangen. Doch man wird mir diesen kleinen Fehler zu gute halten, wenn ich in meinem Nachsinnen beyzeiten abbreche, und nach der bisherigen Erklärung zeigen werde, daß die deutsche Nation sich mit allem Rechte eines guten Geschmackes rühmen könne. Die Franzosen haben sich, vor allen heutigen Völkern, mit ihrem bon gout breit gemacht. Italien und Spanien ist von ihnen sehr verächtlich gehalten worden. Den Engelländern haben sie noch am meisten zugetrauet, wiewohl der engländische Spectator selber hin und wieder über den

schlimmen Geschmack seiner Landsleute geklaget hat; insonderheit wenn er auf einige Gattungen der Poesie, als Bilderreime, Buchstabenwechsel, Acrosticha, Chronosticha ꝛc. kömmt, die an sich selbst nichts taugen, und doch von dem gemeinen Haufen hochgeachtet werden. Uns Deutsche aber hat man gar mit den Moscowitern, Finnen und Lappen in eine Classe gesetzet, und uns also mit Gewalt zu einem barbarischen Volke machen wollen, welches sich keines guten Geschmackes anzumaßen habe.

Dem ungeachtet getraue ich mir, die Ehre unserer Deutschen, gegen alle unsere hochmüthige Nachbarn, zu vertheidigen. Der gute Geschmack in freyen Künsten und anderen Dingen, die zum gemeinen Leben gehören, ist unter uns, wo nicht häufiger, doch gewiß eben so häufig, als bey den Franzosen, die sich doch so klug dünken lassen, anzutreffen. Ich darf mich hierinnen nicht einmal auf unsere Gelehrten berufen, welche in allen Wissenschaften ihr Vermögen, wohl zu urtheilen, eben sowohl als alle Ausländer, erwiesen haben: sondern ich beziehe mich auf alle gescheidte Personen, aus allerley Ständen und Lebensarten. Wissen nicht die meisten von allen vorkommenden Dingen gesunde Urtheile zu fällen? Können sie es nicht bey dem ersten Anblicke unterscheiden, was sich wohl oder übel zusammen schicket, was sich gut oder schlecht auf einander reimet? Wir haben ja Kenner von allen ersinnlichen Sachen unter uns, und diese Kenner sind eben diejenigen, die einen guten Geschmack haben.

Damon, ein vernünftiger Mann, kann ein rechtes Muster des guten Geschmackes abgeben. Alles, was er thut, vornimmt und ausführet, das hat etwas angenehmes und beliebtes an sich, das alle, die es gewahr werden, gleichsam bezaubert. Er hat sich ein Wohnhaus auferbauet, und von vielen Rissen, die ihm der Baumeister vorgeleget, einen solchen

erwäh-

erwählet, daran noch kein Verständiger was zu tadeln gefunden. Von außen hat er es mit einer angenehmen Farbe abputzen lassen, und solche Verzierungen angegeben, die aller Vorbeygehenden Augen an sich ziehen. Inwendig sind alle Gemächer mit verschiedenen Tapeten ausgeschlagen, und mit auserlesenen Bildern, Spiegeln und anderen Zierrathen versehen: aber in einem ieden stimmet alles so wohl überein, daß man es ohne Vergnügen nicht gewahr werden kann. Er hat sich einen Garten angelegt, der nicht sowohl an Kostbarkeit, als an Schönheit und guter Einrichtung, seines gleichen nicht hat. Seine Bibliothek ist nicht groß, aber auserlesen. Aus iedem Theile der Gelehrsamkeit hat er sich die besten Scribenten angeschaffet, und dieselben in lauter ähnlichen Bänden so ordentlich hingestellet, daß sowohl der Verstand als das Auge in der ganzen Einrichtung derselben seine Ergetzung findet. Seine Kleidung ist nicht prächtig, aber sauber, von Farben angenehm, am Modelle zierlich und wohlanständig. Anderer Proben seines guten Geschmackes ietzo zu geschweigen. Seine Freunde brauchen ihn derowegen zu ihrem allgemeinen Rathgeber. Wer etwas kaufen oder verfertigen lassen will, der vernimmt erstlich seine Meynung darüber. Alsdann verhält er sich als ein Spiegel, welcher aufrichtig entdecket, was wohl oder übel stehet, was sich zusammen schicket oder nicht. Ja die Musici, Maler und Poeten ziehen ihn zu rathe, wenn sie was neues zu Stande gebracht haben; weil sie glauben, daß ihre Arbeit, ohne seinen Beyfall, nicht gut seyn könne. Findet er was daran auszusetzen, so sehen sich die Meister selbst genöthiget, seinen Erinnerungen recht zu geben, und ihre Fehler zu verbessern. So bald er sie aber gut geheissen hat, so wird sich nicht leicht iemand finden, der sie mit Grunde verwerfen könnte. Sein Urtheil ist also

das Urtheil der ganzen Stadt, ja ein Ausspruch des allervollkommensten guten Geschmackes.

Wenn man es uns für keine Ruhmredigkeit auslegen wollte, so könnten wir erwähnen, daß unsere bisherige Tadelschriften das Glück gehabt, auch diesem vernünftigen Manne zu gefallen. Wir haben mit nicht geringem Vergnügen vernommen, daß er an unseren wöchentlichen Arbeiten nicht nur das Vorhaben, sondern auch die ganze Einrichtung, und insonderheit die deutsche Schreibart, gelobet habe. So bald wir davon versichert waren, machten wir uns die ungezweifelte Hoffnung, daß unsere Blätter auch anderen Personen von gutem Geschmacke gefallen würden; wie es denn auch endlich erfolget ist. Nicht nur Gelehrte, sondern auch Frauenzimmer, und andere geschickte Leute aus allen Ständen, finden ein Belieben, dieselben wöchentlich zu lesen, und sie ihres Beyfalles zu würdigen. Und da wir gleich in dem andern Stücke, bey Gelegenheit der Neujahrswünsche und Complimenten, überhaupt von der Reinigkeit der deutschen Sprache unsere Gedanken eröffnet: so hat dieses uns nicht nur gleich von Anfang in einen guten Credit gesetzet, sondern auch die Wirkung gehabt, daß verschiedene Personen beyderley Geschlechts einander auszulachen anfangen, wenn sie sich in ihren Gesprächen vieler französischen Wörter bedienen. Dieses und viele andere Urtheile sind, meines Erachtens, aus folgendem Schreiben, welches bey uns neulich eingelaufen, deutlich zu ersehen. Wir theilen es unsern Lesern ohne Bedenken mit.

Verstellte Tadlerinnen!

Eure eigene Sprache verräth euch. Ihr wollet unter der Larve vernünftiger Tadlerinnen für Frauenzimmer angesehen seyn; aber nichts ist unglaublicher, als dieses. Die ungezwungene Schreibart und andere Artigkeiten eurer Tadelschrift, geben allen

euren Lesern die wichtigsten Gründe an die Hand, an eurem vorgegebenen Geschlechte zu zweifeln. Warum das? werdet ihr fragen: sollte denn das weibliche Geschlecht nicht Verstand und Geschicklichkeit genug besitzen, eine so mittelmäßige Schrift zu verfertigen? Die Mannspersonen sind gar zu unbillig, wenn sie sich alle Fähigkeit allein anmaßen wollen. Aber eifert nicht, ihr vermeynten Schönen! Wer wird so verwegen seyn, und dem Frauenzimmer alle Munterkeit des Geistes und alle Vernunft ganz und gar absprechen. Es besitzet freylich von Natur mehr Lebhaftigkeit, und eine feurigere Einbildungskraft, als die Männer. Nur das fraget sich: ob sich das weibliche Geschlecht in verschiedenen Wissenschaften so hoch versteigen werde, als man aus den bisherigen Stücken eurer Arbeit wahrgenommen hat? Was sollen gelehrte Mannspersonen schreiben, wenn weibliche Federn solche untadeliche Blätter ans Licht stellen können? Wahrlich, sie würden beyzeiten ihre Bibliotheken mit ihrer Weiber und Töchter Nährähmen vertauschen müssen, und diese wunderliche Veränderung würde einen artigen Abriß der verkehrten Welt vorstellen können. Seyd ihr so genannte Tadlerinnen nun in der That Mannsbilder, warum wollt ihr denn ohne Ursache euer wahrhaftes Geschlecht verhölen? Die Lobsprüche, die man bisher euren Sittenschriften hat geben müssen, werden ja dadurch nicht geschmälert werden. Euer Ruhm wird keinen Abbruch leiden, wenn ihr gleich die Wahrheit gestehen werdet. Allein man siehts wohl, daß ihr durch diese Verstellung dem Frauenzimmer schmeicheln wollet; indem ihr sie überredet, daß es unter ihnen dergleichen geschickte und gelehrte Personen gebe, die tausend Männern Trotz biethen könnten. Ist das aber wohlbedächtig gehandelt? Die Jungfern pralen ohnedem schon mit ihrer Klugheit und Artigkeit, wollen auch deswegen als halbe Göttinnen verehret seyn. Ihr gebet ihnen zu noch größeren Einbildungen Anlaß, und werdet sie in kurzem noch viel stolzer machen. Was euch selbst, (ich rede mit Männern) und euern Mitbrüdern für ein Schade dadurch erwachse, das ist leicht zu ermessen. Wie schwer wird es fallen, sich bey einer Schönen einzuschmeicheln? wenn sie sich angewöhnen werden, unseren Liebkosungen kein Gehör zu geben, wofern sie nicht in lauter reinen deutschen Wörtern ab-

gefasset sind. Ich weiß nicht, ob ich der erste bin, der solches unverhoft erfahren müssen. Meine eigensinnige Pulcheria hat mich heute hart ablaufen lassen, als ich ihr einige französische Redensarten in meinen Schmeicheleyen vorsagte. Es ist mir unmöglich, in gemeinen Reden dieselben zu vermeiden; und ich weiß am besten, wie viel Mühe ich auf diesen Brief gewandt habe, damit er nur kein fremdes Wort in sich fassen möchte. Und wie lächerlich wird es nicht inskünftige seyn, wenn ich, aus Furcht, meine Geliebte zu beleidigen, so langsam und wohlbedächtig reden werde, daß man zwischen iedem Worte das ganze A. B. C. hersagen könnte? Dieses habe ich niemanden, als euch, zu danken. Eins muß ich noch erinnern: legt mir die Neugierigkeit, euer wahres Geschlecht zu wissen, nur nicht übel aus. Es ist meine Gewohnheit, dasjenige eifrig zu erforschen, was man vor mir verbergen will. Dünket euch diese Begierde ein Laster zu seyn? Wohlan! so tadelt mich immerhin. Doch wisset, daß solches lieber von vernünftigen Tadlern, als von Tadlerinnen, annehmen wird

Dresden, den 20 Jenner 1725.

Euer ergebenster
Meliorantes.

Wir haben nicht angestanden, einen Brief herzusetzen, der uns mit Gewalt zu Männern machen, und uns also nöthigen will, daß wir uns einer Ehre annaßen sollen, die uns doch nicht gebühret. Denn keine Urtheile von unseren Blättern gefallen uns besser, als wenn man sagt, daß die Verfasser derselben nothwendig Mannspersonen seyn müssen. Hieraus können wir leicht schliessen, daß in denselben viel mehr Gutes anzutreffen sey, als wir selber vermuthen können. Es ist also nicht nöthig, daß wir entweder unserm Correspondenten seinen Zweifel weitläuftig zu benehmen suchen; oder daß wir diejenigen Lobsprüche von uns ablehnen sollten, die er, vielleicht nur aus allzugroßer Liebe gegen sein eigenes Geschlecht, so sehr verschwendet hat. Unsere Mitschwestern aber, das sämmtliche Frauenzimmer, mögen indessen wider das wenige Ver-

trauen,

trauen, das man zu unserm Geschlechte hat, mit Nachdruck eifern, bis wir in dem nächstfolgenden Stücke, darinnen wir von der Auferziehung der Töchter einiger maßen handeln wollen, zugleich die Ursache entdecken werden, warum man gemeiniglich ein so großes Mistrauen gegen das weibliche Geschlecht, im Absehen auf die Gelahrtheit, zu bezeigen pfleget; weil nämlich dasselbe von Jugend auf in der unverantwortlichsten Unwissenheit gelassen wird.

Wie aber auch in den besten Gärten gemeiniglich einiges Unkraut gefunden wird: so ist es wohl kein Wunder, daß es auch unter uns Deutschen Leute von verderbtem Geschmacke giebt. Man bemerket dieses täglich an den verkehrten Urtheilen, die man von allerley Dingen fällen höret. Da sieht man Leute, die sich wider den allgemeinen Ausspruch aller Verständigen auflehnen, dasjenige verachten, was von ihnen gelobet wird; und hingegen dasjenige bis an den Himmel erheben, was von allen Kennern für nichtswürdig erkläret worden. Unsere Blätter sind auch solchen Leuten in die Hände gerathen; und da kann man leicht denken, mit was für verächtlichen Augen sie dieselben durchgelesen haben. Insonderheit hat ihnen die Gesellschaft der deutschen Musen misfallen, weil sie, im Absehen auf die Reinigkeit unserer Muttersprache, ganz andere Gedanken hegen, als alle redlichgesinnete Deutsche. Ihre eingewurzelte böse Gewohnheit, halb französisch, halb deutsch zu sprechen, hat sie überredet, daß es weder möglich, noch rathsam sey, alle fremde Wörter aus unseren Gesprächen und Schriften auszumustern. Sie halten es für eine große Zierlichkeit, wenn man etwas ausländisches in unsre grobe Bauersprache einmischet. Darum haben sie uns für Leute angesehen, die in Deutschland eine Barbarey einzuführen gesonnen sind; und haben den ernstlichen Vorsatz gefasset, diesem ver-

meynten Unheile, mit zusammengesetzten Kräften, so viel immer möglich ist, zu steuren. Zu diesem Ende sollen sie, wie uns von guter Hand berichtet worden ist, in einer benachbarten Stadt, eine Gesellschaft, unter dem Namen einer Societé des galants hommes, aufgerichtet haben, die unsern deutschen Musen schnurstracks entgegen gesetzet ist. Weil wir nun gar nicht zu besorgen haben, daß etwa dieses böse Exempel den guten Geschmack unserer übrigen Landesleute verderben werde: so wollen wir die vornehmste Einrichtung derselben so, wie sie uns mitgetheilet worden, unseren Lesern zur Belustigung hieher setzen.

I. Wer in die Societé des galants hommes, die zur enrichirung unserer crassen Muttersprache instituiret ist, recipiret zu werden plaisir findet, ist obligiret, durch einen wohl tournirten Brief um eine so honorable Stelle zu solicitiren, worinnen zum wenigsten la troisieme partie der Wörter, aus einer etrangèren Sprache mutuiret seyn muß.

II. Wenn dieses, comme il faut, geschehen ist; so wird ein solches habiles subjectum für ein veritables membrum unserer Societé agnosciret, und durch eine galantmelirte allocution in unserm conventu recipiret.

III. Wir congregiren uns toujours mit der größten accuratesse, und lesen lauter scripta, die entweder en françois, oder italiano, oder gar latine ediret sind: principalement sind diejenigen nach unserm gout, darinnen man auch im Deutschen die noblesten flosculos aus andern langues recht à propos adhibiret hat.

IV. Huc pertinent Melisso, Behmeno und Celander, welche wir, den deutschen Musen einen tort zu thun, in französischen Band (damit auch ihr exterieur keine vulgaire mine mache) vergoldet auf den Schnitt, haben einbinden

den lassen. Und wir suchen mit dem grösten ardore mehr solche rare pieçen zu colligiren.

V. Unsere Entrevuës oder assemblées werden durch allerley divertissante colloquia entreteniret, und wer darinnen la plus part fremder phrasium, oder andere plaisirliche bons mots zu inspergiren weiß, der erlanget in der nächsten congregation den Rang unsers Præsidis.

VI. Wer unter uns quelque chose elaboriret, oder gar ediret, der ist obligiret, überall, wo es ihm possible ist, ausländische terminos einzumeliren, auch alle nomina propria, und was sich sonst thun läßt, mit lateinischen littern zu exprimiren: wer solches nicht à la rigueur exequiret, der wird, als ein deutscher Michel, aus unserer assemblée auf etlichemal excludiret.

VII. Wer ungefähr in incomparable Carmina, darinnen sich der bisher gerühmte extra-feine goût findet, kalten Braten wickelt, oder dieselben autrement prostituiret, der muß zum recompense zehn periodos componiren, so, daß par tout wechselsweise ein deutsches, und ein anderwärts empruntirtes Wort occurrire.

VIII. Wer mit einer Beauté charmiret, so die feuilles volantes der Tadlerinnen æstimiret, der wird cum infamia aus unserer Societé relegiret. &c. &c.

Phyllis.



Das

meynten Unheile, mit zusammengesetzten Kräften, so viel immer möglich ist, zu steuren. Zu diesem Ende sollen sie, wie uns von guter Hand berichtet worden ist, in einer benachbarten Stadt, eine Gesellschaft, unter dem Namen einer Societé des galants hommes, aufgerichtet haben, die unsern deutschen Musen schnurstracks entgegen gesetzet ist. Weil wir nun gar nicht zu besorgen haben, daß etwa dieses böse Exempel den guten Geschmack unserer übrigen Landesleute verderben werde: so wollen wir die vornehmste Einrichtung derselben so, wie sie uns mitgetheilet worden, unseren Lesern zur Belustigung hieher setzen.

I. Wer in die Societé des galants hommes, die zur enrichirung unserer crassen Muttersprache instituiret ist, recipiret zu werden plaisir findet, ist obligiret, durch einen wohl tournirten Brief um eine so honorable Stelle zu solicitiren, worinnen zum wenigsten la troisieme partie der Wörter, aus einer etrangèren Sprache mutuiret seyn muß.

II. Wenn dieses, comme il faut, geschehen ist; so wird ein solches habiles subjectum für ein veritables membrum unserer Societé agnosciret, und durch eine galantmelirte allocution in unserm conventu recipiret.

III. Wir congregiren uns toujours mit der größten accuratesse, und lesen lauter scripta, die entweder en françois, oder italiano, oder gar latine ediret sind: principalement sind diejenigen nach unserm gout, darinnen man auch im Deutschen die noblesten flosculos aus andern langues recht à propos adhibiret hat.

IV. Huc pertinent Melisso, Behmeno und Celander, welche wir, den deutschen Musen einen tort zu thun, in französischen Band (damit auch ihr exterieur keine vulgaire mine mache) vergoldet auf den Schnitt, haben einbinden

den lassen. Und wir suchen mit dem grösten ardore mehr solche rare pieçen zu colligiren.

V. Unsere Entrevuës oder assemblées werden durch allerley divertissante colloquia entreteniret, und wer darinnen la plus part fremder phrasium, oder andere plaisirliche bons mots zu inspergiren weiß, der erlanget in der nächsten congregation den Rang unsers Præsidis.

VI. Wer unter uns quelque chose elaboriret, oder gar ediret, der ist obligiret, überall, wo es ihm possible ist, ausländische terminos einzumeliren, auch alle nomina propria, und was sich sonst thun läßt, mit lateinischen littern zu exprimiren: wer solches nicht à la rigueur exequiret, der wird, als ein deutscher Michel, aus unserer assemblée auf etlichemal excludiret.

VII. Wer ungefähr in incomparable Carmina, darinnen sich der bisher gerühmte extra-feine goût findet, kalten Braten wickelt, oder dieselben autrement prostituiret, der muß zum recompense zehn periodos componiren, so, daß par tout wechselsweise ein deutsches, und ein anderwärts empruntirtes Wort occurrire.

VIII. Wer mit einer Beauté charmiret, so die feuilles volantes der Tadlerinnen æstimiret, der wird cum infamia aus unserer Societé relegiret. &c. &c.

Phyllis.



****

Das VI Stück.

Den 7 Februar, 1725.

Philander von der Linde.
Sie liebt, was nützliches zu lesen und zu hören,
Und hat bisher die Zeit mit Vortheil angewandt.
Sie kennt den Inbegriff der schönsten Sittenlehren,
Die Regeln der Vernunft sind ihr genau bekannt.

Das erste Stück unserer vernünftigen Tadlerinnen war kaum ausgegeben, als unsre Gesellschaft sich vertheilte, verschiedene Freundinnen zu besuchen, um die Meynungen derselben über unser Vorhaben zu eigener Erbauung von ihnen zu vernehmen. Mich traf die Reihe, einer gewissen sehr verständigen Dame aufzuwarten, die ich eben, mit Durchlesung des erwähnten Stückes unserer Arbeit, beschäfftiget fand; ohne daß sie wußte, wie ich selbst, unter dem Namen Phyllis, in Zukunft hierzu einen Beytrag thun würde. Nachdem sie nun das Blatt weggelegt hatte, sahe ich ihr steif in die Augen, um, wie ich in anderen Fällen gewohnt bin, ihre Meynung auch hierüber zu erforschen; und ich erhielt so gleich, was ich durch diesen meinen Blick gesucht hatte.

Die Absichten der vernünftigen Tadlerinnen sind löblich; erklärte sie sich: ich wünsche nur, daß sie ihren Zweck allemal erreichen mögen. Doch ich zweifle billig hieran. Denn, setzte sie hinzu, unser Geschlecht wird ihre Blätter am wenigsten lesen; ob sie gleich vornehmlich zu desselben Erbauung geschrieben werden.

Ich

Ich bezeigte hierauf eine Begierde, die Ursache zu wissen, welche sie zu einer Prophezeihung brächte, deren Erfüllung dem Wunsche der vernünftigen Tadlerinnen ganz zuwider seyn würde. Meine Freundinn, sagte sie hierauf, die gemeine Auferziehung, da man Personen von unserm Geschlechte in der äußersten Unwissenheit stecken läßt, hat den Sittenlehren der vernünftigen Tadlerinnen wenig Leserinnen zubereitet. Der größte Theil unsers Frauenzimmers wird in der Jugend hierinnen verwahrloset. Bedenken sie nur, wie übel man mit unseren Gemüthskräften umgehet. Man steht in den Gedanken, es sey zu unserm Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammen setzen, und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Französinn, um eine fremde Sprache in das Gedächtniß zu fassen, da wir doch die Muttersprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine Wissenschaften geübt, und man bringet uns, ausser einigen oft übel genug an einanderhängenden Grundlehren der Religion, nichts bey: ja, auch diese werden meistentheils mehr dem Gedächtnisse, als dem Verstande, eingeprägt. Wenn man nun die Schule verläßt, so verläßt man, wofern ich etwan ein Gebethbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wo man ja etwas liest; so ist es ein läppischer und närrischer Roman, wodurch die vorhin eiteln Personen unsers Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens etwas beytragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft, und zu verdrießlich. Und da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat: so wird es uns zu sauer, solche Bücher, welche mit Ueberlegung gelesen seyn wollen, zu verstehen; so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die

Hände

Hände genommen haben. Eben dergleichen Verhängniß wird die Arbeit der Tadlerinnen haben, und ich will ihnen Glück wünschen, wenn meine Weissagung fehl schläget. Mit diesen Worten beschloß meine vornehme Freundinn ihre ziemlich weitläuftige Rede.

Ich habe bey fernerem Nachsinnen die Gedanken dieser Dame sehr vernünftig und gründlich befunden. Denn ob wir uns gleich nicht beschweren können, daß unser Geschlecht unsere Arbeit verachte, oder daß es uns an Leserinnen fehle: so ist es doch gewiß, daß deren Anzahl ungleich grösser seyn würde, als sie ist, wofern die erbarmenswürdige Unwissenheit, in welcher sich der größte Theil unsers Geschlechts befindet, solches nicht verhinderte. Ja, wo wir so stolz seyn, und einigen Nutzen von unsrer Arbeit hoffen dürfen: so würden unstreitig unsere Leserinnen mehr Vortheil von ihrer Bemühung haben, wenn diese Verabsäumung ihrer Gemüthskräfte ihnen hierinnen nicht entgegen stünde. Ich bin ietzt nicht im Begriffe, die abgedroschene Streitigkeit zu erneuern, welche über der abgeschmackten Frage entstanden ist: Ob das weibliche Geschlechte auch zum Studieren geschickt sey? Wir sind sowohl Menschen, als die Mannspersonen, und dieses wird niemand im Ernste leugnen, er wäre denn ein Narr. Wir haben eben die Kräfte, die die Mannspersonen besitzen, ja eben die Fähigkeiten, in der Gelehrsamkeit etwas zu thun. Wer das Gegentheil vertheidigen wollte, der müßte niemals von so vielen Personen unsers Geschlechts etwas gelesen haben, die so tief in die Geheimnisse der Gelehrsamkeit eingedrungen sind, als es nur immer von Mannspersonen geschehen können. Die Schriften der Schurmanninn, Scudery und Dacier, vieler andern zu geschweigen, sind in den Händen aller Gelehrten.

Ich

Ich fordre zwar hier von dem Frauenzimmer nicht, daß sie sich alle befleißigen sollen, große Heldinnen in der Gelehrsamkeit zu werden: denn ich weiß gar wohl, daß die gelehrten Frauenspersonen nicht allemal die besten Haushälterinnen sind. Ich begehre nicht, daß sie sich in solche Wissenschaften und Künste einlassen sollen, welche entweder ganz in keiner Uebung, sondern in blosser Betrachtung bestehen; oder aber zu ihrer Selbsterkenntniß wenig beytragen, vielmehr aber das Gemüth davon abziehen. Dasjenige Frauenzimmer, welches sich damit verwirret, wird meistens pedantisch, hochmüthig und eigensinnig: allein, da wir sowohl, als die Mannspersonen, einige Pflichten gegen uns selber haben, die uns verbinden, unsere Kräfte des Gemüths sowohl als des Leibes in guten Stand zu setzen: so sehe ich nicht, wie man sich auf die Anklage, daß wir diesen Pflichten schlechte Gnüge thun, verantworten oder entschuldigen wolle. Diejenigen Vorurtheile, womit unser Verstand in der Jugend angefüllet worden ist, bleiben Lebenslang unausgerottet. Die Schmeicheleyen und Unwahrheiten, die man uns, so bald wir zu erwachsen anfangen, von unseren Vortrefflichkeiten vorsagt, verderben unsern vorhin verderbten Willen noch mehr, daß es also fast unmöglich ist, iemals zu einer rechtschaffenen Selbsterkenntniß zu gelangen. Warum waffnet man uns denn nicht mit einer guten Vernunft- und Sittenlehre dawider? Warum sagt man uns nichts von den Pflichten vor, die nach den Sätzen des Naturrechts von uns erfordert werden? Es ist zwar gewiß, das dieses Wissen nicht alles Frauenzimmer verständig und tugendhaft machen würde. Denn die Wissenschaft bleibet gar öfters ein bloßes und todtes Gedächtnißwerk ohne Uebung: dem ohngeachtet ist diese Unwissenheit des Frauenzimmers gleichwohl Schuld daran, daß viele die natürliche Fähigkeit sammt der Neigung

gung zum Guten erlöschen lassen, welche doch vielleicht verständig und tugendhaft geworden wären, wenn sie von der Ausbesserung des Verstandes und des Willens, und den dazu nöthigen Mitteln, Unterricht gehabt hätten. Wir würden vielleicht nicht so viel ausschweifende oder eigensinnige Eheweiber; tyrannische oder verzärtelnde Mütter; oder lüderliche und sorglose Frauen in der Aufführung gegen das Gesinde haben, wenn nicht diese Unwissenheit fast durchgängig unter den Personen unsers Geschlechtes herrschte. Unsere Gesellschaften und Zusammenkünfte, welche verständigen Mannspersonen so oft zum Gelächter, ja gar zum Aergernisse worden sind, kommen ihnen aus keiner andern Ursache lächerlich oder ekelhaft vor; als weil wir uns in denselben die Zeit mit nichtswürdigen, oder auch wohl gar sündlichen Dingen vertreiben. Ich habe angemerkt, daß die Gespräche des Frauenzimmers in ihren Gesellschaften meistentheils von abwesenden Personen handeln, die mit allen ihren Verrichtungen so abscheulich und lieblos durchgezogen werden, daß ein ehrliches Gemüth, welches solche Lästerungen gezwungen anhören muß, den ärgsten Widerwillen empfindet. Oder man scherzet so anzüglich unter einander, daß nicht selten die größten Verbitterungen und Feindschaften daraus entstehen. Ja so gar die ärgerlichsten und pöbelhaftesten Ausdrückungen sind nicht ungewöhnlich in solchen Gesellschaften; welches man doch von solchen Leuten kaum glauben sollte, die sich weit über den Pöbel zu seyn dünken, wofern uns die tägliche Erfahrung nicht veranlassete, beständig neue Anmerkungen darüber zu machen. Oder man geräth auf Hausgeschäffte, welche man die Materie der Gespräche seyn läßt; obgleich die Anwesenden größten Theils dabey verdrießliche Zuhörer abgeben müssen. Oder man fället endlich auf das Spielen. In Betrachtung nun der sündlichen Gespräche wäre

die-

dieses fast noch der unschuldigste Zeitvertreib. Wiewohl, wer den unschätzbaren Werth der Zeit erkennet, der wird von sich selber urtheilen, ob man sie so unverantwortlich verschwenden und misbrauchen möge. Ich will des Verlustes grosser Geldsummen und der hieraus entspringenden schlimmen Folgerungen, welche das Spiel noch sündlicher und schädlicher machen, nicht einmal gedenken. Von solcher Beschaffenheit sind die Zeitkürzungen unserer Gesellschaften. Unsere Unwissenheit ist allein Schuld, daß wir uns nicht besser zu unterhalten wissen, und daß wir die Zeit so lüderlich und sündlich verderben, die wir doch mit artigen, geistreichen und erbaulichen Unterredungen zubringen könnten.

Ueber dieses würde noch manche Ehe, welche unglücklich und unvergnügt ist, weit glücklicher und vergnügter seyn, wenn die Frau die Gemüthsbeschaffenheit ihres Mannes einzusehen vermöchte, und die Mittel wüßte, ihre Aufführung nach derselben einzurichten. Auf was für einen Fuß würde nicht die Kinderzucht gesetzt werden, wenn die Mütter, als welchen sie größtentheils oblieget, Geschicklichkeit genug besäßen, die Beschaffenheit des Verstandes und die Gemüthsneigungen ihrer Kinder, in den zarten Jahren, da sie noch ohne Verstellung sind, auszuforschen und zu untersuchen. Dieses alles läßt sich ohne eine gute Einsicht in die Vernunft- und Sittenlehre nicht wohl thun: woraus man aufs neue erkennen kann, wie schädlich es sey, das weibliche Geschlecht ganz und gar von Erlernung der Wissenschaften abzuhalten.

Ich werde in Zukunft, bey vorfallender Gelegenheit, dasjenige, was noch mehr von dieser Sache gesagt werden kann, nachholen. Unterdessen wünsche ich, daß das wenige, was ich für diesesmal vorgetragen, denen zu einigem Nachdenken Gelegenheit geben möge, welche für die Auferziehung ihrer Töchter

Sorge tragen. Ihnen habe ich vornehmlich meine Gedanken eröffnen wollen; weil ich geurtheilet, solche würden für sie am brauchbarsten seyn. Ich habe mir deswegen keine Mühe gegeben, die Materie, welche an sich selbst etwas ernsthaft ist, in einen lebhaften Vortrag einzukleiden. Ich vermuthe von ihnen, als von Personen, die wegen ihres reifen Alters das Gute auch ohne Putzwerk erkennen und hochhalten sollen, sie werden meine Meynung, die aus einer wahrhaften Sorgfalt für die Wohlfahrt ihrer Töchter herrühret, nicht geringe achten; sondern ihre Aufrichtigkeit um desto eher erkennen, wenn ich sie bey dem Vortrage, mit keinen Dichter- oder Rednerzierrathen, ansehnlicher zu machen suche. Dem sey aber wie ihm wolle: ich weiß zum wenigsten gewiß, daß einige erwachsene junge Personen meines Geschlechtes, denen dieses Blatt vor die Augen kommen wird, über ihre Unwissenheit seufzen werden. Ich behalte mir die Nachlese von dieser Materie, wie ich schon gedacht, auf eines meiner folgenden Papiere vor, da ich denn bemühet seyn werde, unter andern auch diesen letzten, nach meiner Einsicht, Mittel vorzuschlagen, auf was Art sie das in ihrer Kindheit verabsäumte nachholen können. Und wofern sie sich für ungeschickt und unfähig achten sollten, meinen zukünftigen Vorschlägen zu folgen: so mögen sie sich damit trösten, daß derjenige, der lehrbegierig ist, in Erlernung einer Wissenschaft schon halb gewonnen habe, und daß ich endlich den Vorwitz, womit alles junge Frauenzimmer behaftet ist, für nichts anders, als für eine etwas unordentliche Lehrbegierde halte.

Phyllis.



Das

****

Das VII Stück.

Den 14 Februar, 1725.

Gryphius.

- - - Frisch! Schwestern, nur gewagt!
Wer weiß, wem unser Putz und Tockenwerk behagt?

Ich habe ohngefähr etwas von den alten Amazonen gelesen. Dieselben sollen ein Volk gewesen seyn, welches aus lauter Weibspersonen bestanden. Ihr Haupt war eine Königinn; ihre obrigkeitliche Aemter waren mit lauter Frauenzimmer besetzet. Ihre Soldaten waren tapfere Weiber; wiewohl auf den Nothfall alle mit einander ins Feld ziehen mußten. Ich gerieth dabey in eine recht angenehme Betrachtung. Meine Einbildungskraft stellte mir eine Republik vor, die etwa heute zu Tage aus lauter Frauenzimmer aufgerichtet werden könnte. Ich verbannete in meinen Gedanken alle Mannspersonen aus meiner Vaterstadt. Ich besetzte alle Aemter und Bedienungen mit lauter Weibsbildern. Der Rath wurde nicht mehr aus den ansehnlichsten Bürgern, sondern aus den vernünftigsten Bürgerinnen erwählet. Sein Haupt war nicht ein Bürgermeister, sondern eine Bürgermeisterinn. Alle Kläger, die vor demselben Recht suchten, kamen nicht mit Mänteln, Degen und Stöcken; sondern mit leinenen Schürzen, geputzten Köpfen und Fächern aufgezogen. Der Advocaten gab es sehr wenig, denn die meisten Klägerinnen wußten schon ihre Sachen selbst mit der größten Fertigkeit vorzutragen. Wofern sich aber, der Unmündigen, Kranken und Alten hal-

ber, einige zu Sachwalterinnen gebrauchen ließen; so bemerkte man an ihnen eine solche Beredsamkeit, daß sie es mit dem berühmten Cicero selbst aufgenommen hätten. Ich hörte eine gewisse Dienstmagd, Diebstahls wegen, zum Stricke verdammen. Man führte sie, in Begleitung unzähliger Leute, an die Gerichtsstäte. Die Henkerinn stieg mit der Verurtheilten die Leiter hinauf, und that derselben ihr Recht. Sie blieb hangen und die Zuschauerinnen giengen davon.

Noch nicht genug. Ich sahe ein Regiment Heldinnen mustern, die mit ihrem Gewehr wohl umzugehen wußten. Die Röcke giengen ihnen kaum bis an die Waden, und sie hatten alle eiserne Schnürleiber, die an statt der Brustharnische dieneten. Ich hörete bey dem Trommelschlage Werbungen anstellen. Da liefen alle muthige Mägde und lüderliche Töchter, die ihren Frauen und Müttern einen Possen thun wollten, sehr häufig zu. Man schrieb sie in die Rolle, man kleidete sie, wie die andern, und ließ sie die Kriegesübungen lernen. Bald sahe ich eine von diesen Neugeworbenen auf dem Esel sitzen; bald eine andre am Pfahle stehen; bald eine gar mit nacktem Oberleibe zwischen etlichen hunderten ihrer Mitschwestern durchlaufen, und von ieder einen durchdringenden Ruthenstreich auf das zarte Fell empfangen. Es war geschehen. Das Spiel ward gerühret. Die Schaar zertheilte sich in ihre Haufen, und eine iede Befehlshaberinn führte ihre weibliche Mannschaft nach dem Thore, die Wache abzulösen.

Am allerbesten gefiel mir die Betrachtung einer weiblichen hohen Schule. Denn meinem Bedünken nach waren alle Professorstellen mit Weibespersonen besetzt. Die Jungfern zogen haufenweise aus einer Stunde in die andre, und ihre Jungemägde trugen ihnen die Bücher nach. Es fanden sich Spaltungen unter ihnen. Der eine Theil hielte es mit

dieser,

dieser, der andere mit jener Lehrerinn. Die Parteyen unterschieden sich von einander durch Auflegung der Schattierpflästerchen, und durch die Farben der Bänder an ihrem Putze. Ja über die Wissenschaften selbst entstund mancher Streit. Man hielt öffentliche Unterredungen von gelehrten Materien, die in kleinen gedruckten Schriften vorher waren bekannt gemacht worden. Und mich dünkt, daß es weit lebhafter und eifriger, als ietzo bey den Männern, zugieng. Man zankte sich zum Exempel: ob die Vernunftlehre eine Kunst oder eine Wissenschaft sey? Ob man mit dem Aristoteles dreyerley, oder mit dem Galenus viererley Arten der Schlußreden zugeben sollte? Oder ob man den ganzen Plunder mit einander wegwerfen könne? Ja es fand sich auch eine Spitzfündige, die, aus einer sonderbaren Begierde neue Wahrheiten zu erfinden, die Frage aufwarf: Ob es denn eine so ganz ausgemachte Sache wäre, daß die Mannspersonen Menschen wären? Sie meynte, die Leugnung dieser Streitfrage wäre das beste Mittel, sich an denen zu rächen, die bisher die Menschheit der Weiber in Zweifel gezogen hätten: und daher bekam sie einen großen Anhang. Es gab auch unter diesem studierenden Frauenzimmer lustige Schwestern, die mehr Zeit auf den Caffeehäusern und Weinkellern, als bey den Büchern, zubrachten. Sie schmauseten mit Trompeten und Pauken, und saßen zuweilen in den Fenstern ihrer Stuben mit ausgehangenen Beinen. Des Nachts brachten sie bisweilen ihren Gönnerinnen und der akademischen Regentinn die schönsten Musiken, ja sie wetzten so muthig auf dem Pflaster, bis die Häscherinnen, die gleichfalls gut bewaffnet waren, heraus fielen, und dieses schwärmende Frauenzimmer zerstäubten.

Es war spät, und ich ward genöthiget, mich in diesen angenehmen Gedanken zu Bette zu legen. Da war es nun

ganz natürlich, daß ich Träume haben mußte, die mit dem, was ich bisher beschrieben, einige Verwandschaft hatten. Es kam mir nämlich eben diese Stadt voller Weibsbilder vor, allein unter einer ganz andern Gestalt, als sie mir wachend vorgekommen war. Ich sah zwar allenthalben Frauenzimmer, aber ich konnte sie kaum mehr dafür halten, was sie doch waren. Das machte ihre Gestalt, ihr Putz und ihre Kleidung waren verändert. Man hielt unter ihnen nichts mehr auf die Schönheit des Angesichts, nichts auf die weiße Haut des Halses und der Brust, nichts auf die geschickte Stellung des Leibes. Artigkeit und Höflichkeit waren Wörter, die mit denen dadurch bedeuteten Sachen ganz aus der Mode gekommen waren. Man wußte nichts von Tanzmeisterinnen. Man las keine Romane, um eine geschickte Art in Gesprächen daraus zu lernen. Auf allen Straßen sahe man unzählige Stücke von zerbrochenen Spiegeln liegen: denn man bediente sich derselben nicht mehr. Zarte und schöne Hände, oder kleine geschickte Füsse zu haben, das war kein Ruhm mehr für das Frauenzimmer. Und alle Galanteriekrämerinnen waren in einem Jahre zum Thore hinaus gelaufen, weil niemand, wie ich berichtet wurde, ihre Waaren begehret hatte. Man ließ sich keine Moden mehr aus Frankreich bringen: eine iede machte ihre Kleidung nach ihrer eigenen Phantasie. Der Zwang der steifen Schnürleiber war ganz verbannet: die Brust entblößete man nicht mehr, und die meisten Personen waren ziemlich stark von Leibe, und fast allenthalben gleich dick. Ich entsetzte mich über diesen Anblick. Ich konnte es mir fast nicht einbilden, daß diese unartige Creaturen, die ich überall vor mir sahe, Frauenzimmer seyn sollten. Wo sind, dachte ich bey mir selbst, alle Annehmlichkeiten unsers Geschlechts? Wo ist das holdselige Lächeln der Lippen? Wo sind die blitzenden Augen?

Wo

Wo sind die verliebten Geberden und Minen? Wo sind viel tausend andere Reizungen, die uns bisweilen selbst in Personen von unserm eigenen Geschlechte verliebt machen? Warum sehe ich denn keine Lauten oder andere Gattungen von Säytenspiel? Warum höret man keine Engelstimme, ein bezauberndes Lied nach dem andern anstimmen? Ich trat derowegen, wie mich dünkte, zu einer Person, die mir am nächsten war, in Hoffnung, die Ursache so seltsamer Veränderungen zu erfahren. Allein sie sah mich mit einem störrischen Gesichte an, und als ich meine Frage so bescheiden, als es nur möglich war, eingerichtet hatte, hörte ich die Antwort: Du Närrinn! was tändelst du viel? Ich weiß nicht, was du haben willst. Packe dich fort! und hiermit stieß sie mich mit dem Arme zur Seite, daß ich mich, meiner Einbildung nach, nicht auf den Füßen erhalten konnte, sondern zur Erden sank. Und den Augenblick erwachte ich aus meinem Traume.

Diese nächtliche Vorstellung hat mir Anlaß gegeben, die wahre Ursache zu entdecken, woher es doch komme, daß unser Geschlecht so sehr auf den Putz des Leibes und den Schmuck in Kleidungen hält? Man mag auch sonst vorwenden, was man immermehr will: mein Traum hat mich fest überredet, daß es bloß der Mannspersonen halber geschieht. Mein Vorhaben ist nicht, alle Auszierung unserer Leiber als etwas sträfliches zu tadeln, und zu verwerfen. Es läßt sich wohl hören, daß unser Körper selbst ein so edles Geschöpf Gottes sey, daß er gar wohl verdienet, auch mit den allerköstlichsten Dingen, die auf dem Erdboden zu finden sind, ausgeschmücket zu werden. Gott hat auch das menschliche Geschlecht nicht ohne sonderbare Weisheit aus zwoen Gattungen wollen bestehen lassen, und diesen beyden Arten von Menschen eine Zuneigung gegen einander eingepflanzet, dadurch sie sich die Beschwerlich-

keiten des Lebens erleichtern, und manche bittere Stunde versüßen sollen. Daher nun kann man es weder Manns- noch Weibsbildern verdenken, wenn sie, diesem natürlichen Triebe gemäß, einigermaßen trachten, was gefälliges an sich zu haben. Die Schönheit selbst, die doch unserm Geschlechte fast allein zugehöret, scheint bloß zur Belustigung der Männer so viel Annehmlichkeiten an sich zu haben. Warum wollte man denn allen Putz des Frauenzimmers schelten, und ihre Begierde, dadurch zu gefallen, für ein Laster ausgeben?

Ganz recht! wird manche Modeschwester, die täglich sechs Stunden vor dem Spiegel stehet, bey sich denken. Das ist eben meine Entschuldigung, wenn mir mein Vater manchen scharfen Verweis giebt, daß ich nicht so eitel in Kleidungen seyn soll: und es ist mir recht lieb, daß ihr vernünftige Tadlerinnen auf meiner Seite stehet, und mir das Wort redet. Doch übereilet euch nicht, liebe Freundinnen! ihr habt mich noch nicht ausgehöret. Ich mache einen großen Unterscheid unter einer mäßigen Bemühung, wohlgearteten Leuten zu gefallen, und einer unermüdeten Begierde, eitle Mannspersonen zu reizen, zu entzücken, zu bezaubern. Jene ist an sich selbst zuläßig, denn sie suchet mehr allen Uebelstand zu fliehen, als besondere neuersonnene und unnatürliche Annehmlichkeiten anzunehmen. Die letzte hergegen ist sträflich, denn sie schweifet aus, und läßt sich in keine Schranken schliessen. Jene kann mit einer wahren Tugend wohl bestehen; diese aber ist mit Recht ein Laster zu nennen.

Modesta ist ein wohlgebildetes Kind, bey der sich die Natur in Mittheilung der Vollkommenheiten zwar nicht karg; doch auch nicht gar zu verschwenderisch erwiesen. Sie ist aber mit ihrer Gestalt zufrieden. Sie wäschet sich allezeit mit reinem Brunnenwasser, welches zwar weder ihre Weiße

noch

noch Röthe vermehret, aber auch dieselbe nicht vermindert. Sie trägt ihren Haarputz, wenn sie in Gesellschaft kömmt, nach der gewöhnlichen Art; macht aber so wenig Phantasien darinne, daß sie aufs höchste nur eine Viertelstunde nöthig hat, denselben aufzusetzen. Sie ist geschickt vom Leibe, und dabey läßt sie es bewenden. Sie giebt sich keine gezwungene Stellungen. Sie übt sich nicht bey iedem Worte, das sie sagt, eine besondere Bewegung mit dem Haupte oder mit den Händen zu machen: und ihre natürliche Artigkeit gefället doch iedermann. Sie verderbt ihre Zeit nicht mit unnützem Aus- und Ankleiden, Schmücken und Balsamieren, Waschen und Pudern; sondern kann sie zu Hausgeschäfften und Lesung nützlicher Bücher anwenden. Daher hält sie nun iedermann nicht nur für ein angenehmes, sondern auch für ein wohlgezogenes und tugendhaftes Frauenzimmer.

Corinna ist von ganz anderer Gattung. So gern sie sonst in ihrem Bette der angenehmen Ruhe genießt, so munter springt sie doch des Sonntags vor fünf Uhren mit gleichen Füßen heraus. Dann bringet sie drey volle Stunden mit ihrem Ankleiden zu. Im Hemde läuft sie schon vor den Spiegel, um zu sehen, ob die kleine Blatter, die ihr gestern an der Stirne ausgefahren war, verschwunden sey? Alsdann besieht sie eine halbe Stunde den Vorrath ihrer Kleidungen. Und was für Mühe kostet es nicht, ehe sie sich entschließt, ob sie heute grün, gelb, roth oder blau erscheinen will. Dann gehet es über den Hauptputz her. Sie schläget die Haare bald so, bald anders auf. Jetzt kräuselt sie einen Pusch derselben, sie schmieret ihn mit Jeßminöl, sie streuet den Puder darüber. Doch er steht nicht recht: sie kämmet alles wieder aus, und fängt von neuem an. Auch dieses geräth ihr nicht: allein sie wird nicht überdrüßig, drey bis viermal einerley Arbeit

zu thun. In anderthalb Stunden sind die Haare fertig. Darauf sieht sie nicht anders aus, als eines Müllers Magd, die einen halben Tag in dem dicksten Staube gestanden. Sie schabet den Puder mit Messern vom Gesichte, und wenn sie die Kleider ausschüttelt, wird der Boden ihres Zimmers weißer, als die Straße ist, wenn es eine Nacht durch geschneyet hat. Gefällt es ihr, ein schwarzes Fleckchen auf das Gesicht zu legen, so kostet es auch eine halbe Stunde, ehe sie mit sich selbst eins wird, wo es liegen soll. Kömmt es an die Kleidung, so hat die Aufwärterinn ihre Angst. Sich dreyßigmal vor zwenen gegen einander hängenden Spiegeln umzudrehen, das ist was weniges: und da wird bald dem Schneider, bald der Nätherinn, bald sonst iemanden alles Unheil angewünscht. Zuletzt kömmt das Geschmeide. Und wenn man nun dencket, daß endlich alles recht sey, so hat sie doch noch so viel zu verbessern, und zu ändern, daß sie endlich mit dem größten Verdrusse davon gehen muß; aus Furcht, mitten in der Predigt in die Kirche zu kommen.

Wer sieht nicht aus diesem unvollkommenen Abrisse ganz deutlich, was eine unmäßige Eitelkeit im Putze sey? Wer kann aber wohl einen andern Bewegungsgrund so vieler Thorheiten ersinnen, als die heftige Begierde, den jungen Mannspersonen zu gefallen? Ach nein, spricht Corinne; ich putze mich für mich selbst. Ist dem also? warum stellet sie sich denn in das offene Fenster ihrer Capelle? Warum geht sie so langsam durch den Haufen junger Leute, die vor der Kirche stehen? Warum steht sie die ganze Zeit vor und nach der Kirche im Fenster, um die Complimenten ihrer vorbeygehenden Anbether abzuwarten?

Ich habe nichts weiter hinzu zu setzen, als daß dieser Fehler fast allgemein ist. Es ist keine Gattung von Frauenzimmer

zimmer zu erdenken, die nicht glauben sollte, sie hätte gute Ursachen, sich zu putzen. Die Schöne will ihre Vollkommenheit durch den Schmuck desto mehr erheben. Die Häßliche will das, was die Natur ihr versaget hat, durch ihre Kunst ersetzen. Die Junge denkt, in den blühenden Jahren sey es ihr gar nicht zu verdenken, wenn gleich was eitles mit unterliefe. Die Alte sucht die erstorbenen Annehmlichkeiten durch den Putz wieder zu erwecken. Die Reiche denkt, ihr Vermögen erfordere es, sich durch den Schmuck von anderen zu unterscheiden. Die Arme will durch ein schlechtes Ansehen ihre Dürftigkeit nicht verrathen. Die ledige denkt dadurch eine gute Partey zu thun, oder gar etliche Dutzend Anbether an sich zu locken. Die Verehlichte hingegen thut es deswegen, damit sie nicht vor der Zeit ins alte Register komme. Alle mit einander aber werden es nicht gewahr, oder da sie es gewahr werden, so wollen sie es doch nicht gestehen, daß ihre Eitelkeiten aus der übermäßigen Begierde, den Mannspersonen zu gefallen, herrühre. Dieses aber vollkommen zu widerlegen, ist gar nicht nöthig. Denn so lange werde ich alle ihre Mühe im Putzen für eine vergebliche und auslachenswürdige Arbeit halten, bis man mir ein einziges Exempel zeigen wird, da eine Weibsperson, um des großen Schmuckes halber, eine vortheilhafte Heirath getroffen hätte, und also durch ihre Eitelkeiten glücklich geworden wäre.

Calliste.



Das

****

Das VIII Stück.

Den 21 Februar, 1725.

Canitz.

Das hab ich keinem sonst gewiß,
Als eurer Arbeit, beyzumessen.

Niemand wird wohl in Abrede seyn, daß der Fleiß und die Arbeitsamkeit eine von den besten Stützen der menschlichen Gesellschaft sey. Wir Menschen sind dazu erschaffen, daß einer dem andern in seinem Mangel zu statten kommen soll. Wir sorgen, wir bemühen uns Tag und Nacht, wir wenden unsere Gemüths- und Leibeskräfte an, bloß unseren Mitbürgern zum Dienste. Wir befördern ihre Bequemlichkeit, ihren Ueberfluß, ihren Unterhalt, ihr Vergnügen und ihren Wohlstand, mit unserm Bemühen, und mit unserer beständigen Beschäfftigung. Auf diese Art bestehet eine Stadt, ein Land, ein Volk, und kurz, die ganze menschliche Gesellschaft.

Ich weiß wohl, daß dieses vielen sehr fremde vorkommen wird: denenjenigen nämlich, welche sich einbilden, sie thäten alles, was sie thun, bloß um ihrer eigenen Wohlfahrt halber; sie arbeiteten nur, um ihr Leben zu erhalten, und den durch ihren Fleiß erworbenen Verdienst zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Denn es giebt allerdings Leute, welche weder Hand noch Fuß regen würden, wofern sie nicht noch hungerte; oder wofern die Unvollkommenheiten ihres Leibes sie nicht erinnerten, daß sie durch Arbeit gewisse Dinge erlangen

langen müßten, die zum Unterhalte ihres Lebens unentbehrlich sind.

Solche Leute muß man bey ihrem Irrthume lassen; es würde zu viel Mühe kosten, sie aus demselben zu bringen: und in der That verliert niemand mehr dabey, als sie selbst. Sie arbeiten gleichwohl; sie dienen gleichwohl der menschlichen Gesellschaft, so gut sie können. Thun sie dieses aber nur aus Zwank und Eigennutz: so haben sie selbst den größten Schaden davon. Ihnen entgeht das innige Vergnügen, welches aus der Zufriedenheit entspringet, daß man seinem Nächsten gedienet, für die ietzigen und künftigen Zeiten was Gutes erfunden, den Wissenschaften aufgeholfen hat, und kurz, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen ist.

Ein Weiser, ein tugendhafter Mensch allein, kann die Größe dieses Vergnügens einsehen. Er setzet zwar seine eigene Wohlfahrt niemals aus den Augen; aber der Eigennutz ist auch nicht der einzige Endzweck seiner Handlungen. Ein solcher Mensch wird, auch in den glücklichsten Umständen, niemals ein Vergnügen am Müßiggange finden. Hat ihn das Glück mit Gütern versehen, und ihn also der Last überhoben, eine grobe Arbeit zu thun: so wird er der Welt mit seinen Gemüthskräften dienen. Er wird, entweder durch Künste, oder Wissenschaften, oder den Handel, theils dem Vaterlande, theils überhaupt der ganzen Welt, zu dienen suchen. Er wird sich also allemal bestreben, als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu leben, und auch den Lohn haben, nach seinem Tode als ein solches beklagt zu werden.

Die Erfindung der Buchdruckerey, die Verbesserung der Sternkunst, der Mathematik, der Kriegeskunst, der ganzen Philosophie überhaupt, und vieler anderen Sachen, das sind die edlen Beschäfftigungen solcher großen Seelen gewesen.

wesen. Und wer zweifelt wohl, daß es nicht noch viele wackere Männer gebe, welche den noch übrig bleibenden Unvollkommenheiten dieser, und vieler anderen Wissenschaften, aus einer tugendhaften Menschenliebe, abzuhelfen suchen? Daß aber deren Anzahl vielleicht klein ist, das kömmt daher, weil es zu allen Zeiten mehr eigennützige als tugendhafte Leute gegeben hat.

Ich fürchte, daß hier einige unserer Leserinnen sich von der Zahl derer, denen zu gute dieses Blatt geschrieben ist, ausschließen möchten. Sie lesen hier die Namen solcher Wissenschaften, die freylich für unser Geschlecht zu hoch sind: allein ferne sey es, daß die Gelehrten allein der Welt dienen sollten! Ein ieder Mensch, und unser Geschlecht selbst, ist zum Dienste des gemeinen Wesens verbunden. Es dienet ihm aber ein ieder, der sich in demjenigen, wozu er fähig ist, fleißig bezeiget. Eine iede Arbeit, sie sey so schlecht als sie wolle, kömmt dem gemeinen Wesen zu statten; und also kann auch der schlechteste Arbeiter eben sowohl ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft seyn, als der tiefsinnigste Gelehrte.

Unser Geschlecht ist also ebenfalls, durch die Gesetze der Vernunft und Tugend, zum Fleiße verbunden; und wir können uns demselben aus keiner vernünftigen Ursache entziehen. Freylich sind wir durch die Gesetze von den ansehnlichsten, aber auch zugleich beschwerlichsten Verrichtungen, die im gemeinen Wesen vorfallen, ausgeschlossen worden. Ob dieses mehr zu unserer Ehre oder Schande gereiche, das lasse ich vorietzo dahin gestellet seyn. So viel ist aber gewiß, daß uns noch viele Pflichten übrig bleiben, dadurch wir der Welt sehr nützlich seyn können, und sollen. Die Erziehung der Kinder ist allein ein Werk, wodurch sich manche Cornelia unsterblich gemacht, und der Welt einen größern Dienst

gethan

gethan hat, als mancher wüthende Alexander. Die Besorgung des Hauswesens, und die Verpflegung der Männer, liegen uns einmal ob, und wir haben, in Wahrheit, viel Verstand und Geflissenheit nöthig, diesen unseren Pflichten eine Genüge zu thun.

Folgendes Schreiben der aufgeweckten Ignava hat mich auf diese Materie gebracht. Ich hoffe, daß es unseren vernünftigen Lesern nicht schwer fallen werde, den wahren Sinn dieses Schreibens zu errathen: so wenig es dieser unsrer Freundinn zuwider seyn wird, daß ich, im Eingange dieses Stückes, eben das Gegentheil dessen gelobet habe, was sie uns anzupreisen scheinet. Sollte es derselben gefällig seyn, uns mehrere Proben ihrer Lebhaftigkeit einzuschicken; so werden wir dieselben mit Vergnügen unseren Blättern beyfügen. Hier ist indessen das unveränderte Schreiben:

Vernünftige Tadlerinnen!

Die Hochachtung, darein ihr euch durch eure Schriften gesetzt habt, hat auch mich zu eurer Verehrerinn gemacht; und die Begierde, euch dieses kund zu thun, hat mich veranlasset, zum erstenmale in meinem Leben ein paar Stunden zu arbeiten. Denn ungeachtet ich diesen Brief durch meine Aufwärterinn schreiben lassen; weil ich nichts in der Welt weiß, welches mir die Mühwaltung, persönlich einen Brief zu verfertigen, ablocken sollte: so kann ich doch nicht in Abrede seyn, daß es mir schon als eine sehr schwere Arbeit vorgekommen ist, ihr dessen Innhalt vorzusagen, und über eine Stunde lang an eine Sache mit Aufmerksamkeit zu denken. Ja ich versichere euch, wenn die Hochachtung gegen euch nur der einzige Bewegungsgrund dieses Schreibens wäre: so hättet ihr dasselbe nimmermehr zu Gesichte bekommen. Ich weiß, daß es Leute giebt, die, so bald ihr den Beyfall der Vernünftigen erworben hattet, keinen Augenblick länger angestanden haben, euch

ihren Beyfall gleichfalls schriftlich zu bezeigen; weil sie meynten, dieß wäre ein sichres Mittel, daß man sie künftig auch für vernünftig halten würde: ungeachtet alle ihre Handlungen viel gewissenhafter sind, als daß sie so was ungereimtes bestätigen sollten. Von dieser Gattung bin ich, ohne Ruhm zu melden, nicht. Man hätte mich halten mögen, wofür man immer wollte; meine Gemüthsruhe, meine unvergleichliche Bequemlichkeit, ist mir viel zu süße, als daß ich sie einem ungegründeten Ruhme aufopfern sollte. Allein mich treibet eine weit größere Noth, daß ich meine Zuflucht zu euch nehmen muß. Die Gewohnheit der ietzigen Zeiten tastet mich auf der empfindlichsten Seite an; und ich hoffe also, daß auch mir die Freyheit eines Wurmes erlaubt seyn wird, der sich krümmet, wenn man ihnen drücken will. Daß ich aber meine Zuflucht zu euch, schätzbare Tadlerinnen, nehme, das geschieht deswegen; weil ihr euch der Drangsalen eurer Mitschwestern so herzlich annehmet, und schon mehr als einmal denselben glücklich abgeholfen habt.

Ich beschwere mich über die ietzige Mode des Fleißes meiner Mitschwestern, welcher seit einiger Zeit so entsetzlich überhand genommen hat, daß man daraus zum allerwenigsten den Untergang der Welt besorgen muß. Denn was ist natürlicher, als daß sie sich allerseits in kurzem zu Tode arbeiten werden? Ich lebe in Leipzig, wo dieses Uebel bisher so stark eingerissen ist, daß ich es unmöglich länger ansehen kann. Hat diese Pest euer Halle noch nicht angesteckt: so seyd ihr sehr glücklich, lieben Tadlerinnen! und wenn ihr mich dessen versichert; so könnte ich mich leichtlich der schweren Arbeit unterziehen, von meinem Stuhle aufzustehen, mich ankleiden, in eine Kutsche tragen, und nach Halle führen zu lassen, um daselbst meine Wohnung aufzuschlagen.

Könnt ihr es euch wohl einbilden, scharfsinnige Tadlerinnen, daß der verwünschte Fleiß des Frauenzimmers sich schon bis in die Gesellschaften eingeschlichen habe? Wenn ihr vor ein Wochenbette, oder zu einem Besuche kommet; so findet ihr ein halbes Schock Weibspersonen beysammen, die, wenn ihre prächtige Kleidungen nicht das Gegentheil bewiesen, für so viele Halbjungfern gehalten werden könnten, welche ums Brodt arbeiten, und nicht einmahl

eine müßige Stunde zu einem Besuche erübern können. Sie mögen sich deswegen entschuldigen, wie sie wollen; sie mögen es mir zehnmal vorsagen, ja zuschwören, daß sie zu Hause Zeit genug haben, müßig zu gehen. Sie mögen es mich noch so theuer versichern, daß sie den ganzen Morgen im Bette zubringen, bis eilf Uhr sich ankleiden, bis zwölf Uhr am Fenster stehen, hernach bis zwey Uhr speisen, hernach bis vier Uhr Mittagsschlaf halten; und daß sie also, bey so vielem Müßiggange, gar leicht ein halbhundert Knötchen auf einer Visite machen könnten. Sie mögen es mir schriftlich geben, daß sie nach ihren Kindern gar nicht sehen, daß manche Frau in drey Jahren nicht in die Küche, und zum wenigsten in eben so vielen Monaten nicht auf die Kinderstube kömmt; daß sie nicht weiß, wie viele Freyer die Jungemagd ihrer erwachsenen Tochter täglich zuführet: ich glaube es ihnen nicht! und kann es mir nicht einbilden, daß ein so entsetzlicher Fleiß in Gesellschaften, nicht mit einem noch viel größern zu Hause verbunden seyn sollte. Sie wollen sich zwar auch hierinnen entschuldigen. Es hat mir eine gute Freundinn zugeschworen, daß sie schon über fünf Jahre an ihrem halbfertigen Strumpfe gestricket hat, und ich gestehe es, daß seine ausnehmende Schwärze mich bald zweifelhaft machen sollte, ob ihm nicht ein so hohes Alter zuzutrauen sey? Allein ich gestehe es, daß er mir sehr schwer fällt, auch selbst meinen eigenen Augen in diesem Stücke zu trauen.

Kömmt es vollends zum Kartenspielen; mein Gott, was ist das wieder für eine Arbeit! Kein Mensch sollte denken, daß diese Verrichtung eine Zeitkürzung sey: nein! unsere Leipzigerinnen treiben es so weit, als wenn sie ihr Brod damit erwerben sollten: und vielleicht würde diese Ahndung nicht eben bey allen trügen! Ist das nicht eine Heftigkeit und ein Eifer, womit das Kartenspiel fortgesetzet wird! So mag ich nicht spielen! wenn ich nicht zwischen iedem Stiche eine halbe Stunde plaudern kann; so nehme ich lieber gar keine Karte in die Hand! Ich weiß, daß eine gewisse Gesellschaft zur Sommerzeit einmal eine gute Freundinn auf dem Lande besuchte. Kaum war man aus der Kutsche gestiegen, so wurden die Karten gefordert; und es ward mit dem Spiele so lange fortgefahren, bis die einbrechende Nacht die Gesellschaft erinnerte, wieder

nach der Stadt zu kehren. Ist das nicht eine Thorheit! Wer fährt denn wohl aufs Land, um daselbst eben das zu thun, was man in Städten, im allergarstigsten Wetter, in der Stube zu thun pflegt? Nein, ich wollte lieber todt seyn, als so leben! Wenn ich aufs Land fahre; so setze ich mich an einen Ort, wo die schönste Aussicht ist, und rühre mich nicht vom Flecke, bis die Thorglocke mich wieder nach Hause rufet.

Ihr werdet vielleicht lachen, liebsten Tadlerinnen! und denken, daß dieses, von einer Ausschweifung auf die andere fallen, heißt: denn aufs Land zu fahren, um Karten zu spielen, das sey eben so thöricht, als sich auf einen Fleck zu setzen, und nicht von der Stelle zu kommen. Ihr seyd vielleicht von der Art gewisser Leute, welche aufs Land fahren, frische Luft zu schöpfen; eine Veränderung der Schönheiten der Natur zu sehen, und ihrem Leibe durch einen angenehmen Spaziergang eine Bewegung zu verschaffen. Allein das ist für mich zu beschwerlich! Und damit ich euch nur aus dem Traume helfe; so erlaubet mir, euch einen kurzen Abriß von meiner Gemüthsart zu machen.

Die Bequemlichkeit, oder, ich will es nur frey heraus sagen, die Faulheit ist diejenige Eigenschaft in mir, der ich alle die Ehre und alle die Vortheile aufopfere, welche aus der Arbeit entspringen. Der Mensch ist ein viel zu edeles Geschöpfe, als daß er arbeiten sollte: zum wenigsten habe ich bisher meinen ganzen Vorzug vor den Thieren darinnen gesucht, daß ich weniger gethan habe, als sie. Ihr werdet es mir leicht glauben, wenn ich euch versichere, daß ich weder das R noch das S auszusprechen gewohnt bin; und dieses nicht etwa, weil meine Zunge von Natur ungeschickt dazu ist: sondern, weil es mir zu beschwerlich fällt. Wiewohl ich glaube, daß alle vier und zwanzig Buchstaben des Alphabeths, sich ziemlich über mich beklagen könnten, indem ich mir einmal eine gewisse Oeffnung des Mundes angewöhnet habe, die mir die bequemste ist; und mit dieser mögen sich meine Wörter und Zuhörer behelfen! Rede ich ihnen nicht deutlich genug, so will ich lieber ihnen misfallen, als meiner Faulheit einen Abbruch thun. In der That finde ich, daß aus der Arbeit viele Verdrießlichkeiten entspringen, die man beym Müßiggange gar nicht zu besorgen hat. Wie

vielmal arbeitet man nicht vergeblich! Wie oft wird einem nicht die Arbeit übel belohnt! Wie mancher thut nicht durch seine Arbeit seiner Gesundheit Schaden! Wie mancher hat sich nicht schon zu Tode gearbeitet! Alles dieses darf ein Müßiggänger nicht besorgen. Er ist ruhig; und wenn er keinem nützet, so schadet er doch auch keinem: welches gewiß bey vielen Leuten das einzige ist, was man von ihnen begehret. Niemand aber wird es sich unterstehen, einem Müßiggänger vorzurücken, er habe was übels gethan: denn er ist gewohnt, gar nichs zu thun.

Und dieses ist die güldene Lehre, welche ich euch, wehrteste Tadlerinnen, euren Mitschwestern einzuschärfen, ersuche. Laßt sie doch lieber gar nichts thun, als daß sie in Gesellschaften arbeiten! Es kann ihnen ja nicht schwer fallen, müßig zu seyn: sie dürfen sich ja nur einbilden, daß sie zu Hause sind. Versichert sie nur, daß, wenn ich sonst der Arbeit nicht ganz abgesaget hätte; so würde ich zu Hause bleiben, wenn ich fleißig seyn wollte, und nur alsdann ausgehen, wenn ich keine Lust hätte zu arbeiten.

Werdet ihr mir diese Liebe erzeigen; so werde ich lebenslang (doch meiner Bequemlichkeit ohne Schaden) verharren

Leipzig, den 10 Febr. 1725.

Eure
ganz ergebene
Maria Ignava.

Die wenigsten meiner Leser werden wohl zweifeln, daß nicht unter diesem Scherze ein Ernst verborgen seyn sollte. Unsere lustige Correspondentinn eignet sich mit Fleiß ein Laster zu, um dadurch ein anderes desto lächerlicher vorzustellen. Ich habe mich freylich schon lange Zeit über den unzeitigen Fleiß unsers Geschlechts in Gesellschaften verwundert; und kann noch diese Stunde keinen vernünftigen Vorwand zu demselben finden.

Ich will ietzo von dem Strumpfstricken nicht reden, als welches vollends wider den Wohlstand läuft. Man ist ja verbunden, eine Gesellschaft um Vergebung zu bitten,

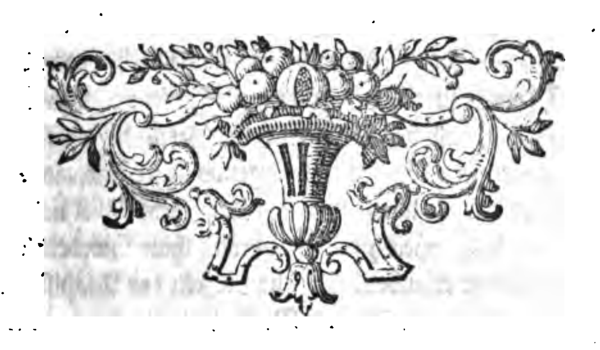
wenn man dieses Stück unsrer Kleidung nur nennet. Wohlgesittete Leute machen sich auch eine Pflicht daraus, solche Arbeit wegzuwerfen, wenn iemand ins Zimmer tritt, gegen den sie eine Ehrfurcht haben. Und ietzo wird es Mode, in öffentlichen Gesellschaften solche Arbeiten vorzunehmen, die eigentlich nur für Mägde gehören. Ich zweifle fast nicht, daß auch diese Gewohnheit mit der Zeit höher steigen, und daß man noch endlich die schwarze Wäsche in Gesellschaften ausbessern werde: denn wer wollte sich von einem so glücklichen Anfange nicht alles versprechen?

Ich will ietzo nur von der andern Arbeit der Knötchen, der vielerley Gattungen der Schnürchen, u. s. w. reden. Auch hieraus erkennet man noch kein sparsames häusliches Frauenzimmer. Es ist eine Erfindung, wodurch man nur etliche Thaler in Seide verthun kann, und wobey man hernach noch viele Thaler ausgeben muß, damit ein solches Schnürchen, damit solche Knötchen nur wiederum angewandt werden können. Was hilft das aber zur Haushaltung? Sind deswegen die Kinder wohl erzogen? Wird deswegen das Gesinde in guter Ordnung gehalten, wenn eine Frau alle Tage in eine Gesellschaft läuft, allwo sie ein paar Ellen solcher unnützen Arbeit machet? Kann nicht in einem Hauswesen für viele Thaler Schaden geschehen in der Zeit, da die Frau bey einer guten Freundinn einen Strumpf stricket, dabey sie in zehn Jahren an einem Paare acht Ggr. ersparet? Ja, spricht man, eine solche Arbeit unterhält das Gespräch! Ist das aber wohl vernünftig, eine gute Freundinn zu besuchen, wenn man ihr nichts zu sagen hat; und nur darum eine Arbeit mitzunehmen, damit doch nicht alle beyde stillschweigen mögen?

Nimmermehr wird eine solche Person den Beyfall der Verständigen erwerben. Nur diejenige wird eine fleißige, eine

gute Wirthinn seyn, welche dann allererst in Gesellschaften gehet; wenn sie gewiß versichert ist, ihr Haus sey so gut versorget, daß sie von demselben ohne Schaden eine Zeitlang entfernet seyn kann: wenn ihr Mann, dem sie allererst ihren beständigen Umgang schuldig ist, denselben entrathen kann: wenn ihre Kinder in der Zeit nicht verwahrloset werden können: und wenn das Gesinde selbst in ihrer Entfernung nichts Böses vornehmen kann. Diese Umstände werden so selten zusammen treffen, daß ich es einer solchen Frauen eher für eine Klugheit auslegen will, wenn sie, nach einer so beständigen und nöthigen Arbeit, in einer Gesellschaft ein paar Stunden müßig ist: als ich diejenigen für fleißig halten will, welche, aus einem fast angebohrnen Abscheue vor ihrem Hauswesen, keinen Tag bey sich allein zubringen können; und welche noch niemals die Wahrheit erkannt haben, daß der Misbrauch in allen Dingen lächerlich und unvernünftig ist.

Calliste.



****

Das IX Stück.

Den 28 Februar, 1725.

Canitz.

Weil sich doch keine Magd darf in ihr Zimmer wagen,
Und ihre Blicke nicht auf schlechte Leute gehn.

Es giebt gewisse Personen von beyderley Geschlecht, welche gar nicht wissen, wie sie sich ihrem Stande gemäß verhalten sollen. Wer es auch ist, mit dem sie was zu thun haben, so machen sie sich in einer halben Stunde mit ihm so gemein, daß sie auch diejenige Ehrerbietung verlieren, die sie doch mit Recht von einem Geringern fordern könnten. Sie machen sich durch lächerliche Reden, durch unanständige Minen und pöbelhafte Geberden so verächtlich, daß sie auch bey denen ihre Hochachtung verscherzen, die sie doch wegen dieser falschen Demuth zu rühmen pflegen. Ja sie verwöhnen sich endlich so gar, daß sie alle vornehme Gesellschaften fliehen, ihren Umgang verabscheuen, und nirgends lieber sind, als unter schlechten Leuten, die ihnen, wie sie reden, nichts übel nehmen, und wo sie die Freyheit haben, sich nach ihrer unordentlichen Neigung alles zu erlauben, und alle Regeln des Wohlstandes ganz aus den Augen zu setzen. Dieses Laster nun nennet man die Niederträchtigkeit, und es sind nur unedle Gemüther, die denselben ergeben sind.

Gem-

Sempronia, eines vornehmen Bürgers Tochter, ward neulich von einer geheimten Räthinn, die ihre Base war, eingeladen, ihr etliche Stunden die Zeit zu vertreiben. Ich vermuthete nichts weniger, als daß ihr diese Zeitung unangenehm fallen würde: und doch geschah es. Man konnte es ihr an den Minen ansehen, wie verdrießlich sie wurde; und sie konnte sich kaum zwingen, dem Diener eine anständige Antwort zu geben, darinnen sie sich alsbald einzustellen versprach. Kaum hatte derselbe den Rücken gekehret, als sie voller Ungedult zu mir sagte: Ich wollte, daß die Base mich mit ihrer Einladung verschonet hätte. Und ich zürne auf mich selbst, weil ich mich nicht in der Geschwindigkeit auf eine gute Entschuldigung zu besinnen wußte, wodurch ich mich von ihr hätte losmachen können. Wie das? war meine Frage. Ich glaube ja, daß es sich hundert andere für eine Ehre schätzen würden, in Gesellschaft dieser vornehmen Dame ihre Zeit zuzubringen. Weit gefehlt, versetzte sie hierauf; es ist mir keine größere Pein, als wenn ich bey Leuten seyn soll, die vornehmer sind, als ich selbst bin. Ich gehe am liebsten mit meines gleichen und mit geringeren Leuten um. Dort muß man sich in allen Stücken zwingen; alles, was man redet oder vornimmt, das muß nach der Tablatur eingerichtet seyn: hier aber bin ich ganz frey. Ich thue, ich rede alles, was ich will, und man nimmt mir nichts übel. Sie hätte noch weiter geredt, wenn nicht wieder iemand gekommen wäre, und sie zu sprechen verlanget hätte. Es war eine Magd, welche der misvergnügten Sempronia von ihres Schneiders Tochter eine Empfehlung machte, und sie diesen Nachmittag zu derselben einlud, mit dem Vermelden, daß auch ein paar Nähermädgen aus der Nachbarschaft bey ihr seyn und ihnen gute Ge-

sellschaft leisten würden. Semproniа sprang vor Freuden in die Höhe, und schlug etliche mal in die Hände, befahl ihre Jungfer aufs schönste zu grüßen, und versprach, sich augenblicklich einzustellen. Ich erinnerte sie, daß sie gleichwohl ihrer Base schon zu gehorsamen verheißen hätte: allein sie kehrte sich nicht daran; ließ sich bey derselben, ich weiß nicht aus welcher Ursache, entschuldigen, und verfügte sich nach der Vorstadt, wo ihre vornehme Schneiderprinzeßinn wohnete.

Indem ich dieses Laster der Niederträchtigkeit tadle; so muß niemand denken, als wenn ich meinen Lesern und Leserinnen einen Stolz und Hochmuth einzupflanzen gesonnen wäre. Ich bin diesem Fehler noch weit gehäßiger als jenem, und habe mir vorgenommen, in diesem Stücke die Unbilligkeit und das auslachenswürdige Wesen desselben aufs deutlichste vorzustellen.

Clarimene ist von bürgerlichem Stande, besitzt aber einen mehr als adelichen Hochmuth. Ich habe sie oft auf ihren Vater schelten gehöret, daß er nicht in Kriegsdienste gegangen wäre, und durch ein gutes Verhalten ihr den Titul eines wohlgebohrnen Fräuleins erworben hätte. Jetzo schwatzet sie ihm alle Tage vor, wie der und jener seinen Handel niedergeleget, sich an den Hof gemachet, und durch kluge Anschläge sich die höchsten Bedienungen zu wege gebracht habe. Doch weil ihre Lehren nichts fruchten wollen; so sucht sie, so viel möglich, sich von der Canaille zu unterscheiden. Ich sage mit Bedacht, Canaille, denn das ist ihr erstes und letztes Wort. Alle ihre Freunde und Verwandten rechnet sie darunter. Alle ihre Nachbarn kriegen keinen bessern Titel von ihr, ja die Einwohner der ganzen Stadt sind keines andern Namens werth. Wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre;

so

so würde sie schon längst auf ein Rittergut gezogen seyn, und daselbst als eine adeliche Dame zu leben. Da dieses aber nicht angegangen ist; so lebet sie ietzo ganz eingezogen. Sie gehet mit ihren nächsten Verwandten nicht um, aus Furcht, sich von solchen Leuten was gemeines oder pöbelhaftes anzugewöhnen. Ja ich zweifele, ob sie in die Kirche gehen würde, wenn sie nicht eine besondere Capelle hätte, darinnen sie sich durch Vorziehung der Fenster vor den canailleusen Ausdünstungen gemeiner Leute verschanzen kann. Indessen muß sie sich, in Ermangelung vornehmer Gesellschaft, mit ihren Mägden die Zeit vertreiben: und man kan leicht denken, zu was für hohen Gesprächen dieselbigen ihr Anlaß geben werden. Indessen müsse sie dieselbe bey iedem Worte Mademoiselle nennen; ob sie es gleich in der Aussprache so verstümmeln, daß es nur Mamsel heißt, und sich also selbst kaum ähnlich sieht.

Man kann leicht denken, daß sie sich durch eine solche Aufführung bey allem andern Frauenzimmer, die in der That ihres gleichen sind, werde verhaßt gemacht haben. Man hat ihr schon verschiedene Zunamen gegeben, die ich nicht namhaft machen will. Zum Spotte muß sie sich allezeit die vornehme Dame, auch wohl gar die Prinzeßinn nennen lassen. Wenn ihr nun dieses zu Ohren kömmt, so heißt es: Die Canaille mag raisoniren, was sie will; ich moqvire mich nur über sie. Wenn sie über die Straße gehet, begegnet sie oft ihren nächsten Freunden: allein sie thut, als hätte sie dieselben nicht gesehen. Sie grüßet keinen; und wenn ihr irgend von anderen die Ehre widerfähret, so ist ihre Danksagung so spröde und ernsthaft, als wäre sie bey ihrem Vater zu Grabe gewesen. In ihren Kleidungen suchet sie allezeit was besonders: und wenn sie es anderen nicht an Kostbarkeit

keit zuvor thun kann, so sucht sie dieselben doch an Moden zu übertreffen. Und hierinn richtet sie sich nach lauter Dames von Qualitee, wie sie redet, darunter die geringsten geheimen Räthe Töchter seyn müssen.

Ich könnte hier abbrechen, die lächerliche Aufführung der hochmüthigen Clarimene zu beschreiben: allein es ist noch ein merkwürdiges Stück ihres Verhaltens übrig, welches ich nicht übergehen kann, wenn ich eine vollkommene Abbildung derselben machen will. Dieses ist ihr Bezeigen gegen Mannspersonen. Sie ist gar nicht schön, und verdienet nicht einmal unter die mittelmäßigen Gestalten gerechnet zu werden: also hat sie eben keinen Ueberfluß von Verehrern zu besorgen. Wer ihr einige Caressen machen sollte, der müßte es um ihres Vaters halber thun, der in der ganzen Stadt für einen vermögenden Mann gehalten wird. Sie könnte aber den Mangel ihrer Gestalt durch ein artiges und gefälliges Wesen ersetzen, welches oftmals geschickter ist, die Herzen zu gewinnen, als die ausbündigste Schönheit eines trotzigen und aufgeblasenen Frauenzimmers. Allein sie denkt, eine freundliche Mine würde sie verächtlich machen. Wer sie grüßen will, der muß ihr vorher berichten lassen, daß er ein Edelmann sey; sonst mag er nur sicher glauben, daß ihre Knie sich nicht die Mühe geben werden, ihm zu danken. Merket sie etwa, daß ein andrer ihr im Vorbeygehen eine Höflichkeit erweisen werde: so wendet sie entweder das Gesichte nach der andern Seite; oder sie schlägt das Fenster zu, und kehret den Rücken nach der Straße.

Als neulich ein geschickter junger Mensch, ich weiß nicht was gefälliges an ihr gefunden hatte, und ihr solches bey Gelegenheit zu verstehen gab; so hätte es die Klugheit erfordert, die Liebe desselben auch nur durch die allergeringste Ge-

genge-

gengefälligkeit zu unterhalten und zu vermehren; indem sie doch nicht Sinnes ist, ein neues Kloster zu stiften. Sie sah wohl, daß dieser Liebhaber nicht unangenehm von Person war. Sie wußte auch, daß er sein Wesen wohl verstund, und also durch Hülfe ihres Vaters leicht in den Stand eines glücklichen Handelsmanns hätte kommen können. Allein dem ohngeachtet, schreckte sie denselben mit einem störrischen Gesichte auf einmal ab. Nunmehro hat er alle Hochachtung gegen sie verloren, und wird an einem andern Orte, ohne Zweifel mit besserm Fortgange, sein Glück zu machen suchen. Die Ursache ihrer Sprödigkeit war, weil er noch keinen großen und ansehnlichen Titel führet, noch nicht Pferde und Wagen halten, und ihr etliche Lackeyen anschaffen kann. Das hat sie gegen ihre Mägde zu verstehen gegeben, denen sie oft zu sagen pflegt, daß ihr künftiger Bräutigam entweder ein Hofrath; oder doch zum wenigsten ein reicher Doctor seyn müsse.

Die Thorheit dieses Stolzes ist so handgreiflich, daß ich nichts mehr hinzusetzen darf, meine Leser davon zu überzeugen. Und Clarimene selbst wird es mit der Zeit inne werden, wie sehr ihr derselbe an einer wahrhaften Zufriedenheit des Gemüths und an der Erlangung einer rechtschaffenen Glückseligkeit hinderlich fallen wird. Bleibet sie im ledigen Stande, wie es denn leicht kommen kann: so muß sie ihre ganze Zeit mit Verdruß zubringen; indem sie keine Freunde, wohl aber unzählige Feinde hat, die sich beständig ein Vergnügen machen werden, wenn sie sehen, daß ihre hochmüthige Gedanken zu Wasser geworden. Verheyrathet sie sich aber; so wird sie doch niemals einen Mann bekommen, der ihr vornehm genug ist, oder der ihrem Stolze ein völliges Gnügen thun wird. Folglich wird sie

dem-

demselben wenig vergnügte Stunden machen; sich selbst aber mit einer steten Reue quälen, indem sie allezeit denken wird: sie hätte wohl noch eine bessere Partey erwarten können.

Es ist aber nicht allenthalben so leicht, diesen Hochmuth als ein Laster vorzustellen. Wie wäre es? wenn die hochmüthige Tanaquil sagte: " Ich bin ein Frauenzimmer von
" keinem geringen Stande. Mein Vater ist ein vornehmer
" königlicher Bedienter. Meine Mutter ist aus einem be-
" rühmten Geschlechte entsprossen. Dazu ist meiner Aeltern
" Vermögen stadtkündig. Wer will es mir also verargen,
" wenn ich mich nicht in den Koth lege, oder mit allen Bür-
" germädgen so gar gemein thue? Das würde sich schön für
" meinen Stand schicken! Clarimene ist freylich eine När-
" rinn. Worauf will sie sich was einbilden? Ist doch ihr
" Großvater nur ein Handwerksmann gewesen. Mit mir
" aber ist es was anders. Es darf mirs niemand aufmut-
" zen, wenn ich nicht jenem so freundlich begegne, als er wohl
" wünschet. Ich nähme mir die Mühe, allen schlechten
" Kerlen zu danken, denen in meiner Gegenwart die Hüte
" von den Köpfen fliegen! Die guten Leute haben Ehre ge-
" nug, wenn ich sie einmal über die Achsel ansehe." Wie wäre es anzugreifen, frage ich, wenn wir eine solche stolze Schwester ihres unbilligen Hochmuths überführen wollten?

Dieses wird sich nicht besser bewerkstelligen lassen, als wenn wir der ehrgeizigen Tanaquil folgende Fragen zur Ueberlegung anheim stellen: Ob man sich denn auf die guten Eigenschaften und Verdienste fremder Leute was einzubilden Ursache habe? Ob sie denn selbst irgend was darzu beygetragen habe, daß ihre Aeltern in einem vornehmen Stande leben? Ob denn alle andere Personen geringern Herkommens Schuld haben, daß ihre Aeltern nicht aus einem

nem ansehnlichen Geschlechte gebohren sind; oder daß ihre Väter nicht grosse Aemter bedienen? Ob sie denn an Verstand, Tugend, Schönheit und Artigkeit alle das Frauenzimmer übertreffe, die sie für geringer hält? Ob sie denn von Natur mehr Augen und Ohren, mehr Hände und Füße, oder mehr andere Gliedmaßen des Leibes, empfangen habe, als die, welche sie verachtet? Ob ihr der Reichthum wohl eine wahrhafte Ehre bringen könne, den sie nicht selbst erworben hat, auch nimmermehr zu erwerben geschickt wäre? Und ob eine andere deswegen verachtungswürdig sey; weil sie dasjenige mit ihrer Geschicklichkeit verdienet, was sie nicht ererbet hat? Was endlich die Mannspersonen anbetrifft: ob sie denn gewiß versichert sey, daß unter allen den schlechten Leuten, die sie nicht eines Anblicks würdiget, kein einziger sey, der durch sein Verdienst oder auch wohl durch das Glück empor kommen, und vielleicht in einen Stand gerathen werde, da er sich an ihr durch gleiche Verachtung rächen, oder ihr auf andre Weise ihren vormaligen Uebermuth werde verweisen können?

Ich muß zum Beschlusse noch eine Begebenheit hersetzen, die mir als etwas wahrhaftiges erzählet worden. Rosemunda war das einzige Kind eines Predigers vom Lande; die aber nach dem Tode ihres Vaters in einer ansehnlichen Stadt sehr wohl erzogen wurde. Ihre Annehmlichkeit ward dadurch größer, als das wenige Vermögen, welches sie ererbet hatte: wiewohl sie diesen Mangel nicht sehr zu achten schien, indem sie einen Vetter hatte, der eine der höchsten Bedienungen im Lande verwaltete. Dieser war die Stütze ihrer Hoffnung, aber zugleich die Ursache ihres Unglücks. Sie vergaß, in Betrachtung desselben, daß sie nur mittelmäßigen Standes war, und begab sich der Demuth und Gefällig-

keit

keit gegen iedermann, die ihr doch so nöthig gewesen wären. Sie kömmt auf eine Hochzeit. Sie wird von etlichen zum Tanze aufgefordert: allein sie haben nicht alle das Glück, ihr zu gefallen, sie weiset einen nach dem andern zurück, und darunter auch einen Officier von bürgerlichem Stande. Bald kömmt ein junger von Adel, der auch in Kriegsdienste getreten ist, dessen zärtliches Ansehen und sein Geschlecht ihr endlich ansteht. Sie tanzt mit ihm. Jener wird solches gewahr, und als sie sich wieder hinsetzen will, giebt er ihr so ein derbes Zeichen seiner Erkenntlichkeit, daß ihr die linke Wange doppelt so roth wird als die rechte: ihr letzter Tänzer hat kein Herz, sich ihrer Ehre anzunehmen. Die vorhin Abgewiesenen frohlocken über ihren Schimpf, und die halbe Stadt hat ein halbes Jahr davon zu reden. Nunmehro sitzet sie und wartet mit tausendfachem Verdrusse, mit Scham und Zweifel, ob vielleicht die Länge der Zeit ihre Schande auslöschen werde.

Calliste.



Das

****

Das X Stück.

Den 7 März, 1725.

Heräus.

Wenn aber iemand fragt, ob dieses ein Gedichte
Von Sevaramben sey? Der steht sich selbst im Lichte.
Er darf des Rathens nicht.

Es scheinet eine schwere Frage zu seyn, was der französische Ausdruck, un galant homme, auf deutsch heiße? Noch schwerer ist die andere, wenn man sich bekümmert, worinnen das eigentliche Wesen eines sogenannten galant homme bestehe? Am allerschwersten aber würde mir die Entscheidung der dritten fallen: was nämlich von dergleichen Leuten zu halten sey?

Was die erste Frage betrifft, so kann theils das Wörtchen galant, theils die ganze Redensart, einige Schwierigkeit verursachen. Jenes hat unseren heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galantem Frauenzimmer; sondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes paar Stiefeln ist unseren jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricassee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weiß mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzählte, wie sie

ihrem

ihrem Manne letztlich einen galanten westphälischen Schinken vorgesetzet hätte. Mit einem Worte, der Misbrauch dieses Worts ist so groß, daß alles, was man sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen und empfinden, oder sich auf einige Weise ersinnen und vorstellen kann, galant, überaus galant, und vollkommen galant heißen muß.

—— Von der ganzen Redensart, galant homme, habe ich in unserer deutschen Musengesellschaft die einstimmige Antwort erhalten, daß man es am füglichsten ins Deutsche übersetzen könne, wenn man saget, ein galant homme heiße so viel, als ein artiger Mensch. Das Wort artig hat auch wirklich unter uns eine so weitläuftige Bedeutung, daß es mit dem französischen, wo nicht ganz und gar, doch unter allen andern am meisten übereinstimmet, und also gar wohl an seiner Stelle gebrauchet werden kann.

Doch das sind Kleinigkeiten. Es fraget sich, was ist denn eigentlich ein wahrer galant homme? und was für Eigenschaften gehören zu einem recht artigen Menschen? Ich habe diese Frage eine Zeit her verschiedenen Leuten vorgelegt, die vor anderen wissen wollen, was zum Wohlstande gehöret. Ich hoffete von ihnen eine vollkommene Befriedigung zu erlangen; allein vergebens. Lisette sagte mir: Ein galant homme sey ein politer Cavalier. Diese Erklärung ließ mich eben so klug, als ich vorhin gewesen war; denn ich verstund eines so wenig als das andere. Bald sagte mir Philandra: Ein galant homme sey ein charmanter Courtisan; und meynete, sie hätte mir ein großes Licht in der Sache gegeben. Als ich sie aber weiter fragte, was denn ein solcher charmanter Courtisan für ein Thier wäre? dachte sie gar, ich wäre willens, sie aufzuziehen, und sprach mit Unwillen: Ich sehe wohl, Sie haben Lust sich zu zanken,

oder

oder sie wollen mich vexiren. Sie werden es ja selber wohl wissen, was charmant ist, und was man einen Courtisan nennet. Ich lachte bey mir selbst über diese Empfindlichkeit meiner Freundinn, die ein gnugsames Kennzeichen ihrer Unwissenheit war. Allein ich hatte Ursache, mir eben dieselbe zu verweisen, indem ich selber eine solche Creatur nicht zu beschreiben wußte, die ich doch mehr denn hundertmal gesehen zu haben glaubte. Ich fuhr fort in meiner Untersuchung, und zog die artige Belline zu Rathe, der ich noch fast mehr zutrauete, als beyden vorigen. Diese meynte es auch, nach einem kleinen Nachsinnen, auf eine Haar getroffen zu haben, als sie mir zur Antwort gab: Ein galant homme ist ein civiler junger Mensch, der insonderheit gegen unser Geschlecht eine gute Conduite hat. Ich dachte selber im Anfange, daß ich was Gründliches erfahren hätte: doch nach genauer Ueberlegung schien mir auch dieses noch nicht eine Genüge zu thun; indem die gute Aufführung gegen Frauenzimmer nur eine einzige von denen Eigenschaften ist, die ein so genannter galant homme haben muß.

Ich gerieth derowegen auf ganz andere Mittel, mein Verlangen in diesem Stücke zu stillen. Ich merckte mir einige junge Leute, die von allen einhällig für artige und geschickte Leute gehalten wurden. Ich nahm mir die Mühe, ihre ganze Lebensart, alle ihre Verrichtungen, ihren Zeitvertreib, ihre Kleidung und ihren Umgang zu erforschen. So bald ich von einem etwas vernahm, was ich noch nicht wußte, schrieb ich es auf ein eigenes Papier, welches zu seiner Abbildung gewidmet war, und nachdem ich mir einige Nachrichten gesammlet hatte, habe ich mir folgende Beschreibung davon gemacht.

Seladon ist eines reichen Kaufmanns zärtlich erzogener Sohn. Seine Wechsel kommen so stark von seinem

Vater als er selbst wünschet, und seine Mutter weiß ihm noch über das, hundert oder mehr Thaler, extra Geld zu schicken. Des Morgens schläft er ordentlich bis acht oder halb neun Uhr. Dann trinkt er bisweilen in, bisweilen außer dem Bette seinen Caffee: er steht auf, und zieht seinen seidenen Schlafrock an. Er nimmt seine Violdigambe und spielet einige Partien her. Um zehn Uhr kömmt sein Lehrmeister auf dem Claviere, der ihm innerhalb einem Jahre schon sechs oder sieben Stücke beygebracht hat. So bald dieser weggehet, steht Seladon eine Viertelstunde am Fenster, und lieset Hofmannswaldauen oder Menantes verliebte Gedichte, oder siehet, was auf der Straße vorgehet. Er nimmt sein Zahnpulver, und spület sich den Mund aus. Sein Peruckierer kömmt; er setzet sich, und läßt das Haar fast täglich nach einer andern Art kräuseln. Er greift nach der Taschenuhr, und sieht, daß es bald zwölf Uhr sey; darum kleidet er sich an. Die Schuhe sind ihm auch auf einfach seidenen Strümpfen so enge, daß er sie kaum mit Hülfe seines Dieners anziehen kann. Das Kleid ist mit einer goldenen Borte eingefasset, und die Wäsche muß täglich weiß seyn. Er bringet eine gute Zeit vor dem Spiegel zu, besieht bald den geschickten Fuß, bald das weiße Angesicht, bald die diamantnen Aermelknöpfe, bald die ganze Stellung des Leibes. Jetzo übet er sich, eine liebliche, bald eine spröde, bald eine verächtliche Mine zu machen. Darauf neiget er sich mit der größten Artigkeit etliche mal vor sich selbst, fängt auch wohl überlaut an, ein Compliment zu machen. Er zieht mit einer ungezwungenen Art die goldene Tabacksdose hervor, und nimmt, gleichsam als in Gedanken, doch mit zierlicher Bewegung der Finger, etwas heraus. Die Nase wird ihm zwar ziemlich gelb davon; allein das soll so seyn.

Dann

Dann steckt er den silbernen französischen Degen an, nimmt sein Rohr mit dem goldenen Knopfe, und geht zu Tische. Diesen hat er mit gutem Bedachte nicht in einem öffentlichen Gasthause; sondern bey einem Correspondenten seines Vaters genommen, der eine artige Frau und schöne Tochter hat. Sein Gang auf der Straße ist zierlich. Die Schritte sind enge, und die Augen fliegen beständig nach allen Fenstern, wo er ein Frauenzimmer vermuthet. Erblickt er irgend was weißes, so zieht er den Hut mit der verpflichtetesten Art und einer lächelnden Mine ab. Er kömmt hin, und sie setzen sich zu Tische. Man scherzet, man lachet, man erzählet allerley Neuigkeiten, die in der Stadt vorgehen: wie dieses oder jenes Frauenzimmer vergangene Nacht ein Ständchen bekommen; wie ihre Nachbarinn scheel darüber gesehen, und wie man nicht wissen könne, ob es ihr von diesem oder jenem Anbether gebracht worden? In diesem Hause ist das Aufwartmädgen zu Falle gekommen. Dort wird von der Jungfer übel gesprochen, und anderwärts redet man von einem geduldigen Ehemanne. Dann verfällt man auf allerhand Romane. Ein ieder rühmt diejenigen, die er gelesen, wiewohl er sie fast alle gelesen hat. Die Mahlzeit ist geendiget: der Wirth steht auf, und gehet seinen Geschäften nach. Die Frau bittet den Tischgänger, bey ihr zu bleiben. Monsieur Seladon, sie werden so gütig seyn, und ein Schälchen Caffee mit mir trinken. Votre Serviteur, Madame, ist seine Antwort, wenn sie mir die Erlaubniß geben, so muß ich gehorsamen. Die Wirthinn fährt fort: Sie können zugleich sehen, ob meine Tochter in ihrer Tanzstunde etwas zugenommen. Dabey werde ich mir ein großes Vergnügen machen, antwortet er, ja selber Gelegenheit finden, einer so geschickten Demoiselle was abzuler-

nen. Sie belieben zu scherzen, versetzet die Tochter; denn ich scheue mich fast, in der Gegenwart eines so guten Kenners zu tanzen. Indessen kömmt der Tanzmeister. Er sieht erstlich zu, lobt das schöne Kind, die freyen Manieren, die gute Stellung des Leibes und die richtige Cadanz, welche zu erweisen, er selbst den Takt schlägt. Er bittet sich selbst ein Menuet aus, und legt eine Probe seiner Geschicklichkeit ab. Der Caffee ist fertig, sie setzen sich, und er unterhält seine Wirthinn mit lauter Schmeicheleyen. Er erzählet, wie dieses oder jenes Frauenzimmer neulich auf der Hochzeit so elend getanzet, oder im Tanzen so grobe Fehler gemacht, daß sie allen Zuschauern zum Gelächter geworden, u. d. m. Man nimmt endlich die Lomberkarte hervor und spielet, bis es wieder Tischzeit ist, und der Wirth nach Hause kömmt. Sie speisen, und Seladon geht nach der Mahlzeit wieder nach Hause. Die Frau weiß die Artigkeit ihres Kostgängers gegen ihren Mann nicht gnugsam zu rühmen. Ach welch ein artiger Mensch ist er doch! Wie weiß er so wohl mit Leuten umzugehen? Ich habe seines gleichen nicht gesehen. Nach eilf Uhr, als man sich zur Ruhe begeben, kömmt eine schöne Musik von weitem hergezogen. Die Frau reißt sich aus den Armen ihres Mannes, und läuft zum Fenster, um zu sehen, wo dieses Ständchen hinziehen werde. Und wie freuet sie sich nicht, als ihr selbst von dem galanten Seladon diese Ehre wiederfährt, und alle Nachbarn solches mit Verdruß gewahr werden müssen.

Dieses ist kaum die Hälfte von demjenigen, was ich mir von diesem jungen Menschen angemerket habe. Wiewohl ich muß abbrechen, um für den andern, den ich von Rittersdorf nennen will, einen Platz zu behalten. Dieser hat eine ganz andere Lebensart, als der vorige. Frühmorgens

gens um fünf Uhr geht er mit der Ruthe in der Hand auf die Reitbahn. Er kömmt zurücke, und begiebt sich auf seine Studierstube. Nachdem er sich die Stiefel ausziehen lassen, liest er ohngefähr eine Stunde, im Bette sitzend, doch so, daß er von einem Buche aufs andere fällt. Seine Bibliothek bestehet aus lauter französischen Romanen, und Sammlungen vermischter Historien und lustiger Einfälle. Seine Wissenschaft in dieser Sprache hat er einem armen Mädchen zu danken, die seine Aeltern im Hause gehabt; und seine Mama hat das ihre auch dazu beygetragen. Man kann also leicht denken, wie weit er es darinn gebracht habe. Dem ohngeachtet ekelt ihm vor allen Büchern, die in seiner Muttersprache geschrieben werden: wie er denn auch unsere Blätter nicht lesen will, weil es seiner Meinung nach nicht möglich ist, daß diese deutsche Zettel einiger Galanterie fähig seyn sollten. Wenn wir wenigstens den Titel curieuse Penséen der raisonablen Tadler - Assemblée genennet hätten, so würde es ihm noch einiger massen galant geklungen haben. Doch hierbey wollen wir uns nicht aufhalten. Er kleidet sich anders an, und giebt sich um zehn Uhr auf das Caffeehaus, lieset die französischen Zeitungen, und redet von lauter Staatssachen. Er besetzet den Kaiserthron in Moscau. Er führt die protestantischen Armeen bis nach Cracau, und treibt die Catholicken zu paaren. Die Friedenshandlung zu Cambray soll auf seinen Wink zu Stande kommen, und Engelland muß den Spaniern wider Willen Gibraltar wiedergeben. Um eilf Uhr geht er auf den Fechtboden, nimmt Lection, und ficht contra, bis es Tischzeit ist. Dann gehet er in das beste Weinhaus zur Mahlzeit, wo die meisten Fremden einkehren. Er läßt sichs wohl schmecken, und trinkt sein Glas Wein mit gutem Appetite. Nach Tische

gehet er mit guten Freunden aufs Caffeehaus, und vertreibet sich vier bis fünf Stunden mit dem edlen Billiard. Von dar geht er in eine Gesellschaft, wo iemand seiner Landsleute einen Valetschmaus giebt, und die Pauken und Trompeten sich wohl hören lassen. Er trinkt sich nebst andern einen derben Rausch, zieht mit dem ganzen Chore durch die finstern Straßen, und vor allen Thüren, wo einer aus der Gesellschaft eine Schöne zu kennen vorgiebt, muß ein angenehmes Stück geblasen werden. Man trinkt auch wohl unter freyem Himmel Gesundheiten, und das Wörtlein hoch! läßt sich oft besser, als die Waldhörner, hören. Endlich machet das Feuerwerk, welches ihre Degenklingen auf dem Pflaster erwecken, einen Schluß der ganzen Lustbarkeit, und der Herr von Rittersdorf geht auf eine galante Weise zu Bette.

Man denke nicht, daß ich hier des Studierens entweder mit Bedachte, oder aus Vergessenheit keine Meldung gethan habe. Nein, man hat mir bey denen übrigen Nachrichten nichts davon gesagt. Als ich einmal darnach fragte, bekam ich zur Antwort: Ey! diese Leute sind galant hommes, sie studieren cavallierement. Sonst habe ich von dem Seladon gehöret, daß er nicht eben so fertig Latein lesen soll. Von dem Letztern aber hat sein gewesener Diener noch andere Dinge erzählt, die vielleicht nur aus Haß erdacht seyn mögen.

Aus diesen beyden Exempeln und etlichen andern, die in einigen Stücken von ihnen unterschieden sind, habe ich mir einen Begriff gemacht, was zu einem artigen Menschen erfordert werde. Ich habe gesehen, daß einer nicht alle Eigenschaften desselben auf einmal besitze, sondern einer dieses, der andere jenes zu seinem Hauptwerke mache. Soll ich meine Gedanken kurz fassen, so unterstehe ich mich es fast

nicht;

nicht; doch dächte ich nicht zu irren, wenn ich sagte: ein so genannter galant homme sey ein junger wohlhabender Mensch, der seinem Herzen keine Freude wehret, seine Zeit mit Lustbarkeiten, Essen, Trinken und Schlafen zubringet, und, wenn es hoch kömmt, einige Leibesübungen treibet, um sich dadurch bey Leuten, die darauf sehen, beliebt zu machen. Es könnte gar wohl seyn, daß vernünftige Leute sich ganz andere Begriffe von einem wahrhaftig artigen Menschen gemacht hätten, und ich selbst würde vielleicht eine andere Beschreibung von ihm gegeben haben: wenn ich nicht für diesesmal die gemeine Meynung, die allenthalben unter uns herrschet, zur Vorschrift genommen hätte.

Das letzte, das beste! Aber auch zugleich das schwerste. Denn ich weiß in der That nicht, was ich von dergleichen artigen Leuten, die ich bisher beschrieben habe, halten soll? Oder dafern ich ja etwas wüßte, so darf ich es doch nicht sagen, aus Furcht, einen grossen Wiederspruch zu bekommen. Zwar wenn ich manches Frauenzimmer fragen sollte; so würde ich ein sehr vortheilhaftes Urtheil von ihnen hören. Mich dünkt aber immer, daß bey unserm Geschlechte nicht der gehörige Richter hierinnen zu suchen sey. Ich will deshalben eines gewissen Ministers Bezeigen gegen einen solchen galant homme, der eine Bedienung suchte, kürzlich anführen. Jocoso konnte wohl tanzen und reiten. Er verstund seinen Degen trefflich, spielte Lomber, Piquet, Billiard und Bassette, troß dem besten Meister. Er sprach fertig französisch, und hielt sich schön in Kleidungen. Er meldete sich bey erwähntem Staatsmanne, an einem vornehmen deutschen Hofe. Dieser vernahm sein Begehren, und stellte ihn auf die Probe. Dieselbe war dreyfach. Er sollte erstlich von vorgegebenen Materien einen deutschen,

französischen und lateinischen Brief schreiben; sodann ein gewisses Stück aus der Reichshistorie erzählen, und letztlich eine verworrene Rechnung in Ordnung bringen. Hier brach nun dem Herrn Jocoso der Angstschweiß aus. Seine bisherigen Lehrmeister hatten ihm von dem allen nichts gesagt; doch trieb ihn die Ehrbegierde an, sein äusserstes zu wagen. Der deutsche Brief war in einer etwas schlechtern Schreibart abgefasset, als der Eulenspiegel. Der französische war, der unrichtigen Rechtschreibung wegen, weder zu lesen, noch zu verstehen. Und der lateinische hatte in allen Zeilen wider die Grammatik verstoßen. In der Historie wußte er weder Anfang noch Ende, und mit der Rechnung bath er ihn zu verschonen. Mein Herr, sagte der Minister, ich weiß sie zu nichts zu gebrauchen: sie müssen anderwärts, und nicht bey Hofe, ihr Glück suchen.

Calliste.



Das

* *

Das XI Stück.

Den 14 März, 1725.

Philander von der Linde.

Drum fürcht ich keinen Zorn, und denk in meinem Sinn:
Will eine böse seyn, so sey sies immerhin.

Nach reifer Ueberlegung der andern Zuschrift, welche wir von der überaus geschickten Clarice aus Leipzig erhalten, finden wir dieselbe so voller Artigkeit, Lebhaftigkeit und Nutzbarkeit, daß wir uns nicht entbrechen können, dieselbe, so weitläuftig sie auch ist, hier einzurücken. Indem wir solches thun, hoffen wir, bey unseren Lesern, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Dank zu verdienen, als wenn wir etwas von unseren eigenen Gedanken mitgetheilet hätten. Wir bitten aber zum voraus, daß man uns die Lobsprüche nicht misgönnen, oder zu einem Hochmuthe auslegen wolle, die uns von diesem, vielleicht gar zu gütigen Frauenzimmer, gegeben worden. Wir hätten sie gerne weggelassen, wenn wir es nicht für eine Unbilligkeit gehalten hätten, ein so vollkommen wohlgesetztes Schreiben seines Hauptes zu berauben. Verdienen wir dergleichen gütige Urtheile noch nicht; so wollen wir uns doch angelegen seyn lassen, uns ehestens derselben würdig zu machen.

Vernünftige Tadlerinnen!

Meine Hochachtung gegen euch nimmt mit der Zahl eurer Blätter zu. Das zweyte Stück derselben gab schon zu erkennen, daß ihr den Titel der Vernünftigen nicht mit Unrecht angenommen, und die Artigkeit, mit welcher ihr die Ehre der deutschen

Sprache gegen die Halbdeutschen zu vertheidigen wisset, verursachet, daß man nach den folgenden desto begieriger wird. Ich versprach mir alsobald einen ausnehmenden Nutzen von dieser Arbeit, zumal, wenn ihr die Feder auf solche Materien lenken würdet, die unser Geschlecht insbesondere angehen; weil ich nicht zweifelte es würde alle Wahrheiten, die ihr uns sagen könnet, von euch viel williger aufnehmen, als wenn Mannspersonen dieselben vortrügen. Sonderlich gefiel mir die Gesellschaft der deutschen Musen so wohl, daß ich mich nicht enthalten konnte, um eine Stelle in derselben Ansuchung zu thun, und ich hatte das Vergnügen, zu sehen, daß ihr der verkappten Clarice dafür mehr Dank sagtet, als sie verdienet hatte. Ich bin nunmehro auf euer sechstes Blatt gekommen, und habe noch keine Ursache, mein erstes Urtheil zurücke zu nehmen; oder meine gute Meynung von euch zu ändern. Vielmehr muß ich dieselbe vermehren. Habe ich euch vorhero hochgeachtet, so liebe ich euch anietzo. Die guten Gedanken, die in euren Schriften enthalten sind, die geschickte Wahl eurer Materien, und die vernünftige Ausarbeitung derselben, sind allerdings liebenswürdig. Die Beschreibung des guten Geschmacks, welche ihr uns machet, zeuget von der Güte des eurigen, und euer Entwurf von den Fehlern, die bey der Auferziehung des weiblichen Geschlechtes vorgehen, ist so beschaffen, daß man eifrig wünschet, euch von diesem Punkte bald wieder reden zu hören. Erlaubet mir aber, daß ich in dessen Erwartung euch einige Gedanken, die mir bey Durchlesung des sechsten Stückes beygefallen, mittheile, und mir euer Urtheil darüber ausbitte.

Ich bin vollkommen mit euch einig, daß die Unwissenheit, in welcher wir, durch unsere nachläßige Erziehung, gelassen werden, die Quelle aller Misbräuche sey, welche unter uns vorgehen, und aller übeln Nachreden, die wir deshalben leiden müssen. Trüge man nur halb so viel Sorge für die Auszierung unserer Seelen, als man mit Verbesserung der Leibesgestalt beschäfftiget ist; es würde ganz anders um uns aussehen. Ihr habt dieses mit aller der Geschicklichkeit ausgeführet, die euch gewöhnlich ist, und was ihr davon saget, ist unverbesserlich. Aber ein einziges scheint ihr mir allzu kurz berührt zu haben, welches doch allerdings mehr Betrach-

trachtung verdienet, und nebst der Unwissenheit das vornehmste ist, was unserm Geschlechte Schaden thut. Ich meyne die unzeitige Schmeicheley.

Wir sind derselben von unsrer zarten Kindheit an unterworfen. Unsere Aeltern, indem sie mit uns spielen, und die zu unserer Wartung bestellten Personen, indem sie uns liebkosen, fangen schon an, durch diese schädliche Gefälligkeit, unsern Herzen eine besondere Hochachtung gegen uns selbst einzuflößen. Wir können kaum lallen, so schwatzet man uns schon viel von Schönheit, Artigkeit und Lebhaftigkeit, Verstand und unzähligen anderen Dingen vor, und machet uns dadurch hochmüthig, ehe wir noch wissen, was der Hochmuth für ein Ding sey? Aber dieses alles würde uns wenig schaden, wenn nicht die Schmeicheleyen der Mannspersonen, die sie uns von Jugend auf einprägen, das Uebel unheilbar machten. Vor diesem verführerischen Geschlechte haben wir uns am meisten, ja ganz allein, zu fürchten. Es giebt sich mehr Mühe, unsere natürliche Moral durch seine Schmeichelreden vollends zu verderben, und unsere Ohren mit eingebildeten Vollkommenheiten anzufüllen, als es sich um die allernützlichsten Sachen von der Welt nicht geben würde. Sie machen gar kein Geheimniß aus diesem übeln Handwerke, und rühmen sich öffentlich, wenn sie ein Frauenzimmer durch ihre Künste hintergangen haben: als wenn es eine Heldenthat wäre, leichtgläubigen Leuten etwas weis zu machen. Von den Poeten will ich ietzo nichts gedenken. Diese haben das Dichten frey; aber wie wollen sich die übrigen entschuldigen? Die Absichten, die sie darunter hegen, sind zwar unterschiedlich; aber in Ausführung derselben kommen sie alle überein. Viele schmeicheln uns, um sich unsere Unwissenheit zu Nutze zu machen, und ein unschuldiges Frauenzimmer zu strafbaren Dingen zu verleiten. Herr Vielwitz schätzet uns, seiner hohen Weisheit nach, nicht würdig, vernünftig mit uns zu reden; und daher will er sich, wie er spricht, nach unserm Gout richten. Herr Wortreich redet schmeichelhaft; weil es in seinem Complimentierbuche nicht anders stehet: und der dumme Corax thut es deswegen, weil es Mode ist. Die meisten schmeicheln aus einer sogenannten Galanterie. Von dieser letzten Art ist der junge Schönritter, welcher unlängst von seinen Reisen,

durch

durch Italien und Frankreich, zurücke gekommen ist, und nebst seiner Perücke, einem Kleide nach dem neuesten Schnitte, etlichen aufgelesenen fremdem Geberden und einem hüpfenden Gange, nichts als eine verderbte Sprache, und einen Sack voll verlegener bons mots mit nach Hause gebracht hat. Er sagt allem Frauenzimmer, ohne Unterschied, die größten Liebkosungen, oder nach seiner Sprache zu reden, fleuretten vor. Die Schönen und die Häßlichen genießen gleiches Recht von ihm. Die adorables Beautés, artigste Frauenzimmer, unvergleichliche Schönen, angenehmste Engel, ja himmlische Göttinnen, sind Titel, damit er sehr verschwenderisch umgeht. Er trägt kein Bedenken, den Vorzug, welchen er der Brunette vor allen anderen Schönheiten gegeben, einen Augenblick hernach der Blonden mit eben dem Complimente, das er jener gemacht, beyzulegen. Florinden beredet er, es gefalle ihm in der Welt nichts mehr als ihr Gesicht, auf dem sich Lilien und Rosen in so angenehmer Vermischung zeigen: und doch versichert er in ihrer Gegenwart die blasse Florene, es sey nichts geschickters ihn zu fesseln, als der bezaubernde Schnee, und die angenehme Hoffarbe, womit sie von dem Himmel begabet worden. Die wilde Climunde bildet sich fest ein, sie sey die Lebhafteste und Artigste ihres Geschlechts; bloß darum, weil er es ihr so vorgesagt, und so oft dazu geschworen hat. Wenn er zu der einfältigen Clerice kömmt, die nichts als ja und nein antworten kann; so muß sie sich zum Muster der Sittsamkeit von ihm vorstellen lassen. Bellinden saget er im Vorbeygehen etwas süßes über den Hauptputz, und im Umwenden Longinen etwas verpflichtetes über ihre vortheilhafte Leibeslänge; indem er zugleich der dritten durch Verwendung der Augen zu verstehen giebt, daß sie ihm noch nie so wohl gefallen habe, als heute. Er hütet sich sehr sorgfältig, einem Frauenzimmer im geringsten zu widersprechen, außer in solchen Dingen, daher er Gelegenheit nehmen kann, den Streit zu unserm Vortheile zu entscheiden. Wenn man auch die abgeschmacktesten Dinge vorbrächte: so würde er doch sein gefälliges Ja mit einer gewissen Mine, die mir sehr lächerlich vorkömmt, hören lassen, und wohl gar in eine Lobrede, über unsern unvergleichlichen Verstand, ausbrechen. Kurz, er ist der allerunverschämteste Schmeichler.

Doch

Doch ihm, und seines gleichen eiteln Menschen, kann man ihre beschwerliche Thorheit noch eher zu gute halten; denn sie verstehen es nicht besser: aber daß es der verständige Alcander eben so arg machet; Alcander, welcher sich einer so tiefen Einsicht in die Moral, einer so genauen Erkenntniß der Eitelkeit aller menschlichen Dinge rühmet, das ist unerträglich! Meynet denn dieser kluge Mann, daß wir nicht auch fähig sind, vernünftig zu werden, wenn man uns nur Anleitung dazu giebt? Oder achtet er unser Geschlecht nicht so würdig, daß es von der falschen Einbildung auf seine Vortrefflichkeiten, die ihm ohne dem von Natur gleichsam anhänget, befreyet werde? Es scheinet, das ganze männliche Geschlecht habe sich vereiniget, uns an der Erkänntniß unserer Unvollkommenheiten hinderlich zu seyn; man müßte denn einige vernünftige Väter und bescheidene Ehemänner davon ausnehmen. Doch was diese letzten bessern wollen, das kömmt gemeiniglich zu spät, und es geschiehet oft, daß selbst derjenige, welcher seine Liebste so vereiteln geholfen, durch eben dieselbe, wenn sie seine Frau geworden, dafür gestrafet wird; ja, wegen ihrer übeln Aufführung, daran er selber Schuld hat, ganz eine andere Sprache mit ihr reden muß.

Es fehlt zwar auch nicht an Männern, die uns keinesweges heucheln, sondern vielmehr gar aus der Zahl der Menschen verstoßen wollen. Sie malen uns mit den häßlichsten Farben ab, und schreiben unserm Geschlechte alles Uebel und alles Unglück zu, das jemals die Welt betroffen hat. Aber diese helfen uns so wenig, als sehr uns die Schmeichler schaden. Denn eben dadurch, daß sie uns schlimmer vorstellen, als wir sind, verhindern sie unsere Besserung. Die Abbildung, die sie von uns machen, ist nicht natürlich, und also dienet sie auch nicht, uns unsere Fehler erkennen zu lehren. Die Eiteln unter uns überreden sich, man rede ihnen solche Dinge nur aus Neid nach, und die Mannspersonen, welche dieses schöne Gemälde von uns für wahr halten, meiden gar unsere Gesellschaft. Offenherzig zu reden, wir haben auf beyden Seiten einander nichts vorzuwerfen! Wir sind beyderseits Menschen; wir haben beyderseits Fehler an uns: aber warum sollen wir schuldiger seyn, als die Männer? Ich könnte viel-

mehr, zu unserer Entschuldigung, sagen, daß alles Strafbare, welches man uns beymisset, der wenigen Sorge, welche die Männer für unsere Auferziehung tragen, zuzuschreiben sey. Allein, ich will mich damit nicht aufhalten: vielweniger will ich meinem Geschlechte selber schmeicheln, und alle Schuld auf die Männer schieben. Nein! es hat gleichfalls großen Theil daran. Wenn viele unter uns die Schmeicheleyen nicht so gefällig aufnähmen, ja beynahe als eine Schuldigkeit fordern möchten, müßten sich nicht die Mannspersonen schämen, ihnen solche Dinge vorzusagen? Sie glauben endlich selber, es sey alles wahr, was an ihnen gerühmet wird, und halten es für eine Beleidigung, wenn man aus einem andern Tone mit ihnen reden will. Dieses thun die meisten. Sehr wenige empfinden einen Verdruß darüber, und die allerwenigsten wissen sich die Schmeichelreden noch einigermaßen zu Nutze zu machen. Ich für meine Person brauche sie als einen Probierstein, der mir die durchgängige Falschheit der Männer entdecket, und als einen Spiegel, darinnen ich erkenne, wie ich seyn soll, und wie viel mir noch fehlet, ehe ich so vollkommen werde, als man mich alle Tage versichert, daß ich schon wirklich sey.

Ich bin gewiß, liebste Tadlerinnen, daß eure Meynung hierinnen von der meinigen nicht wird unterschieden seyn, und also werde ich leicht von euch erlangen, daß ihr euch unser in dieser Sache annehmet. Rettet doch euer Geschlecht von diesem allgemeinen Uebel, womit es von dem männlichen angefochten wird. Gebet allen Schmeichlern zu erkennen, wie unverantwortlich, niedrig, ungereimt und lächerlich ihre Aufführung sey. Stellet ihnen vor, daß sie sehr ungerecht handeln, wenn sie dem unverständigen Frauenzimmer, durch ihre Geschwätze, den Weg zur Selberkenntniß abschneiden; und daß sie sich in Gefahr setzen, von den verständigen Weibspersonen deswegen verachtet und ausgelachet zu werden. Wollen sie sich aber damit entschuldigen, daß sie auf diese Weise stumme Personen bey dem Frauenzimmer abgeben müßten, weil ihre Gespräche bisher meistentheils aus Flatterien bestanden hätten; so saget ihnen: daß derjenige noch gar schlecht zu leben wisse, der einem Frauenzimmer sonst nichts sagen

könne,

könne, als Unwahrheiten; daß es besser sey, gar stille zu schweigen, als schädliche Dinge vorzubringen; und daß man Materie genug zur Unterredung habe, wenn man nur vernünftig reden wolle. Diese Lehren werden auch unter uns den Nutzen schaffen, daß sich die Vernünftigen von vielem Verdrusse werden befreyet sehen, von den übrigen aber, wenigstens einige, sich selbst werden erkennen lernen. Ja, ihr werdet euch hierdurch das ganze weibliche Geschlecht verbindlich machen, unter demselben aber niemanden stärker, als

Eure

Leipzig, den 10 Febr. 1725.

ergebene

Clarice.



Das

****

Das XII Stück.

Den 21 März, 1725.

Canitz.

Ists möglich? kann dir noch die Dichterkunst gefallen?
Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebieth des deutschen Bodens streckt.

Unter denen bey uns eingelaufenen Briefen ist einer den 21 Februar, von einem überaus geschickten, und unserer geringen Arbeit sehr geneigtem Frauenzimmer, geschrieben. Es hat ihr, vielleicht aus guten Ursachen, beliebet, weder Ort noch Namen zu nennen; denn die Unterschrift besteht in folgenden zween Versen:

Für dießmal kann ich nicht den rechten Namen schreiben,
Der Ort, woher ich bin, soll auch verschwiegen bleiben.

Aus diesen Zeilen haben wir zur Gnüge abgenommen, daß es allerdings wahr seyn müsse, was uns gemeldete unbekannte Gönnerinn von sich selbst zu berichten beliebet, daß sie nämlich sowohl in der ungebundenen als gebundenen Schreibart nicht ungeübt sey. Wir werden uns deswegen die Ehre ihrer gütigen Zuschrift öfters ausbitten, um dadurch denjenigen Nutzen zu erlangen, den wir, der Entfernung halber, aus einem vertraulichen Umgange mit derselben nicht genießen können.

Ein so löbliches Exempel eines Frauenzimmers, welches sich der Poesie befleißiget, hat uns auf die Gedanken gebracht, daß es vielleicht noch viel andere Personen unsers Geschlechts geben mag, die ihre Nebenstunden mit eben diesem Zeitvertreibe zubringen. Wir haben daher geschlossen, daß es weder unnöthig, noch unangenehm seyn würde, wenn wir bey dieser Veranlassung unsere Gedanken von einigen zur Poesie gehörigen Stücken, die eines vernünftigen Tadels würdig sind, eröffnen möchten. Daß wir in den vornehmsten Poeten unsers Vaterlandes nicht unbelesen sind, das wird man aus den Ueberschriften unserer Blätter bereits abgenommen haben. Und ob wir uns gleich nicht dafür ausgeben, daß wir selber einige Gedichte von unserer Arbeit der Welt vor Augen legen können: so haben wir uns doch bisher bemühet, einen vernünftigen Begriff von den vornehmsten Tugenden und Fehlern eines guten Verses zu erlangen. Wie weit wir es nun hierinnen gebracht haben, das wird aus dem folgenden leicht abzunehmen seyn.

Anfänglich scheint die Dichtkunst eine dem weiblichen Geschlechte nicht unanständige Beschäfftigung zu geben. Ein Frauenzimmer ist mehrentheils von Natur mit derjenigen Eigenschaft versehen, die hauptsächlich zur Poesie gehöret, nämlich mit einer lebhaften Einbildungskraft, die uns reich an Einfällen macht. Es liebet insgemein einen angenehmen Zeitvertreib, womit es diejenigen Stunden, darinn es mit keiner Arbeit beschäfftiget ist, vergnügt hinzubringen suchet. Was könnte man aber erdenken, welches ergetzender wäre, oder mehr belustigen könnte, als die Poesie? Insonderheit trifft dieses bey solchen Personen ein, die von einigem Stande und so reich sind, daß sie nicht Ursache haben, um des Erwerbes halber für andere zu arbeiten. Wie manche würde nicht so viele Stunden mit melancholischen Gedanken, mit den Eitelkeiten ihres Putzes, mit

dem Kartenspiele, oder dem überflüßigen Besuche ihrer Anverwandten zubringen: wann sie einmal empfunden hätte, wie angenehm es ist, wenn man seine Gedanken in einer gebundenen Rede auslassen kann. Man mag traurig oder betrübt seyn, es mögen uns scherzhafte oder lehrreiche Gedanken beyfallen, so ist ein Vers geschickt, dieselben auszudrücken. Ja in dieser heiligen Zeit selbst kann man, seine Andacht zu unterhalten, poetische Betrachtungen anstellen, die uns die Regeln des Christenthums vorschreiben, und also auch den Gebrauch seiner Feder dem Allerhöchsten widmen.

Daher ist es nun höchstens zu bewundern, daß die Poesie nicht längst ein allgemeiner Zeitvertreib des vornehmen Frauenzimmers geworden ist. Zwar hat man ganze Bücher von Deutschlandes galanten Poetinnen geschrieben: allein die wenigsten darunter haben es so weit gebracht, daß ihre Gedichte sich hätten ans Licht wagen dörfen. Also bleibt die Zahl unserer Poetinnen noch sehr klein. Untersuchet man nun, woher dieses komme; so finde ich fast nur eine einzige Ursache, dadurch die meisten von der Poesie abgehalten werden: nämlich die falsche Einbildung, daß es was überaus schweres sey, Verse zu machen. Ich nenne es wohlbedächtig eine falsche Einbildung; denn ich getraue mir zu behaupten, was ich sage. Wäre es was schweres, Verse zu machen: so müßte die Schwierigkeit entweder in dem äußerlichen Silbenmaaße, und in der Kunst zu reimen bestehen; oder sie müßte an denen Sachen selbst liegen, davon man schreibet. Beydes ist aber ganz was leichtes. Was das erste anbelanget, so ist ja alles, was dazu erfordert wird, in unzähligen Anleitungen zur Poesie, so deutlich abgehandelt, daß es eine Person von mittelmäßigem Begriffe gleichsam spielend durchblättern und ohne Lehrmeister erlernen kann. Ich will hier nur Rothens, Menantes und

Uhsens Bücher namhaft machen: ob ich gleich noch viele andere anführen könnte, die dazu gebrauchet werden können. Was die andere Schwierigkeit betrifft, so kann auch die Materie der Verse einem lebhaften Frauenzimmer, dergleichen die allermeisten sind, nicht schwer fallen. Sie darf ja nur einige von den Schriften unserer besten Poeten zur Hand nehmen, darinnen täglich etliche Blätter lesen, auf diejenigen Stellen, die ihr insbesondere gefallen, etwas genauer Acht haben, und wenn sie dieses eine Zeitlang gethan hat, selbst Hand anlegen, und ihre eigenen Gedanken so gut auslassen, als es im Anfange werden will. Es ist wahr, daß die erste Probe kein Meisterstück seyn wird: allein die Fortsetzung einer solchen Bemühung wird ihr von Tage zu Tage angenehmer werden. Sie wird mit der Zeit ihre eigenen Fehler gewahr werden. Sie wird endlich selbst bemerken, wo der Gedanke matt, der Ausdruck unnatürlich, die Versetzung der Worte ungewöhnlich, die Reime unrein und das Silbenmaaß der eingeführten Aussprache eines jeden Worts zuwider gewesen. Dann kann eine solche anfangende Poetinn entweder ihre alte Arbeit verbessern, oder, wo dieses gar zu mühsam seyn möchte, etwas neues verfertigen, worinnen kein einziger von denen einmal bekannten Fehlern anzutreffen sey.

Ja! wird manche von unseren Leserinnen hier denken, zu einem guten Verse gehören doch allerley fremde Historien, alte Fabeln von Göttern und Göttinnen, Gleichnisse, Sinnbilder, und dergleichen Zierrathe, die nicht in meinem Gehirne wachsen, sondern durch große Gelehrsamkeit erst zuwege gebracht werden müssen. Doch dieser Einwurf ist von keiner Erheblichkeit: es ist gar leicht zu zeigen, daß alle diese Stücke das Wesen eines guten Gedichtes nicht ausmachen, und daß man sich folglich so ängstlich um dieselben nicht zu bekümmern

mern habe. Was erstlich fremde Namen, alle die ausländischen Geschichte, indianischen Thiere, Gewächse und dergleichen Raritäten mehr betrifft: so ist der Misbrauch solcher Alfanzereyen bey einigen unserer vermeynten Poeten so hoch gestiegen, daß andere vernünftige sie deswegen nur verlachet haben. Das thut, zum Exempel, Gryphius, der in einem seiner Gedichte diese weitgesuchten Zierrathe recht satirisch durchzieht:

Vornehmlich wenn man von Ternat und Martapan,
Von Ventimiglia und Peru sprechen kann,
Wenn Quinsay, Potosi, ja selbst das Louvre pralen,
Wenn das Escurial mit seinen Sonnenstralen
Die hohe Redensart, nebst der Sorbonne, ziert:
Das heißt die Eloquenz recht um das Licht geführt!
Versichert, Idalis wirft solche Silberfackeln
Auf unsre Tellus nicht. Wie wird dein Reichsstuhl wackeln,
Verwegner Cicero? Wie werden wir erhöht,
Wenn dieser Marcipan auf unsrer Tafel steht?

Was die Fabeln der Heiden von ihren Göttern und Göttinnen anlanget, so ist dieses gleichfalls ein verlegner Kram, der zu nichts dienet: einige wenige ausgenommen, als zum Exempel, Mars, Juno, Cupido, Aeolus, u. s. w. den Krieg, den Hochmuth, die Liebe und den Wind dadurch vorzubilden; welche man aber ohn alle Mühe aus dem bloßen Lesen der Poeten fassen kann. Ich kann mich nicht enthalten, wiederum einige Verse aus Philanders Gedichten herzusetzen, darinnen, wie mich dünkt, die Thorheiten solcher mythologischen Einfälle recht scharfsinnig verlachet werden:

Wer sagt mir, wie ich soll auf recht poetisch sagen:
Ich schlief, und träumte mir? denn das ist zu gemein,
Und Opitz würde gar dadurch an Hals geschlagen,
Wenns nicht fein kunterbunt beschrieben sollte seyn.

Viel-

Vielleicht klappt dieses gut: Die schnellen Feuerpferde
Des Titans wurden nun bey Thetis ausgespannt,
Dictynna fuhr hierauf am Himmel um die Erde,
Und kühlte wieder ab, was Phlegons Glut verbrannt.
Es hatte schon die Nacht den Schlafpelz umgehangen,
Die Horen gossen ihr das Kammerbecken aus:
Als Morpheus schwarz und braun vors Bette kam gegangen,
Und schlug mit seinem Mohn an meiner Sinnen Haus.
Es wurden ihm geschwind die Thüren aufgeschlossen,
Da kam ein Traum und nahm darinnen seyn Quartier!
Doch wo gerath ich hin? Weg mit den Narrenspossen.
Viel besser kurz gesagt; ich schlief, und träumte mir.

Gleichnisse und Sinnbilder sind endlich Dinge, die am allerseltensten gebrauchet werden: ja wie es ein Fehler seyn würde, wenn man sie bey aller Gelegenheit anbringen wollte, also würde man einem deswegen den Ruhm eines Poeten nicht absprechen, wenn er gleich sein Lebenlang keine solchen Zierrathe in seine Strophen hätte eindrucken lassen.

Womit soll ich also die Zeilen voll machen? wird eine andere fragen. Ich werde zum wenigsten hohe und prächtige Gedanken suchen müssen, und wo nimmt ein unstudiertes Frauenzimmer solche Perlen und Edelgesteine her? Das ist ein neuer Kummer, der aber eben so wenig zu bedeuten hat, als die vorigen. Hohe Gedanken sind gut, wenn sie bey hohen Sachen gebraucht werden; aber unnöthig, ja läppisch, wenn man von niedrigen und gemeinen Dingen prächtig und wunderwürdig reden will. Man zwinge sich derowegen nicht zu einer hohen Schreibart. Man rede nicht überall von Sonnen und Sternen, von Adlern und Löwen, von Himmel und Hölle, vom Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Eis. So machens nur einige einfältige Poeten, die einer ieden Lea triefende Augen einem ganzen himmlischen Heere vorziehen, ihre eigenen ver-

buhlten Herzen zu feuerspeyenden Bergen machen, und ihren Geliebten, einer mäßigen Weigerung halber, eine Brust zuschreiben, die alle alpischen Schneegebürge an Kälte; Erz, Marmor, Stahl und Eisen an Härte übertrifft. Wenn ich solch elendes Zeug auch in unseren besten Poeten gewahr werde: so denke ich allezeit mit dem berühmten Heräus:

Still, Musen! still. Wohin? ihr fanget an zu rasen.

Und mit dem vollkommenen Caniz, aus seinem satirischen Gedichte von der Poesie, welches ich hiermit allen auf das beste empfehlen will:

Man schreibet iezt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht.
Was klein ist, das wird groß, was groß ist, klein gemacht.

So lobwürdig es nun ist, von allen Dingen natürlich, und so, wie sie sind, zu denken und zu schreiben: so leicht ist es, bey einer weit gesuchten Hoheit, unvernünftig zu dichten. Ich habe neulich eine Cantate gelesen, die nicht längst an einem fürstlichen Hofe abgesungen worden, welche sich so anfänget:

Schallt ihr Pauken und Trompeten,
Daß davon die Stern erröthen.

Hilf Himmel! dachte ich, das ist hoch gegeben: oder, damit ich mich deutlicher erkläre, das ist unbegreiflich, unnatürlich, und wider alle Möglichkeit geschrieben. Dringet der Pauken und Trompeten Schall denn bis an die Sterne? Oder, wenn er ia hindringet, haben die Sterne auch Ohren, ihn zu hören? Haben sie aber keine, wie können sie davon erröthen? Oder gesetzt, daß sie auch wohl hören könnten, können sie denn auch blaß oder roth werden? Geschähe dieses, so müßten sie sich etwa schämen. Aber worüber? und wie können sie sich schämen, da sie nicht nur unvernünftige, sondern gar leblose Geschöpfe sind?

Alle

Alle diese Zweifelsknoten kann man vermeiden, wenn man sich angewöhnet natürlich zu schreiben. Das natürliche ist leichter als das gekünstelte, zum wenigsten bey denen, die sich noch nicht verwöhnet haben, und also wird die Poesie einem Frauenzimmer um so viel weniger schwer fallen, ie weniger gezwungenes und schwülstiges Zeug sie ihr Lebtage gelesen hat.

Ohne Zweifel werden viele zu wissen verlangen, was für Schriften man denn insonderheit zu lesen habe, wenn man sich eine angenehme, leichte und natürliche Schreibart in der Poesie angewöhnen will? So ist es, unsers Erachtens, rathsam, erstlich Günthers poetische Sachen zu lesen, dessen fließende und reine Verse einem Anfänger zum Muster dienen können. Hernach kann Opitz und Gryphius folgen, welche sich nicht, wie Hoffmannswaldau und Lohenstein, durch die Italiener zu einem gekünstelten Wesen, und zu einer gezwungenen Hoheit haben verführen lassen. Endlich kann man noch des von Canitz und des von Bessers Sachen hinzusetzen. Wir nennen aber diese berühmten Männer nicht deswegen, als wenn wir diese allein für Poeten ausgeben, und alle übrigen verwerfen wollten. Sondern wir halten einen Neukirch, Amthor, Philander, Brockes und Richey, eben so hoch, als große Poeten gehalten zu werden verdienen. Wir haben es nur nicht für nöthig geachtet, Anfänger mit einer gar zu großen poetischen Bibliothek zu überhäufen, und sie dadurch abzuschrecken.

Werden wir bemerken, daß unseren Lesern diese Gedanken von der Dichtkunst nicht misfallen; so wollen wir ins künftige fortfahren, dem Frauenzimmer zu gut, die sich dem Unterrichte der Mannspersonen nicht anvertrauen, und doch Verse machen wollen, noch einige andere Fehler in der Poesie anzumerken und zu beurtheilen.

Calliste.

****

Das XIII Stück.

Den 28 März, 1725.

Canitz.

Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe:
So mache mich mit ihm bekannt,
Vorher noch, eh ich sterbe.
Wenn schnöde Wollust mich erfüllt,
So werde, durch ein Schreckenbild
Verdorrter Todtenknochen,
Der Kützel unterbrochen.

Als neulich mein Vetter, der ein Doctor der Arzneykunst ist, einige Anverwandte, und darunter auch etliche Frauenzimmer, bey sich hatte, und, wie gewöhnlich ist, die Gespräche dahinaus fielen, ob man nichts Neues vernommen hätte? So war dieser unser Wirth am ersten mit der Antwort fertig: Ja, allerdings habe ich was Neues, nicht nur zu erzählen, sondern auch gar zu zeigen. Sie wissen wohl, daß ich mir ein kleines Naturaliencabinet zu sammlen angefangen, wozu ich mir theils selber allerley innländische Seltenheiten anschaffe; zum Theil aber über Holland und Engelland aus Ost- und Westindien, manches merkwürdiges Stück von fremden Gewächsen, Steinen, Muscheln, Thieren und Vögeln kommen lasse. Und ich habe eben diese Woche was Sonderbares geschickt bekommen, wornach ich längst getrachtet, und welches ich, wo ich ihnen anders damit aufwarten darf, gleich ietzo zeigen kann.

Wer war begieriger, als die ganze Gesellschaft, diese orientalische Seltenheit der Natur in Augenschein zu nehmen? Und

ich

ich darf fast nicht sagen, wie einhällig wir alle gewesen, ihn um die Erfüllung seines Anerbiethens zu ersuchen. Man mußte durch etliche Zimmer gehen, ehe man in seine Studierstube kam, wo er theils allerley künstliche Instrumente, theils auch mit unzähligen kleinen Fächern versehene Schränke stehen hatte. Die Augen eines ieden unter uns blieben, bey dem ersten Eintritte, an etwas Seltsamem hangen, als er uns ein Fach nach dem andern zu eröffnen anfieng; dabey wir denn allezeit neue Gelegenheit fanden, die Wunder Gottes in der Natur mit Erstaunen zu betrachten. Doch so viel Seltsames er uns auch zeigete: so oft wiederholete er die Versicherung, daß dieses alles gegen demjenigen, was er kürzlich bekommen hätte, noch für nichts zu rechnen wäre.

Unsre Neugierigkeit war auf das höchste gestiegen, als er ein kleines Cabinet neben seinem Zimmer öffnete, und dadurch die Augen aller Anwesenden zu einer Art von Wettstreite veranlassete, welches am ersten dieses sonderliche Kunststück der Natur gewahr werden würde. Doch ein besonderes Behältniß, welches wir gewahr wurden, machte diese eifrigen Blicke zu Schanden: bis mein Vetter, mit vielen wiederholten Lobsprüchen von dieser ausländischen Seltenheit, dasselbe eröffnete, und uns nichts anders, als ein künstlich zusammen gefügtes Todtengerippe von einem menschlichen Körper, vor die Augen stellete. Ich müßte mein ganzes Blatt anfüllen, wenn ich alle die Gemüthsbewegungen beschreiben wollte, die sich in der ganzen Gesellschaft, wiewohl bey einem ieden auf eine besondere Weise, äußerten; als sie in ihrer größten Neugierigkeit dieser schrecklichen Todesgestalt ansichtig wurden. Ich will nur so viel sagen, daß ein gewisses Frauenzimmer plötzlich zur Erden sank, und vor Schrecken in Ohnmacht viel. Etliche sagten: Ey! das ist mir nichts Neues, ich habe es schon sonst gesehen. An-

dere fiengen überlaut an zu lachen, daß unser Wirth, wie sie redeten, uns einen so artigen Streich gespielet hatte.

Ich weiß eben nicht zu sagen, was mein Vetter in diesem Stücke für Absichten gehabt haben mag. Vielleicht hat er einer neugierigen Gesellschaft ihre Lüsternheit verweisen wollen. Oder er hat uns, aus einer noch tugendhaftern Absicht, erbauliche Betrachtungen der Sterblichkeit in den Sinn bringen wollen. Wenn dieses letztere ist; so hat er, zum wenigsten bey mir, seines Zweckes nicht verfehlet: denn dieser unvermuthete Anblick hatte einen so tiefen Eindruck in meinem Gemüthe gemacht, als sonst die allerbeweglichste Vorstellung, die entweder mündlich oder schriftlich geschehen kann, in mir gemacht haben würde. Ich entzog mich der Gesellschaft, so bald es sich des Wohlstandes halber thun ließ. Ich kam nach Hause, und wollte einige Geschäffte ausrichten; aber vergebens: die Todesgedanken lagen mir immer im Sinne. Ich trat ans Clavier, und wollte mir dadurch eine Veränderung machen; aber umsonst. Die Hände selbst geriethen dießmal auf lauter Todtenlieder. Ich gieng vors Fenster, um durch die vorbeygehenden Leute andere Einfälle zu bekommen. Doch so viel Personen ich erblickte, so viel Todtengerippe sah ich über die Straße gehen: indem meine Augen nunmehr nicht an den äußerlichen Kleidungen kleben blieben, sondern Haut und Fleisch durchdrungen, und nichts als die bloßen Knochen gewahr wurden. Es kam mir in diesen Gedanken ein heftiger Schauer an, so daß ich gar eine Veränderung in meinem Angesichte wahrnahm. Ich trat vor den Spiegel, um dieselbe genauer zu bemerken, und siehe, ich selbst kam mir nicht anders vor, als jenes Knochenbild meines Vetters. Ich hatte keine Haut mehr auf dem Gesichte. Die Augen waren nichts anders, als fürchterliche Hölen, die tief, bis in das leere Gehirne, giengen. An statt

der Haare war nur ein kahler Schedel zu sehen. Meine Arme und Finger schienen mir vor großer Dürre zu klappern, so oft ich mich bewegte. Und wenn ich nicht zeitig von iemanden wäre gestöret worden, so würde ich vielleicht in eine noch tiefere Betrachtung gerathen seyn.

Als ich mich des Abends zur Ruhe begeben wollte, stellten sich meine Todesgedanken von neuem wieder ein, wiewohl ich sie auch unterdessen noch nicht hatte vertreiben können. Die einsame Stille, darinnen ich mich befand, machte meinen Betrachtungen Platz; denn ie ruhiger mein Leib war, desto geschäfftiger war das Gemüthe: und ie weniger meine Augen im Finstern sehen konnten, desto mehr Vorstellungen machte sich mein Verstand. Es war also kein Wunder, daß ich in vielen Stunden keinen Schlaf merkte, und die halbe Nacht mit Wachen zubringen mußte; die mir aber bey meinen Betrachtungen so kurz ward, als ob sie nur etliche Minuten lang gewesen wäre.

Ich habe das Vertrauen zu denen unter meinen Lesern, die vernünftig und tugendhaft sind, daß sie mich keines postillenhaften Vortrages beschuldigen werden; wie wohl von anderen bereits geschehen ist: wenn ich ihnen gleich einen kurzen Auszug meiner damaligen ernsthaften Gedanken mittheile. Leute, die nur allezeit lachen wollen, können dieses Stück ungelesen lassen, und ihre Eitelkeit auf andere Weise vergnügen. Verständige wissen alles zu rechter Zeit zu thun, und denen zu gefallen, wo ich mir so viel schmeicheln darf, habe ich meine Todesgedanken entwerfen wollen.

Hier liege ich in einem bequemen Bette, sprach ich bey mir selbst: doch wer weiß, wie bald ich mitten unter den garstigsten Würmern ein Lager bekommen werde. Die Veränderung scheinet groß zu seyn; aber sie bedarf nur eine kurze Zeit zu ihrer Ausführung. Ein Augenblick ist schon viel zu

lang.

langwierig dazu, daß ein Lebendiger unter die Zahl der Todten gerathe. Und wer will mich versichern, wie viel Jahre, wie viel Monden, wie viel Tage, oder wie viel Stunden es noch mit mir Anstand haben werde? Es ist wahr, ich bin gesund, und fühle noch zur Zeit nichts, was mich ins Grab werfen könnte: wer weiß aber, ob nicht allbereit ein geheimer Feind in dem Innersten meiner Glieder wühlet, der sich nicht eher sehen zu lassen gedenket, als bis er mich völlig zu Boden geworfen hat. Die Krankheiten kommen selten von außen in den Menschen. Die meisten entstehen aus seinem eigenen Wesen; und sind eher darinn vorhanden, als man sie spühret oder wahrnimmt. Es ist ja wohl ehe ein Mensch gestorben, der so jung, so gesund und so munter gewesen ist, als ich mich ietzo befinde: und vielleicht ist heute oder morgen die Reihe an mich gekommen, dahin zu wandern, wohin zwar viele andere nach späten Jahren erst gelangen, unzählige andere hergegen noch viel zeitiger gekommen sind.

Sind es nicht recht kindische Gedanken, wenn wir uns den Tod als einen dürren Knochenmann vorstellen, und vor seinem Gemälde in ein ängstliches Zittern gerathen? Entweder es giebt ein solches Hirngespinnste gar nicht; oder, wo es ja dergleichen geben soll, so müssen wir es in uns selbst suchen. Ein ieder trägt seinen eigenen Tod mit sich herum: wo wir stehen und gehen, wo wir sitzen und liegen, da stehet, da gehet, da sitzet und lieget der Tod bey uns; oder besser zu sagen, mitten in uns: ja wir selber sind dieser Tod. Daß wir dieses nicht bemerken, das kömmt daher, weil er sich in eine unkenntliche Larve verkleidet hat. Er hat sich alle dürren Gebeine mit einer unzähligen Menge kleiner Adern und Blutgefäße überzogen. Diese hat er in eine weiße Haut verhüllet, und über dieselbe mancherley wunderlich zusammen gefügte Decken gehangen, die er von

tausend

tausend unvernünftigen Thieren gleichsam erbettelt hat. In diesem äußerlichen Putze merket man es nicht, was für ein abscheulicher Gast dahinter stecket. Man bleibt an dem äußerlichen Scheine hangen, und vergißt das inwendige Schreckenbild. Man liebet die Kleidung, und hasset die Person, die sie träget. Man vergaffet sich in den Putz des Menschen, das ist Fleisch und Haut, und erstaunet, wenn man das eigentliche Wesen seines Körpers ansichtig wird.

Wie thöricht handelt doch die eitele Belline, wenn sie sich für eine Göttinn ansieht, die ihrer Schönheit halber angebethet zu werden verdienet? Was meynet doch diese unbedachtsame Schöne? Hat sie denn einen so großen Vorzug vor anderen? Ist sie etwan aus anderen Gliedmaßen zusammen gesetzet, als das Knochengebäude meines Vetters? Sie wird ja so unverständig nicht seyn, und sich dieses einbilden. Worinn besteht denn ihr Vorrecht vor allen ungestalten Personen? In einem Stückchen glatter Haut, welches über den Hirnschädel gezogen ist, und vorne bis an den Kinnbacken reichet, der so sehr rasselte, als ihn mein Vetter angriff und mit den wackelnden Zahnreihen etliche male zusammen schlug. Elender Vorzug! Ziehet ihr doch das Läppchen vom Gesichte; nehmet ihr doch das Fleisch von den Knochen: was wird mehr übrig bleiben, als ein Todtengerippe? Ein Anblick, vor welchem sie selbst vielleicht in Ohnmacht sinken würde: wenn sie ihn, an statt ihrer ietzigen Gestalt, einmal im Spiegel erblicken möchte.

Und warum bekümmert sich Lea? daß sie keine Rahel ist? Vergeblicher Kummer! der Unterscheid zwischen ihren Körpern ist so groß nicht, als sie sich denselben wohl einbildet. Nur das Aeußerliche macht ein kleines Blendwerk, sonst sind sie sich ganz ähnlich; und wer weiß, ob nicht ihr innerlicher Gliederbau der Rahel ihrem, an guter Einrichtung, Ordnung

und

und Schönheit, noch vorgehet. Vielleicht muß diese wohl eher sterben, und also den schönen Putz ablegen, der ihren inwendigen Tod so ansehnlich gemacht hat. Ein Wurm bleibt ein Wurm, man mag ihn in Staub, oder Baumwolle, oder Seide einwickeln: und ein Gerippe höret nicht auf ein fürchterliches Wesen zu seyn; wenn es gleich von außen mit weißer und rother, oder gelber, brauner und schwarzer Haut überzogen ist.

Wie geht es aber immer zu, daß eben derselbe Anblick auf einmal so viel verschiedene Wirkungen hervorgebracht hat. Der eine lacht, der andere wird zornig, der dritte fällt in Ohnmacht: und ich bin vielleicht die einzige, die in so ernsthafte Betrachtungen darüber gerathen ist. Der Unterscheid muß doch wohl aus den mannigfaltigen Gemüthsbeschaffenheiten der Menschen herrühren, davon eine allezeit besser ist, als die andre. Mein Gott! was gehört für ein sicheres Wesen dazu, ein so deutliches Bild unserer Sterblichkeit mit einem lauten Gelächter anzusehen. Lachet denn ein Seefahrender wohl, wenn er diejenigen Leichen neben seinem Schiffe schwimmen siehet, welche den Augenblick in einem, vor seinen Augen zerdrümmerten Schiffe ertrunken sind? Erinnert er sich nicht seiner eigenen Gefahr, insonderheit wenn der Sturm noch anhält, und er keine Stunde seines Lebens sicher ist? Will man dieses Gleichniß nicht gelten lassen: so muß man erweisen, daß wir unsers Lebens und Todes halber eine völlige Gewißheit haben; welches aber ganz und gar unmöglich ist. Wie unbedachtsam handeln diejenigen, die über einen Mann zornig werden, der ihnen was Sonderbares zu zeigen verspricht, und hernach noch was Seltners vor Augen stellet, als sie selbst vermuthet hätten. Und was für verkehrte Neigungen muß nicht ein Mensch haben, der etwa einen bunten indianischen Vogel, oder eine künstlichgewundene Schnecke für höher und sehenswürdiger

achtet,

achtet, als dasjenige, was ihn zur Erkenntniß seiner selbst und seines Elendes führen kann. Niemand wird einen Sommervogel für eine Lerche, oder eine Fledermaus für eine Taube nehmen wollen: ob gleich jene weit seltsamere Farben und Gestalten haben. Solche Gemüther aber wollen lieber orientalische Würmer, Schlangen und Affen von außen, als einen europäischen Menschen, ja als sich selbst, von innen, kennen lernen.

Was soll ich aber von derjenigen weichherzigen Seele sagen, die bey Erblickung ihres Ebenbildes todt zur Erden fiel? Ist sie besser oder schlechter daran, als die übrigen? Ach! sie zeiget mir einen neuen Beweisgrund unserer Hinfälligkeit. Sie stirbt fast von dem bloßen Anschauen ihres eigenen Wesens: denn was ist die Ohnmacht anders, als ein kurzer Tod? Was für ein zerbrechliches Ding ist denn das Leben des Menschen? Ein Glas zerspringt ja nicht, wenn es nicht zerstoßen oder zerschlagen wird. Und ein Mensch kann dahin fallen, wenn er nur etwas trauriges gewahr wird. Wie sehr verzärteln wir nicht unsere Gemüther, und was für übele Gewohnheiten nehmen wir nicht an? Wir wollen nichts sehen, als was angenehm, belustigend und schön ist. Was häßliches soll uns nicht vors Gesichte kommen. Insonderheit das Todtengeräthe soll, so viel immer möglich ist, von uns entfernet bleiben; damit ja der wollüstige Geist in seiner falschen Zufriedenheit nicht gestöret werde. Unglückselige Leute! die ein Blick in solche Verwirrung setzen kann. Wie wird ihnen doch zu muthe seyn, wenn der Tod sich selbst einstellen wird? Wie wird ihr empfindliches Herz gerühret werden, wenn sie vielleicht schon bey lebendem Leibe einen Todtengeruch an sich spüren, eine Leichenfarbe sehen, und eine hohle Sprache von sich geben werden. Ihr Ekel wird ihnen den Tod noch nicht unangenehmer machen, als er sonst an und für sich selbst gewesen seyn würde.

Hie wurden meine Gedanken durch den Glockenschlag unterbrochen, und ich merkte aus der Zahl, daß es vorher geschlagen haben müßte, wiewohl ich nichts gehöret hatte. So kann mir denn, dachte ich, eine tiefe Betrachtung den Gebrauch der Sinnen noch vor meinem Tode rauben! Allein wer weiß, wie lange es noch währet, so schlägt meine Lebensuhr zum letzten male! Hier fielen mir allerhand Mittel ein, die uns das Christenthum als Vorbereitungen zum Tode vorschreibet, und ich spürete, daß ich dadurch in meinem Gemüthe merkliche Erleichterung empfand. Indem ich aber diesen Betrachtungen weiter folgen wollte, verlohren sich alle Sinne und Gedanken: und ich habe mich des Morgens kaum erinnern können, wie ich eigentlich eingeschlafen bin, oder welches meine letzte Vorstellung gewesen ist. Der Tod ist ein Bruder des Schlafes, und allem Vermuthen nach nur in der Dauer von ihm unterschieden. Man kann also den Schlaf einen kurzen Tod, und den Tod einen langen Schlaf nennen. Und wer weiß, ob nicht der Augenblick des Abschiedes eben so sanft und unvermerkt einbricht, als man alle Abende eingeschläfert wird. Die Krankheiten können derowegen zwar schmerzlich genug seyn; der Tod hingegen muß was gelindes seyn, so schrecklich man uns auch sonst die Trennung der Seele von dem Leibe vorzubilden pfleget. Wohl dem, welchem der Tod eine Pforte zu einem glückseligen Zustande werden kann!

Calliste.



Das

****

Das XIV Stück.

Den 4 April, 1725.

Philander von der Linde.

Da liegen iederzeit die Karten auf dem Tische.

Man könnte fast wetten, daß in der ganzen Stadt kaum zwanzig Häuser zu finden sind, darinnen nicht, in den abgewichenen Feyertagen, eine gute Zeit mit dem Kartenspiele wäre verbracht worden. Diese Belustigung müßiger und gewinnsüchtiger Leute ist unter uns so gewöhnlich, daß man sich darüber wundern muß. Es kömmt fast keine Gesellschaft zusammen, da man, nebst dergleichen nichtigen Dingen mehr, nicht seine Zuflucht zu dieser Zeitkürzung nehmen sollte. Insonderheit haben die Festtage das Unglück, daß man sich an denselben am meisten berechtiget zu seyn glaubet, die Nachmittagsstunden mit einem Lomberchen oder anderen Gattungen des Kartenspieles hinzubringen. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand, und keine Lebensart der Menschen ist hiervon ausgenommen. Mann und Weib, reich und arm, alt und jung, hoch und niedrig liebet diesen Zeitvertreib: und es scheint also, daß ich fast zu viel wage, indem ich mich unterstehe, etwas wider diese so sehr eingerissene und fast allgemeine Gewohnheit zu schreiben.

Was das Kartenspiel überhaupt anbelanget, so dünket mich immer, daß nichts läppischer und kindischer sey, als dieses Päckchen von Papierblättern. Es ist ein Ueberbleibsel von den ungereimten Einfällen der alten Gothen, Celten und Longobarden, dessen wir uns heute zu tage billig schämen sollten. Was sind es nicht für abgeschmackte Figuren, damit man seine Ein-

bildungskraft beschäfftigen muß, wenn man spielet? Und könnten wohl phantastischere Bilder erdacht werden, als diejenigen, die wir auf den Karten wahrnehmen? Wir rühmen uns, wie in allen freyen Künsten, also auch in der Malerey, eines guten Geschmackes; und können doch solche ungeschickte Misgeburten eines halb unsinnigen Künstlers vor unseren Augen sehen, ohne ein Misfallen darüber zu bezeugen. Wäre das Kartenspiel bey uns unbekannt gewesen, und man hätte es irgendwo in der neuen Welt, oder bey anderen barbarischen Nationen zuerst gefunden: wie sehr würden wir nicht über diese albernen Völker triumphiret haben? Wie lächerlich würden uns die seltsamen Gestalten und wunderlich unter einander gemischten Farben nicht vorgekommen seyn? Und was hätte uns thörichter geschienen, als die unordentliche Ordnung, die unter diesen Hirngespinnsten angetroffen wird? Ja man stelle sich vor, daß etwan ein Chineser zu uns käme, dem man von der Klugheit der europäischen Nation sehr viel erzählet hätte; und man führte ihn etwan am Sonntage durch unsere Häuser, wo er allezeit eine Spielgesellschaft nach der andern anträfe, die mit aller möglichen Aufmerksamkeit, Vorsichtigkeit und Nachsinnen, etliche steife Papiere in Händen hielten, dieselben bald vertheilten, bald unter einander würfen, dabey bald lacheten, bald zankten, bald vergnügt, bald zornig auseinander giengen: was meynet man, was ein solcher Chineser für ein Urtheil von den klugen Europäern fällen würde?

Was ich ietzo von allen Karten insgemein gesagt habe, das gilt sowohl von den französischen als deutschen. Keine hat vor der andern einen Vorzug; beyde haben was unvernünftiges in sich. Daher dörfen unsere Nachbarn, die sich sonst in allen Stücken einen Sprung voraus zu haben rühmen, gar nicht denken, daß sie in diesem Stücke geschickter wären als wir. Ihre Picken sind nicht um ein Haar vernünftiger als unsre Lauben,

und

und so weiter. Ist ja einiger Unterscheid wahr zu nehmen; so muß es dieser seyn, daß die Ordnung ihrer sogenannten Matadore, und aller Karten überhaupt, um ein gutes Theil verwirrter ist, als bey uns Deutschen: woraus man abnehmen kann, daß ihre Karten einen noch größern Phantasten zum Urheber gehabt haben. Gesetzt, daß es keine Schande für ein Volk wäre, daß bisweilen ein abentheuerliches Gehirn darunter gefunden würde: so wäre doch dieses einer Nation keine Ehre, daß sie dergleichen Thorheiten eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget, und sich die läppische Erfindung eines Aberwitzigen zu einer Richtschnur hätte dienen lassen.

Sieht man auf die spielenden Personen: so findet sich eine solche Menge von Betrachtungen, daß man etliche Bogen damit anfüllen könnte. Wenn irgend lauter Kinder, die noch nicht recht zu Verstande gekommen wären, mit einander spielen möchten: so könnte man es ihnen eben so wenig verdenken, als daß sie auf bunten Stecken ritten. Wie man es aber erwachsenen Leuten nicht an einem lauten Gelächter würde mangeln lassen, wenn sie, zur Lust, auf einem hölzernen Pferde durch die Straßen traben wollten: also scheinen sie bey dem Kartenspiele eben dergleichen Spott zu verdienen; ob sie gleich durch die eingeführten Sitten davor gesichert sind. Ich befand mich einst an einem Orte, wo drey angesehene Männer beysammen waren: Männer, die theils akademische, theils Staatsbedienungen verwalteten, und für die vernünftigsten des Orts gehalten wurden. Ich freuete mich, diese drey Stützen des gemeinen Wesens, welche ich Nestor, Ulysses und Lykurgus nennen will, auf einmal bey einander zu sehen: denn ich vermuthete, daß sie die allerwichtigsten Unterredungen zu ihrem Zeitvertreibe machen würden. Allein ich ward sehr betrogen. Man brachte einen Lombertisch, gab Karten dazu, und nöthigte sie, Platz zu nehmen. So sehr

ich mich über ihre Bereitwilligkeit, diesem Anerbiethen zu folgen, verwunderte, so begierig ward ich, mich an ihnen zu rächen. Ich zog meine Schreibetafel hervor, trat ans Fenster, und schrieb jedes Wort auf, welches in währender Zeit des Spieles von ihnen geredet ward. Anfänglich merkte man meine Beschäfftigung nicht, und ich hatte das Vergnügen, etliche Seiten anzufüllen, ehe mich Nestor in dieser Arbeit störte, indem er mir die Frage that: Was ich denn so tiefsinnig da stünde, und was ich mir so sorgfältig aufzeichnete? Ich war genöthiget zu antworten, und sagte daher, mit einer bescheidenen Mine: Ich habe mir eine geraume Zeit her gewünschet, in Gesellschaft einiger großen Männer zu seyn, die an der Wohlfahrt des Vaterlandes mit arbeiten! Darum habe ich mich heute glücklich geschätzet, meinen Wunsch erfüllet zu sehen. Ich glaubte aber, daß ich dieses Glückes ganz unwürdig gewesen seyn würde; wenn ich mir nicht die Unterredung solcher ansehnlichen Leute mit Fleiß gemerket, und zu meiner sonderbaren Erbauung aufgeschrieben hätte. Sie fiengen alle drey an zu lächeln, und Lykurgus verlangte, daß ich mein Verzeichniß ablesen möchte. Ich that es auf diese Erlaubniß ganz willig, und es lautete folgender maßen:

Coupez. Ich gebe zuerst. Voila! Est il permis? Oui Mr. Von Herzen gerne. Quatre en Trefle. Es bleiben fünfe. Jouez! Coeur. Encore. A tout. Triomphe. Tenez. Weiter heraus? Warum lassen sie es? Es ist mir zu hoch. Triumpf. Da haben wirs. Trois Matadors. Cinq premiers bezahlt. Die Karte war nicht gut gemischt. Jetzo solls besser gehen. Spielen Sie? Passe. Ists erlaubt? Parlez plus. Dießmal nicht. Ich spiele en carreaux. Ich kaufe sechse. Und ich die übrigen. Sie spielen aus. Das war für die Cinq premiers. Pique. Ich muß mich revangiren. Coeur. Das sind zwey Stiche. Triumpf. Triumpf. Triumpf.

Votre Serviteur. Sans prendre. Sie hatten ein stark Spiel. Là. Là. Allons. Sie geben ietzo. rc.

Was diese meine verwegene Unternehmung in dem Gemüthe dieser grossen Leute für eine Wirkung gehabt, das werden meine Leser leicht schließen können; wenn ich ihnen sagen werde, daß sie sich unter einander angesehen, die Karten hingeworfen und aufgestanden: da ich dann nachmals die Ehre genossen, mich etliche Stunden mit ihnen zu unterhalten. Haben diese wackere Männer darinnen keinen Vorzug gehabt, daß sie eben sowohl als andere unverständige auf das Kartenspiel verfallen: so haben sie ihn doch hierinnen, daß sie sich durch einen heimlichen Verweis von einem schwachen Werkzeuge zur Erkenntniß bringen lassen. Denn welcher Unvernünftige würde mich nicht als eine Närrinn verlachet haben?

Von den gewinnsüchtigen Spielern zu reden, ist ietzo mein Vorhaben nicht. Es ist längst von anderen dargethan, daß es eine sehr lasterhafte Begierde sey, wenn man den andern um das Seine zu bringen trachtet. Man hat auch längst dem Einwurfe geantwortet: Daß demjenigen kein Unrecht geschehe, der sein Geld willig aufs Spiel setzet, und sich also der Gefahr, dasselbe zu verlieren, unterwirft, wenn man es ihm gleich abgewinnet. Man hat gezeiget, daß erstlich fast nirgends ein solcher Spieler zu finden sey, der sein Geld, in der Absicht dasselbe zu verlieren, dahin setzet, und also den erlittenen Schaden mit völliger Gelassenheit ertragen kann: ob sich gleich viele so zu stellen wissen. Im Falle es aber dergleichen Leute geben sollte: so wäre es doch von ihrer Seite die alleroffenbarste Verschwendung, welche sich der andere nicht ohne Sünde zu Nutze machen kann. Denn gesetzt, daß iemand mir das Messer in die Hand gäbe, und seinen Hals hinstreckte, mit dem Begehren, ihm dasselbe durch die Gurgel zu stoßen; würde ich denn deswegen von

dem Morde losgesprochen werden, wenn ich seinem Verlangen eine Gnüge gethan hätte? Ich will also nur hinzu setzen, daß diese Gewinnsucht am allerthörichtesten in denen Spielen sey, wo nichts auf die Kunst der Spieler, sondern alles auf den blinden Zufall, oder auf das Glück ankömmt. Dergleichen ist das unsinnige Bassetspiel, in welchem kein Fünkchen Verstand wahrzunehmen ist: weswegen es auch von der hohen Obrigkeit in vielen Ländern scharf untersaget worden ist.

Einerley Art von Spielern muß ich noch hier anführen, nämlich, wenn Personen von beyderley Geschlecht mit einander spielen. Ist irgendswo eine Menge von Eitelkeiten wahrzunehmen; so ist es gewiß hierinnen. Der verliebte Amyntas spielt mit seiner Amaryllis. Er wirft die besten Trümpfe weg, die er in Händen hat; er handelt wider alle Regeln des Spieles: damit nur seine Gebietherinn das Vergnügen haben möge, sein Geld zu gewinnen. Seine Thorheit ist offenbar: ihre hingegen kann auch leicht entdecket werden. Amaryllis muß sehr einfältig seyn, wenn sie sich in einem Spiele ergetzen kann, da ihr Gegenpart muthwillig blind ist. Was für Ehre hat wohl ein Soldat, der einen Feind erleget, welcher ihm ohne Gegenwehr in die Waffen gelaufen kömmt. Und was bildet sie sich mit dem Gewinnste ein, den ihr der Amyntas freywillig überlassen hat? Sie würde sich ohne Zweifel geschämet haben, ihren Anbether um ein Geschenk anzusprechen: weil dieses einer Betteley gar zu ähnlich gewesen seyn würde. Und hier schämet sie sich nicht, einige Groschen zu nehmen, zu welchen sie nicht das geringste Recht hat. Hernach bedenket sie nicht, daß sie weit mehr verlieret als gewinnet. Amyntas wird doch für sein Geld was suchen. Ja freylich, höre ich sie antworten: er suchet meine Gewogenheit. Und wenn er diese gleich erhält: so erstrecket sie sich nur auf ein freundlich Gesichte, auf das Vergnügen, etliche

Viertel-

Viertelstunden mit mir zu schwatzen, und wenn es hoch kömmt, auf die Erlaubniß, meine Handschuh zu küssen. Wie ich sehe, so ist Amaryllis sehr artig gegen ihre Liebhaber, und doch zugleich sehr behutsam. Ein so unschuldiger Umgang mit Mannspersonen ist nicht zu tadeln. Doch eins fällt mir ein: sie verkauft doch zum wenigsten solchergestalt ihre Gewogenheit. Stehet aber ihre Gunst um etliche Groschen feil? Sie wird es ungern gestehen; indessen ist es doch wahr. Wie nun alle Dinge ein Verhältniß unter einander haben: so wird auch ihre Zuneigung sich vergrößern oder verringern; nachdem sie viel oder wenig gewinnen wird. Bezeiget sie sich für einen Thaler, den er sich abgewinnen läßt, nur einiger maßen gefällig: so wird ein Ducaten schon doppelt so viel zu wirken vermögend seyn. Und wer weiß, ob dieses nicht so hoch steigen könnte, daß sie endlich mehr dabey verlöre, als mit allem Gelde zu bezahlen ist? Zum wenigsten wird ihre ganze Tugend sich nach dem Beutel ihres Verehrers richten: wie sich denn dergleichen Leute dieses zu einer Regel gemacht, daß von einem Frauenzimmer alles zu hoffen sey, die sich durch Geschenke oder kleine Spielgewinnste, auch nur zu der allergeringsten Gewogenheit, bewegen läßt. Ich schweige ietzo von derjenigen Thorheit, wenn Rapacia selbst falsch spielet, allerley Griffe und Practiken machet, und dabey verlanget, daß ihre Spieler entweder blind oder dumm seyn sollen. Denn ein ieder begreift, daß nichts in der Welt so niederträchtig sey, als eine so gewaltsame Gewinnsucht. Dörfte doch Rapacia ihrem Buhler das Geld nur aus den Händen reißen, so bald er es aus der Tasche ziehet: dörfte sie doch nur sagen, wie viel sie von ihm fodert, und ihn bey aller ihrer Ungunst bedrohen, dasselbe herzugeben! Das würde in der That eben so viel seyn, als wenn sie wider alle Regeln des Spiels handelt, und dadurch ihre unvernünftigen Begierden sonnenklar an den Tag leget.

Zum Beschlusse setze ich noch das Schreiben eines gewissen Frauenzimmers her, welches sie kurz nach ihrer Hochzeit an ihre Mutter ergehen lassen:

Allerliebste Mama!

Wenn ich nicht wüßte, daß mein Vater auf meine neuliche Vermählung am schärfsten gedrungen hätte: so würde ich derselben vielleicht alles Unglück auf den Hals wünschen; weil sie mir einen so geitzigen Kerl zum Manne gegeben hat. Er will mir alle Monate nur zehn Rthlr. Spielgelder geben; da ich doch mit dieser Baggatelle unmöglich auskommen kann. Ich habe vor sechs Wochen Hochzeit gehabt, und in währender Zeit schon von dem meinigen fünf Thaler zulegen müssen. Wo will das hin? Der filzige Lauser hätte sich zum voraus bedenken sollen, ob er auch vermögend sey, eine Frau zu ernähren? Ich dachte zwar in meinem Brautstande, er wäre der freygebigste Mensch von der Welt. Ich habe ihm bisweilen in einem Abende fünf, sechs bis sieben Ducaten abgewonnen: aber der falsche Hund hat sich itzo ganz geändert. Hätte ich das gewußt; nimmermehr sollte er so glücklich geworden seyn, ein Weib zu bekommen, die so wohl zu leben weiß. Ich bitte also meine wertheste Mama, durch dero Vermittelung, meinen Mann, (ich schäme mich fast, daß ich ihn so nennen muß) dahin zu vermögen, daß er mir zum wenigsten sechs Thaler monatlich zulege. Sie kann ihm dabey zu verstehen geben, daß er sehr unvernünftig handeln werde; wenn ers mir abschlägt. Denn, wahrhaftig, ich will ihm das Leben so sauer machen, daß er mit seinem Schaden erfahren wird, was für ein rechtschaffenes Weib ihm meine werthește Mama erzogen habe, an

Ihrer

gehorsamsten

Dissipatrice.



Das

****

Das XV Stück.

Den 11 April, 1725.

Canitz.

Ja, wenn ihr Corydon, gebückt zu ihren Füßen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu versüßen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra, von sich hauche.

Jst es nicht was wunderbares, daß Leute, die sichs vorgesetzet haben, von der Galanterie ein Hauptwerk zu machen, am allermeisten dawider sündigen? Wer weiß, und wer gesteht es nicht, daß die Regeln der Höflichkeit es einem ieden artigen Menschen auferlegen, sich in Gesellschaften gegen iedermann gefällig zu erweisen, und sich keinen zum Feinde zu machen? Wer sieht aber im Gegentheile nicht, wie sehr junge Mannspersonen, die sich vor dem Affecte der Liebe nicht gnugsam in Acht nehmen, in diesem Stücke verstoßen, so bald sie in Gesellschaften von Frauenzimmer kommen? Die vornehmsten Grundsätze der unter uns üblichen Höflichkeit sind in der wahrhaften Klugheit zu leben sehr wohl gegründet: wer also wider jene handelt, der verletzet auch diese; und man wird uns gar keiner Unbilligkeit überführen können, wenn wir das seltsame Verhalten solcher Leute einiger maßen vorzustellen suchen werden.

Narcissus soll uns hierinn zum Muster dienen. Die Natur hat ihn mit einer sehr verliebten Seele begabet, und sein Körper ist so beschaffen, daß er nichts unangenehmes an sich hat. Er selbst weiß dieses mehr, als es nöthig ist; indem er seinen Spiegel für eine von seinen angenehmsten Sachen hält, weil

er ihm so oft, als er verlanget, das Vergnügen giebt, seine eigene Gestalt abzuschildern, als welcher er sich mehr, als sonst iemand, ergetzet. Er sitzet, wenn er allein ist, allezeit vor demselben, und seine Augen sind dadurch so verwöhnet, daß er, auch in Gegenwart fremder Leute, seinen Platz allezeit so zu nehmen trachtet, daß er sein Ebenbild im Gesichte haben kann. Nichts ist lächerlicher, als wenn er mit anderen redet, und doch mit unverwendeten Augen den Spiegel ansiehet. Hieraus erhellet seine Eigenliebe zur Gnüge: wiewohl sie auch daraus gnugsam zu erkennen wäre, daß er keinem so gewogen ist, als denen, die ihm bisweilen vorsagen, daß sich ein steinern Herz in ihn verlieben müßte.

Man kann leicht denken, daß Narcissus nicht ohne eine schöne Gebietherinn wird leben können. Unter zehn oder mehr annehmlichen Personen unsers Geschlechts, die das Unglück gehabt haben, ihm zu gefallen, hat endlich eine den Sieg davon getragen. Sie ist diejenige Sonne geworden, von der er allein belebet, erquicket und erfreuet wird. Und wenn ich nach seiner Art reden darf: so ist sie diejenige Gottheit, die er verehret, der er in seinem Herzen unzählige Altäre bauet, und welcher er sich selbst aufzuopfern tausendmal gewünschet hat. So stark ist seine Leidenschaft geworden, daß man an ihm fast alle die Thorheiten wahrnimmt, die von den Romanschreibern ihren weibischen Helden (wie wahrscheinlich solches geschehe, will ich ietzo nicht untersuchen) angedichtet werden. Ein Feuer bleibt nicht gern verborgen: und seine Buhlerliebe muß sich auch verrathen, so oft es die Gelegenheit giebt. Nachdem Placidia der Zweck alles seines Verlangens geworden ist, hat er schon etliche Paar Schuhe und Strümpfe mehr, als sonst, zerrissen: so oft macht er sich das Vergnügen, vor ihrem Hause vorbey zu gehen, welches in einer abgelegenen Straße stehet. Placidia weiß es auch gar

wohl,

wohl, wo ihm der Gecke sitzet: wiewohl sie unempfindlich zu seyn scheint. Er suchet durch Geschenke, durch poetische Glückwünsche und dergleichen Dinge mehr, ihre Gewogenheit zu erwerben. Ihr Bildniß hat er, in Gold gefasset, auf der Brust hangen. Ihr Name wird, zum wenigsten mit den Anfangsbuchstaben, auf alle Papiere, die ihm vorkommen, geschrieben; und wenn es ihn einmal dünket, daß er eine freundliche Mine im Vorbeygehen erhalten; so unterstreichet er sich den Tag in seinem Calender mit rother Tinte, und rechnet denselben unter die glückseligsten seines ganzen Lebens.

Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich diese Eitelkeiten so umständlich erzähle. Ich denke aber nichts unglaubliches gesagt zu haben: weil die Menge solcher Leute so groß ist, daß sie einem, der auf Akademien lebet, nothwendig in die Augen fallen muß. Ob es in Residenz- und Handelsstädten auch dergleichen Narcissusbrüder gebe, das kann ich nicht wissen, weil ich niemals aus meiner Vaterstadt gekommen bin. Derowegen müssen diejenigen von meinen Lesern, die sich auf dergleichen Thorheiten an ihrem Orte nicht besinnen können, gedenken, daß ich mich hauptsächlich nach meines Ortes Beschaffenheit gerichtet, und ein Laster getadelt habe, welches so gemein ist, daß man blind seyn müßte, wenn man es nicht sehen wollte.

Ich könnte noch andere Kleinigkeiten als Proben seines verliebten Herzens anführen, wenn ich sagen wollte, daß er sein Zimmer mit lauter verliebten Bildern, und halb nackten Weibspersonen auszieret; ja daß er in seiner Tabacksdose, Uhr, und im Stockknopfe lauter schöne Liebesgöttinnen herum träget, und seine Augen wechselsweise daran weidet; weil er solches in seiner Studierstube nicht allezeit thun kann. Allein dieses würde mich gar zu lange aufhalten. Ich muß vielmehr dasjenige anmerken, wodurch er mitten in seiner vermeynten Galanterie,

wider die Galanterie selbst verstößet. Das ist seine unbedachtsame Aufführung gegen seine Geliebte, wenn sie sich in anderer Gesellschaft befindet. Er kam neulich an einen Ort, wo Placidia eine von den ansehnlichsten Personen war, die man zu Gaste geladen hatte. Narcissus war von keinem, als seiner heimlichen Neigung, dahin geladen worden. Doch trug er kein Bedenken, sich in eine Gesellschaft zu mischen, wo ihn niemand vermuthete. Es war mehr Frauenzimmer daselbst, und man hätte es nicht wissen können, welche der Magnet sey, der ihn so kräftig nach sich gezogen, wenn er sich nicht selbst verrathen hätte. So bald er seiner Placidia ansichtig wurde, war er halb erstarret. Ihre Augen schienen die Eigenschaften zu haben, die von den Dichtern der Medusa beygeleget werden, welche alles, was sie angesehen, in Stein verwandelt hat. Die übrigen Nymphen, so artig und wohlgebildet sie auch waren, stunden ganz einsam: Placidia allein, die sittsame Placidia, sahe sich von einer Anzahl verdrießlicher Leute belagert. Narcissus hielt sich für den Heerführer des ganzen Haufens, und meynte des größten Verbrechens schuldig zu werden, wenn er mit seinen Augen einen Augenblick von ihr abgelassen hätte. Alle Gegenwärtige sahen, was ihn quälete, und belachten sein Verhalten. Das Frauenzimmer insonderheit ward der Placidia sowohl, als allen ihren Anbethern, gehäßig. Narcissus aber wird die Fabel aller derer, die von seiner einfältigen Aufführung was gesehen oder erfahren haben.

Es darf ihn gar nicht Wunder nehmen, daß dieses geschieht. Man schließt aus allem seinem Vornehmen, daß er sehr schlecht zu leben wisse. Ist es nicht eine Klugheit, sich in allen Gesellschaften so zu verhalten, daß niemand ein Misfallen an uns hat? Soll man sich nicht um die Gewogenheit aller

Menschen

Menschen bewerben, so oft sich eine Gelegenheit dazu zeiget? Gesetzt, daß es uns bisweilen um die Gunst einer Person so viel nicht zu thun wäre: sollte man sich nicht hüten, daß man zum wenigsten ihren Haß nicht gegen sich erwecke? Wo Narcissus noch etwas Verstand hat, so wird er nicht, wie gewöhnlich, mit einer gedehnten Sprache ausrufen: Mon Dieu! ich mache mir nichts draus! sondern selbst gestehen, daß es besser sey, viel Freunde, als viel Feinde zu haben. Nun müßte er ja zum ersten mal in die Welt gucken, wenn er nicht wissen sollte, wie groß der Zorn einer verachteten Schönheit sey. Man weiß, wie zärtlich das Frauenzimmer in diesem Stücke ist? Eine jede bildet sich ein, sie müsse eben so wohl verehret werden, als die andre; und kein Spiegel hat noch die Gestalt einer heßlichen Semprania so natürlich vorzustellen vermocht, daß sie selbst geglaubet hätte, sie habe ein Gesicht, welches nicht zu leiden sey. Daher kann man leicht denken, wie es ihr gefallen müsse, wenn sie andere neben sich mit einer Schaar junger Leute umgeben sieht, die gegen sie so viel Verachtung blicken lassen, als Ehrerbietung sie gegen ihre Schöne erweisen. Was meynet nun Narcissus, wie man gegen ihn gesinnet seyn werde? Wird nicht eine jede, die von ihm verschmähet worden, Gift und Galle in ihrem Herzen gekochet haben? Und wie schlecht wird man seine Lebensart zu beschreiben wissen, wenn in anderen Gesellschaften seiner gedacht werden sollte. Es ist ein verliebter Hase, wird man sagen, der keine Gefälligkeit gegen Frauenzimmer zu bezeugen weiß. Der weibische Kerl muß einen stinkenden Athem haben: weil er sich so stark balsamiret, daß man es riechen kann, wenn er durch die Straße gegangen kömmt. Es kann unmöglich seyn, daß er von Natur einen so guten Fuß habe; er wird sich ein paar falsche Waden in die Strümpfe gesteckt haben. Man sehe

nur,

nur, wie ungeschickt er tanzet. Ist doch kein Tritt recht, ist doch kein Takt nach der Musik eingerichtet. Dieses sind Urtheile, die ich selbst über den mitleidenswürdigen Narcissus angehöret habe. Ich will nicht sagen, daß diese Reden alle Grund haben. Ich will auch diejenigen nicht vertheidigen, die ihre Empfindlichkeit auf solche Weise gegen ihn auslassen: denn sie würden ohne Zweifel besser thun, wenn sie sich freuen möchten, daß ein solcher unartiger Mensch sie mit seiner Gesellschaft verschonet hätte. Allein Narcissus hätte doch aller solcher feindseligen Urtheile entübriget seyn können; wenn er seine Neigungen verborgen, und seine Placidia zwar bedienet, aber dabey keiner andern höflich zu begegnen vergessen hätte.

Was will er wider diese Vorstellung einwenden? Mich dünkt, eins ist vorhanden, was er zu seiner Entschuldigung brauchen kann. Er spricht: Was gehen mich andere Mädgen an? Ist mir Placidia nur gewogen; so achte ich den Zorn aller übrigen nicht. Sie muß mir aber gewogen werden, wenn ich ihr so deutlich zeige, wie sehr ich sie allen übrigen Schönheiten vorziehe. Das käme schön heraus, wenn ich sie durch Geschenke und Briefe so oft versichert hätte, daß ich sie über alles hoch achtete; und wenn ich mit ihr in Gesellschaft wäre, mich spröde und kaltsinnig gegen sie stellen sollte. Dadurch würde ich mich ihrer Gewogenheit gewiß unwürdig machen. Sie verdient auch in der That die größten Ehrenbezeigungen; da sie an Schönheit und Verstand ihres gleichen nicht hat. Wie schwach sind aber nicht diese Ausflüchte des Narcissus? Es ist wahr, daß Placidia Verstand hat; aber eben deswegen wird sie einen Verdruß an seiner übeln Aufführung haben. Es ist ihr gar nicht lieb, daß er seine Thorheit vor aller Welt sehen läßt, und würde vielleicht mehr auf ihn halten, wenn er seine Zuneigung bey solchen Gelegenheiten

zu

zu verbergen wüßte. Sie weiß wohl, daß sie sich dadurch den Neid aller verschmäheten Schönheiten auf den Hals gezogen hat, und weil sie vernünftig ist, so suchet sie sich davon zu befreyen. Sie giebt ihm keine freundliche Mine, sie fordert ihn nicht zum Tanzen auf. Sie danket ihm nicht für die schönen Blumen, die er sich mit vielen Kosten aus Leipzig holen lassen. Mit einem Worte: sie zeiget, daß Narcissus ihre Ungunst verdienet habe.

Narcissus kann es ihr nicht verdenken, daß sie sich dergestalt an ihm rächet. Will er haben, daß sie, ihm zu gefallen, allen Leuten die Freundschaft aufsagen soll? daß sie sich der Nachrede unterwerfen soll, die man auch den Allerunschuldigsten nicht schenket, wenn man ihnen einmal feind geworden ist? Wäre es also nicht besser gewesen, daß er seine Liebe dießmal verhölet, und dadurch seine Placidia nicht beleidiget hätte, indem er sie am meisten zu verehren dachte.

Dieses artige Kind wird mir vergeben, daß ich, um allen meinen Vorstellungen destomehr Kraft zu geben, ihr Schreiben hieher setze; welches sie Tages darauf an ihre gute Freundinn abgelassen:

Vertraute Schwester!

Vergebet mir doch, wenn ich Euch, nach meiner Gewohnheit, durch mein Schreiben beunruhige, welches euch den Verdruß eröffnen soll, den ich eine Zeit her, über den verliebten Wurm, Narcissus, empfunden habe. Ihr wisset zum Theil, was für ungestüme Neigungen dieser übelgesittete Mensch hat: wie er die Gotteshäuser selbst mit seiner Eitelkeit nicht verschonet, und oft etlichen hundert Personen Anlaß giebt, seine Thorheit zu unrechter Zeit zu verlachen. Ich habe es euch auch oft erzählt, daß er täglich fast zehnmal bey mir vorbey ziehet, und oft die auf dem Fenster sitzende Katze an meiner Stelle grüßet. Wie groß der Verdruß seyn müsse, den er mir gestern bey Euch gemacht, das könnt Ihr daraus

aus abnehmen, daß ich mich entschlossen habe, ihm nicht die allergeringste Gewogenheit mehr geniessen zu lassen. Ich würde auf Euch zürnen, daß Ihr es ihm erlaubet habt, in unserer Gesellschaft zu seyn; wenn ich nicht wüßte, daß es in der Absicht von euch geschehen wäre, mir einen Gefallen zu erweisen. Wiewohl ihr nun in diesem Stücke sehr geirret habt: so werdet ihr doch kein Zeichen einiger Rache von mir wahrnehmen; wenn Ihr nur dem Narcissus niemals mehr verstatten werdet, in meiner Gegenwart bey Euch zu seyn. In ihrem eigenen Hause wird sich vor ihm schon selber in Acht zu nehmen wissen

Eure

ergebenste

Placidia.

Bey dieser Gelegenheit muß ich noch ein kurzes Schreiben hieher setzen, daß dieser Tagen bey uns eingelaufen ist.

Wertheste Tadlerinnen!

Ich habe mit besonderm Vergnügen dasjenige Stück eurer Schriften gelesen, darinnen ihr den übermäßigen Putz des Frauenzimmers getadelt habt. Ich weiß nicht, ob einige meiner Bekannten Recht haben, wenn sie mich überreden wollen, daß ich derjenigen Modesta sehr nahe komme, die ihr einer ungezwungenen Artigkeit halber gerühmet habt. So viel kann ich aber selbst versichern, daß ich niemals eine so unauslöschliche Begierde gehabt, jungen Mannspersonen zu gefallen, daß ich sie durch meinen Kleiderpracht und Haarputz an mich zu ziehen gesuchet hätte. Dem ungeachtet muß ich euch klagen, daß ich vor den Nachstellungen unzeitiger Buhler nicht sicher bin. Ein gewisser Mensch, den ich Roderich nennen will, hat seiner silbernen Weste so viel zugetrauet, daß sie vermögend seyn würde, meine Tugend zu fällen. Sein Hut kann ein Zeugniß ablegen, wie oft er, mich zu grüßen, angegriffen worden. Und ob ich gleich anfänglich glaubte, daß ihn seine ordentlichen Geschäfften so oft bey meinem Fenster vorüber geführet: so hat mir doch ein und das andere Schreiben, welches er mir einhän-

digen lassen, ganz andere Ursachen davon entdecket. Meine junge Magd hat es leicht gemerket, wie lieb mir dergleichen Bothschaften durch sie gewesen, als ich ihr den Lohn gegeben, und sie aus meinem Hause geschaffet. Und meine Aeltern haben seinen Diener bedrohen lassen, sich inskünftige dergleichen frechen Briefträgereyen zu enthalten. Ich weiß nicht, ob es diesem allem zuzuschreiben sey, daß ich schon in etlichen Tagen meinen Galan nicht mehr gesehen habe. Vielleicht ist er gar auf eine andere Akademie gezogen. Ihr, wehrteste Tadlerinnen, werdet ihn bald zun Barfüßern das Pflaster abtreten sehen: wenn er etwa zu Euch hinüber gekommen seyn sollte. Indessen zweifelt nicht, daß ich sey

Eure

Leipzig, den 6 April,
1725.

treue Verehrerinn,

Modesta von der Linde.



****

Das XVI Stück.

Den 18 April, 1725.

Canitz.

Nehmt eure Herzen wohl in Acht!

Daß die Frühlingsluft nicht nur in der Natur ihre Wirkungen habe; sondern auch in den menschlichen Körpern eine besondere Kraft erweise, das fänget sich nunmehro sehr deutlich an zu zeigen, nachdem wir einige Zeit her einen klaren Himmel, angenehme Tage, und eine warme Witterung gehabt haben. Unser Fürstengarten, so schlecht er auch ist, wird fleißig besuchet, und die Wege nach den Dörfern sind mit mehr Spazierenden erfüllet, als den Winter durch geschehen ist. In der Stadt selbst bemerket man Veränderungen. Unser Markt giebt denen, die nahe an demselben wohnen, einen weit lebhaftern Anblick, als vorhin. Es erlustigen sich doppelt so viel junge Mannspersonen mit Auf- und Niedergehen: es sey nun, daß sie sich nur eine kleine Bewegung zu machen suchen; oder auch die hin und wieder durchs Fenster blickenden Schönen anzuschielen und zu grüßen trachten.

Doch bey diesen Kleinigkeiten gedenke ich mich nicht aufzuhalten; da ich mir vorgesetzet habe, mit meinem Geschlechte, dem lieben Frauenzimmer, allein zu reden, und demselben eine Warnung zu geben, die ihm vielleicht niemals so nöthig ist, als um diese Jahrszeit. Ich habe in verschiedenen öffentlichen Zusammenkünften bemerket, wie sehr sich

auch

auch unter uns die angenehme Frühlingsluft mit ihren Wirkungen äußert. Mich dünkt, die schamhafte Jolantha ist um ein merkliches freyer geworden, als sie im Winter gewesen ist. Doris scheint den Hals und die Brust mehr zu entblößen, als sie sonst gewohnt war. Rosemunde hat eine höhere Farbe auf die Wangen bekommen, als da es kalt Wetter war. Die sittsame Camilla hat ietzo, in ihrem sonst langsamen Gange, mehr Munterkeit, als ich bisher an ihr bemerket habe. Die ernsthafte Severina lächelt ietzo öfter, als sie pfleget, insonderheit wenn sie gegrüßet wird. Die bescheidene Clelia, die sonst im Gehen auf der Straße gerade vor sich hin zu sehen gewohnt war, läßt ihren Augen ietzo mehr Freyheit, nach allen Seiten herum zu fliegen: und die einsame Vestalis, die sonst in etlichen Wochen nicht gesehen wurde, scheint ietzo eine Wächterinn ihres offenen Fensters geworden zu seyn. Dieses sind nur einige Proben von der sonderbaren Kraft, welche die Frühlingsluft, in den zarten Körpern und Gemüthern des Frauenzimmers, spüren läßt.

Es sey ferne, daß ich in die Zucht und Ehrbarkeit unsers Geschlechtes einiges Mistrauen setzen sollte: ich weiß es gar wohl, daß unsere Schönen mehrentheils Verstand und Tugend besitzen, wodurch sie sich vor allen Reizungen der Jahreszeit in Sicherheit setzen können. Allein weil auch der tapferste Held nicht böse wird, wenn er zu der Zeit, da sein Feind einen Angriff waget, aus dem Schlafe gewecket wird: so werden mirs auch meine werthen Freundinnen nicht übel nehmen, daß ihre Mitschwester sie zur Wachsamkeit aufmuntert, und sie erinnert, die nächsten Monate etwas fleißiger auf der Hut zu stehen, als sonst vielleicht vonnöthen seyn dürfte. Der Feind, den sie zu befürchten haben, streitet sehr unvermerkt wider sie; so daß sie sich vor ihm desto sorgfältiger in Acht zu nehmen haben.

Das wallende Geblüt der Jugend hat ein heimliches Verständniß mit ihm, und beunruhiget sie von innen; wenn die zunehmende Wärme der Frühlingstage ihm von außen, durch manchen sanften und wohlriechenden Wind, neue Nahrung zubläset, und durch seinen stillen Hauch den verborgnen Zunder ihrer Neigungen anfachet. Wie sehr würde sich aber manche beklagen, wenn ihre innerliche Flamme so stark werden sollte, daß sie hernach nicht anders, als mit einer vergeblichen Reue, gedämpfet werden könnte?

Ich habe mich vermuthlich von einer kützlichen Materie so bescheiden erkläret, daß niemand einen Anstoß daran nehmen kann. Verständige werden auch leicht die verblümten Worte so auszulegen wissen, als sie von einer wohlgesitteten Tadlerinn verstanden worden sind. Doch theils einigen, die meine Absicht nicht völlig errathen könnten, ein mehreres Licht zu geben; theils aber auch, durch ein gutes Exempel eines tugendhaften Frauenzimmers, das entgegen gesetzte Laster zu beschämen: so will ich eine Begebenheit erzählen, die ich niemals ohne sonderbare Bewegung gehöret habe; so daß ich von derselben bey meinen Lesern eben die Wirkung hoffen kann, die sie bey mir gehabt hat.

Ein reicher Bürger in einer ansehnlichen reichen Handelsstadt, welcher auf eine ehrbare Weise gelebet, und in gutem Ansehen gestanden hatte, kam durch unglückliche Zufälle ganz zurücke. Leute, die ohne ihre Schuld arm werden, haben eine gewisse Bescheidenheit an sich, welche ihren Mangel begleitet. Diese war auch an unserm unglücklichen Handelsmanne deutlich wahrzunehmen, als er seine Haushaltung in einen Stand setzte, der seiner zunehmenden Dürftigkeit gemäß: da sich ein andrer würde beflissen haben, durch Leihen und Borgen den äußerlichen Schein eines Reichthums zu erhalten, den er doch

in

in der That nicht mehr besessen hatte. Seine Ehegattinn erwies durch ihre gelassene Aufführung, wie vernünftig und tugendhaft sie wäre; und dadurch ward sie ihrem Manne ietzo allererst recht liebenswürdig. Eine andre würde demselben den Verlust ihres Eingebrachten mit unzähligen Scheltworten vorgeworfen haben; diese aber rückte ihm nicht einmal auf, daß sie manche gute Partey seinetwegen ausgeschlagen hatte. Wenn er selbst in ihrer Gegenwart klagte, und seufzete, daß er die allerbeste Ehefrau von der Welt ins Unglück gebracht hätte: so verdoppelte sie alle Zeichen ihrer Zärtlichkeit, um ihn in seiner Verwirrung zu befriedigen. Oft traf er sie zwar, wenn er unvermuthet nach Hause kam, ganz voller Thränen an; sobald sie aber seiner ansichtig wurde, trocknete sie dieselbigen eilends ab, und empfieng ihn mit liebreichen Geberden. Sie suchten beyde alle Ausgaben und Kosten zu vermindern; daher wurden sie eins, ihre älteste Tochter zu einem ehrbaren Manne auf das Land zu geben, welcher eine ihrer vormaligen Bedientinnen geheirathet, und ein kleines Rittergut gepachtet hatte. Dieses junge Frauenzimmer merkte vor ihrer Abreise, wie übel es um ihren Vater stünde: darum bath sie eine ihrer Freundinnen, ihr nach und nach, von dem Zustanded esselben, schriftlich Nachricht zu geben.

Amanda war in der Blühte ihrer Jugend und Schönheit, als sie eine starke Versuchung ausstehen mußte. Der Edelmann, welcher auf der Jagd bisweilen bey seinem Pachter einzukehren gewohnt war, hatte sie kaum einmal gesehen, als er sich aufs heftigste in sie verliebete. Er war sonst ein wohlgearteter Herr; nur vor dem ordentlichen Ehestande hatte er, durch eine üble Auferziehung, einen Abscheu bekommen. Daher fieng er an, der Keuschheit unsrer tugendhaften Amanda nachzustellen: wiewohl er seine Absichten eine Zeitlang zu ver-

bergen wußte. Die unschuldige Creatur, welche ihm nichts böses zutrauete, fand in seiner Person auch was angenehmes und als sie sah, daß seine Neigung täglich stärker wurde, fieng sie sich an mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sie vielleicht durch eine glückliche Heirath dem elenden Zustande ihrer Aeltern wieder aufhelfen würde. Als er sie nun einen Tag besuchte, fand er sie in lauter Thränen schwimmen; denn sie hatte von ihrer Freundinn ein Schreiben erhalten, darinn ihr dieselbe zu wissen that, daß man auf obrigkeitlichen Befehl alle Güter ihres Vaters in Sicherheit genommen hätte. Diese Gelegenheit ergriff der freche Liebhaber, ihr einen verwegenen Vorschlag zu thun. Es ist nicht auszusprechen, was Amanda für Scham empfand, als er ihr seine unehrlichen Absichten entdeckete. Sie sah sich nunmehr in ihrer Hoffnung betrogen und weil sie so viel Kräfte nicht hatte, ihm einen gehörigen Verweis, anstatt der Antwort, zu geben: so entlief sie ihm augenblicklich, und verriegelte sich in ihrer Kammer.

Was der Edelmann durch seine eigene Vorstellung nicht hatte erhalten können, das hoffte er durch den Befehl ihres Vaters zu erlangen, an welchen er einen Brief folgenden Inhalts durch einen Bothen überschickte:

Mein Herr!

So bald ich von eurem Unglücke Nachricht erhalten; habe ich eurer Tochter ein Jahrgeld von 400 Reichsthalern angebothen; wofern sie sich in meinem Hause aufhalten will. Ja ich will auch die Geldsummen zahlen, derer ihr bedürftig seyd, euch aus eurem verdrießlichen Zustande zu helfen. Ich sage es frey heraus, daß ich nicht gesonnen bin, sie zu ehlichen: wofern ihr aber klug seyd, so werdet ihr durch das Ansehen, welches ihr bey eurer Tochter habet, ihr auferlegen, nicht viel Wesens zu machen; sondern vielmehr die Gelegenheit zu ergreifen, die sich ietzo darbiethet, euch wieder in einen guten Stand zu setzen, und sich selber glücklich zu machen. Ich bin ꝛc.

Von

Von ohngefähr fiel dieser Brief in die Hände ihrer Mutter, die ihn mit Neugierigkeit erbrach, allein mit so vielem Verdrusse als Entsetzen durchlas. Sich gegen den Bothen darüber zu erklären, das befand sie nicht für rathsam; darum bath sie ihn, wieder zu kommen, und einen Brief an ihre Tochter abzufodern, den sie folgendermaßen abgefasset hatte:

Allerliebstes Kind!

Dein Vater und ich erhalten ein Schreiben von einem Edelmanne, welcher vorgiebt, daß er in dich verliebt sey. Er spottet unsers Unglücks durch den Vortrag, den er uns thut; der uns aber, im Falle, daß wir ihn annehmen sollten, in einen noch elendern Zustand setzen würde. Wie hat sich dieser Barbar einbilden können, daß der allerliebreichste Vater, und die allerzärtlichste Mutter von der Welt, fähig seyn könnten, ihr allerliebstes Kind dem Schimpfe und der Schande zu überlassen, um sich selbst dadurch aus der Noth zu helfen? Das ist eine grausame Verwegenheit, uns ein solches Laster zuzumuthen, und sich einzubilden, daß die Noth uns zu allem zu bringen vermögend sey! Wir verlangen mit Nachtheil unserer Ehre, oder Verletzung unsers Gewissens keinen Bissen Brod zu essen; und derowegen auferlegen wir dir, die Netze, die man deiner Keuschheit leget, auf das sorgfältigste zu vermeiden, und nicht im allergeringsten auf unsern Zustand zu sehen. Sey nur über unser Unglück nicht gar zu empfindlich. Es steht noch so übel nicht mit uns, als man dir berichtet hat. Mit Gottes Hülfe soll alles wieder gut werden! und ich werde dir bald bessere Zeitungen schreiben können.

So weit hatte ich geschrieben, als iemand an die Thür klopfete, und mich veranlassete, die Feder niederzulegen. Ich weiß nicht, durch was für eine heimliche Bewegung ich dir sagte, daß unsere Sachen bald ein andres Ansehen gewinnen würden: und siehe, man bezahlet mir eine alte Schuld, die wir schon verloren gegeben hatten. Ach liebstes Kind! ich will dir alles entdecken. Ich habe etliche Tage her keinen Pfennig in Händen gehabt, und mußte alles, was

ich aufbringen konnte, deinem armen Vater hingeben. Ohne Zweifel würdest du bitterlich weinen, wenn du wüßtest, wo er sich ietzo befindet. Aber glaube nur, daß er bald wieder frey werden wird. Dieser abscheuliche Brief deines Liebhabers würde ihm den Tod verursachet haben, wenn ich ihn nicht seinen Augen entzogen hätte. Ich habe keine andre Gesellschaft um mich, als mein kleines Sophiechen; welche mich immer ansieht indem ich schreibe, und mit heißen Thränen nach ihrer lieben Schwester fraget. Sie bildet sich fest ein, daß du krank seyn mußt; weil sie merket, daß ich deinetwegen bekümmert bin. Denke aber nicht, daß ich mein Elend hier deswegen beschreibe, um dich dadurch zu betrüben: nein, das ist meine Absicht nicht. Ich will dich nur ermahnen, daß du dasselbe nicht vollends unerträglich machen sollst, durch eine so schändliche Gefälligkeit gegen einen viehischen Menschen, die tausendmal ärger ist, als alles Unglück, was uns widerfahren kann. Laß uns doch diese Probe herzhaft überstehen! wir haben uns ja dieses Unglück nicht selbst auf den Hals gezogen. Erinnere dich indessen, daß das unsichtbare Wesen im Himmel uns auf eine bessere Weise erretten kann, als durch die Aufopferung deiner Ehre. Gott behüte mein liebes Kind vor aller Versuchung! Ich bin x.

Ob gleich der Bothe des Edelmanns diesen Brief dem jungen Frauenzimmer zu geben versprach: so stellte er ihn dennoch seinem Herrn zu; in Hoffnung, daß sich derselbe ein Vergnügen machen würde, ihr denselben persönlich einzuhändigen. Aus ungeduldiger Begierde, den Entschluß auf seinen Vortrag zu wissen, erbrach der Herr das Siegel selbst und las ihn heimlich durch. Wie empfindlich ward er aber gerühret, und in was für eine Verwunderung gerieth sein Gemüth, als er ein so lebhaftes Bild einer beleidigten Tugend darinnen erblickte, und ganz deutlich sah, daß man sein Anerbiethen so großmüthig ausgeschlagen? Nach vielen Gedanken über eine so unvermuthete Sache entschloß er sich endlich, den Brief nicht zu unterdrücken; darum versiegelte er ihn von neuem, und verfügte

sich

sich zu seiner geliebten Amanda, ihr denselben zu überliefern. So sehr er auch bey ihr Ansuchung that, vor sie gelassen zu werden: so beständig schlug sie ihm dieses ab; bis sie endlich hörete, daß er einen Brief von ihrer Mutter an sie zu bestellen hätte. Doch er gab ihr denselben nicht anders, als mit der Bedingung, ihn in seiner Gegenwart zu lesen. Sie ließ sich solches gefallen, und er sah sie indessen mit unverwandten Augen an: so daß er auch die allergeringsten Minen bemerken konnte. Die heftigen Gemüthsbewegungen, die in der Amanda beym Durchlesen eines so herzrührenden Schreibens entstunden, gaben ihrer Schönheit neue Reizungen; und als sie sich endlich der Thränen nicht länger enthalten konnte, war auch der Edelmann nicht vermögend, die seinigen zu hemmen. Er gestund ihr frey heraus, daß er diesen Brief bereits gelesen habe, und setzte mit vielen Kennzeichen der Aufrichtigkeit hinzu, daß er ietzo fest entschlossen wäre, seinen vorigen Fehler gut zu machen. Meine Leser werden sich nicht verdrießen lassen, auch den andern Brief zu lesen, den er an ihre Mutter abgelassen.

Wertheste Gönnerinn!

Ich bin ganz verwirret, und werde mir meinen groben Fehler selbst niemals verzeihen können; wofern ich, wegen meines letztern Briefes, von Ihnen keine Vergebung erlange. Es ist meine Absicht niemals gewesen, die Betrübten noch mehr zu betrüben; und wenn Sie mich vorhin gekannt hätten, so würde ich niemals solchen Fehler begangen haben, den ich, wo Gott will, zu verbessern suche, indem ich von nun an den Namen ihres Sohnes annehme. So lange Amanda ihre Tochter ist, kann es ihnen unmöglich anders als glücklich gehen. Und wahrhaftig! dafern es nur in meinen Kräften steht; so sollen sie aufs eheste aus ihrem ietzigen Unglücke befreyet werden. Ich bin rc.

Diesen Brief überschickte er durch seinen Verwalter, und bald darauf begab er sich selbst in die Stadt, seinen Schluß zu vollziehen. Durch seine Freygebigkeit und wirkliche Hülfe ward der Vater seiner Geliebten in den Stand gesetzt, daß er seinen verfallenen Handel wieder herstellen konnte. Mit einem Worte, er heirathete die Amanda, und erlangte dadurch ein zweyfaches Vergnügen: einmal, weil er einer ehrbaren Familie voll guter Eigenschaften wieder aufgeholfen hatte; sodann aber, weil er sich selbst, durch eine wohlgetroffene Vermählung, in einen glücklichen Stand gesetzet, und an seiner eignen Person erfahren hatte, wie schnell die Wirkung der Tugend auch an untugendhaften Seelen sey; im Fall dieselbe nicht boshaftig unterdrücket wird.

Calliste.



Das

***

Das XVII Stück.

Den 25 April, 1725.

Canitz.

Ein Tollhaus, da man sich durch manche Narren drängt,
Von denen einer singt, der andre Grillen fängt.

Bey Durchlesung derer Briefe, womit wir, unserer wöchentlichen Schriften halber, die Zeit her beehret worden, finden wir ohngefähr einen, der bereits vor dreyen Monaten geschrieben, aber von uns bishero ganz und gar vergessen, vielweniger beantwortet worden. Die gütige Verfasserinn desselben wird uns diese Unachtsamkeit dießmal vergeben, und zufrieden seyn, wenn wir ihn nur ietzo hier einrücken, da er vermuthlich an ihrem Orte seine Wirkung besser zeigen wird, als wenn er vor etlichen Wochen darinnen gestanden hätte, und also um diese Zeit schon ins Vergessen gerathen seyn würde. Er lautet also:

Billige Tadlerinnen!

Ich weiß es zwar noch nicht, ob ihr es erlaubet, daß sich ein Frauenzimmer bisweilen in Comödien finden lasse: doch wage ich es ietzo, euch meinen Verdruß zu klagen, der mir bey solcher Gelegenheit erwecket worden. Ich gestehe es euch frey heraus, daß mich die unserm Geschlechte anklebende Neugierigkeit verleitet hat, die sächsischen deutschen Hofcomödianten, welche sich diese Messe über bey uns aufgehalten haben, zu besuchen, und den Streit zwischen Ehre und Liebe, oder den sogenannten Cid, vorstellen zu sehen. Man hatte mir eine Zeit her von diesem Meisterstücke des berühmten Corneille so viel Rühmens gemachet, daß ich meiner Begierde,

gierde, ein so vollkommenes theatralisches Stück zu sehen, nicht länger widerstehen konnte. Da ich aber dergestalt zum erstenmale den Schauplatz besuchete, so war es kein Wunder, daß ich der rechten Zeit verfehlete, und so spät hinein kam, daß ich schon alles voller Zuschauer fand. Mein Begleiter verschaffte mir zwar einen Stuhl, darauf ich sitzen sollte; allein wir waren so weit von dem Schauplatze entfernet, und rings um uns mit so vielen Mannspersonen umgeben, daß ich nichts als den obersten Boden des Saales sehen konnte. Insonderheit hatte sich recht vor mich eine lange und starke Person gepflanzet, welche sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, daß sie einem Frauenzimmer den Rücken zukehrete. Mein Begleiter mochte nicht Herzhaftigkeit genug haben, ihn durch sein Zureden zum Ausweichen zu bewegen: darum suchte ich selbst, durch die gelindesten Mittel, mich von diesem Uebel zu befreyen. Ich setzte meine Bequemlichkeit im Sitzen beyseite und stund auf. Allein meine Schildwache war mir zu hoch, und ich konnte ihr nicht über die Schulter sehen. Ich neigte mich bald nach einer, bald nach der andern Seite; allein sie war so breit vom Leibe, daß auch diese Bemühung, den Schauplatz zu erblicken, vergeblich war. Denket nicht, wertheste Tadlerinnen, daß er mein Verlangen nicht gemerket, oder gar nicht gewußt habe, wer hinter ihm gesessen? Nein, er sah sich oft herum, und ohngeachtet ich ihm mit einer freundlichen Mine und einer kleinen Beugung des Leibes, um zwischen ihm hin zu sehen, mein Begehren gnugsam zu verstehen gab; so kehrte sich doch mein Colossus mit einer gravitätischen Geberde wieder um; und ich mußte mirs gefallen lassen, mit diesem einfältigen Spectakel seiner Ungeschicklichkeit vorlieb zu nehmen. Wie schlecht sein unartiges Verlangen anderen höflicheren Personen, die neben und hinter mir stunden, gefallen habe, das konnte ich daraus schliessen, daß sie unter einander über diesen Grobian ihr Gelächter hatten. Einer, der mit dabey stunde, mußte ihn wohl mehr als die andern kennen; denn ich hörete, daß er ihm einige lateinischen Worte zurief! Cur tua sic teneris das &c. welche ich gerne ganz hersetzen wollte, wenn ich nicht das Ende vergessen hätte. Allein auch dieses war vergebens. Meine Schildwache warf den Kopf in die Höhe, und wich keinen Fuß breit von ihrer Stelle.

Ihr,

Ihr, wertheste Tadlerinnen, habt euch bey jungen Leuten schon in ein solches Ansehen gesetzet, daß ihr ihnen dergleichen unanständiges Verfahren gegen Frauenzimmer am nachdrücklichsten verweisen könnet. Thut es derowegen in einem eurer Blätter, und wisset, daß euch hier in Leipzig unzählige Personen eures Geschlechts dafür danken werden. Denn auch denen, die ganz nahe, und in der ersten Reihe vor dem Schauplatze sitzen, pflegen unsere jungen Herren dergleichen Verdruß zu erwecken, wenn sie sich vor sie hinstellen, und ihnen fast den halben Himmel verdecken. Ich schweige von der ungezogenen Aufführung derer jenigen, die den armen Lichtputzer mit unendlichen ganz niederträchtigen und abgeschmackten Schmähworten bewillkommen, so bald er sich sehen läßt; oder zwischen den Handlungen des Schauspiels mit den Füßen ein Donnerwetter nach dem andern erregen; oder auch selbst ungescheut auf den Schauplatz treten, und die Zahl der Comödianten wider ihren Willen vermehren. Dieses werdet ihr ohnedieß als solche Fehler vorzustellen wissen, die sich am allerwenigsten für diejenigen schicken, welche auf Akademien, nicht nur in Künsten und Wissenschaften, sondern auch in guten Sitten zunehmen sollen. Niemand wird euch aber größern Dank dafür wissen, als

Eure

Leipzig, den 16 Jenner,
1725.

treue Verehrerinn
Eburina.

Wir erkennen es mit der größesten Ergebenheit, daß eine so geschickte Person in dero erlittenem Verdrusse ihre Zuflucht zu uns hat nehmen wollen. Wir wissen zwar die Beschaffenheit des Schauplatzes und andere Anstalten dabey in Leipzig nicht; können doch aber so viel daraus schließen, daß die Einrichtungen nicht gar zu sonderlich seyn müssen. Auf wen es ankomme, dieselbigen zu verbessern, das ist uns gleichfalls unbekannt: also bleibt nichts mehr übrig, als den Zuschauern eine Gefälligkeit gegen einander, und insonderheit

gegen

gegen das Frauenzimmer, anzupreisen. Wir hätten es uns nicht eingebildet, daß die dasige studierende Jugend, die ihrer Artigkeit halber allezeit gerühmet worden, zu solchen Klagen über sich Anlaß geben sollte. Doch was vielleicht einer oder der andre Neuling thut, das muß man nicht allen ohne Unterscheid aufbürden. Wohlgesittete Leute werden ein solches unartiges Wesen nicht an sich ziehen.

Was die Comödien überhaupt anlanget, so scheint es uns, daß sie so gar nicht zu verwerfen sind. Denn so viel wir aus dem Durchlesen einer oder der andern französischen Comödien urtheilen können: so werden darinnen die Laster und übelen Gewohnheiten der Menschen lächerlich gemacht; der Nutzen und Schaden, der daraus erwachsen kann, wird sehr lebhaft vorgestellet, und die Zuschauer, die damit vielleicht behaftet sind, werden bewogen, sich derselbigen zu entledigen; indem sie besorgen müssen, eben so auslachenswürdig zu erscheinen, als die lasterhaften Personen auf dem Schauplatze gewesen. Wer nur die allergeringste Ehrliebe bey sich hat, der kan dieses unmöglich erdulden, und es ist ihm unerträglich, wenn er anderen zum Gelächter werden soll. Darum machen diese Vorstellungen einen sehr tiefen Eindruck in seinem Gemüthe, und sind oft kräftigere Bewegungsgründe, vom Bösen abzustehen, als die besten Vernunftschlüsse eines Sittenlehrers. Das bloße Durchlesen einiger Schauspiele hat uns hievon schon überführet: und was wird nicht die sichtbare Vorstellung durch lebendige Personen für Kraft haben; wenn sie der Natur gemäß, das ist, ungezwungen, munter, und nach Beschaffenheit desjenigen Characters, den sie ausdrücken sollen, von den spielenden Personen geschieht. Doch weil das meiste auf diejenigen ankömmt, die Comödien schreiben: so wäre es rathsam, daß sie

1. Sich

1. Sich vornehmen möchten, lauter solche Laster und Tugenden abzuschildern, die im gemeinen Leben, unter Leuten von allerley Ständen, häufig vorzukommen pflegen. Denn was königliche und fürstliche Personen anlanget, die in den sogenannten Haupt- und Staatsactionen vorgestellet werden: so ist es zwar gewiß, daß der gezwungene Glanz ihrer Kleidungen, und der Pracht ihrer Hofstatt, die Augen des untersten Pöbels sehr blendet: allein denen, die etwas besser urtheilen, muß dieses ganze Wesen lächerlich und ungereimt vorkommen. Die harten Zufälle, die regierenden Häuptern und anderen Standespersonen begegnen, können zwar in beweglichen Trauerspielen zu Erregung des Schreckens und Mitleidens vorgestellet werden: aber alsdann brauchet man die Narrenpossen eines Harlekins nicht dabey; die gleichwohl von schlechten Comödianten immer eingemenget werden.

2. Sollte man nicht unnöthige Verwirrungen in den Schauspielen erdenken, um die Zuschauer aus einem Labyrinthe in den andern zu stürzen. Die Verkleidungen, Auswechselungen der Kinder, und Ermordungen sind so seltsam im gemeinen Leben, daß sie sich fast niemals zutragen. Darum merket es der Zuschauer gleich, daß er bloße Fabeln und Hirngespinnste, nicht aber den gemeinen Lauf der Welt sieht. Er hält alle solche Vorstellungen entweder für unmöglich, oder doch für unwahrscheinlich; folglich haben sie in seinem Herzen keine Kraft. Dahin gehören die Vorstellungen des Affects der Liebe, den man insgemein so unsinnig werden und so heftig rasen läßt, als, Gott Lob! nirgends unter uns geschieht.

3. Endlich sollte man billig in einem ieden Schauspiele, entweder ein Laster, oder eine Tugend, vorstellig machen: aber dergestalt, daß man bey jenem allezeit das darauf folgende Verderben und Unglück, als eine Strafe desselben; bey dieser hingegen die darauf folgenden Glücksfälle und übrige

Wohl-

Wohlfahrt, als ihre Belohnung, bemerken könnte. Geschieht dieses nicht, so wird ein Schauspiel entweder unnützlich, oder schädlich: so wie es im Gegentheile keinen geringen Nutzen haben würde, wenn es allezeit so moralisch eingerichtet wäre.

Ich enthalte mich, mehrere Regeln der gesunden Vernunft von Comödien hieher zu setzen, weil wir bey uns davon nichts wissen, und die Einwohner unsrer Stadt auch hierbey schon einen Ekel werden empfunden haben. Diesen zu vertreiben, will ich ihnen sagen, daß wir auch bey uns Comödien gnug haben, wenn wir nur darauf Acht haben wollten. Sie werden insgemein an Sonn- und Festtagen, und zwar ganz öffentlich, gespielet, so daß ein ieder ohne Entgelt zuschauen kann. Ich habe sonderlich drey Schauplätze bemerket, wo dieselben aufgeführet werden. Der eine ist vor der Marktkirche, der andere ist vor der Ulrichskirche, und der dritte auf dem Berge neben der Schulkirche. Die Personen, welche daselbst auftreten, sind fast lauter junge Mannspersonen und Frauenzimmer; davon jene mehrentheils stille stehend, diese aber gehend ihre Rolle spielen, indem sie aus den Gotteshäusern kommen und sich nach Hause verfügen. Und dieses geschieht ordentlich des Tages zweymal, welches auf anderen Schauplätzen was ungewöhnliches ist.

Man wird mich vielleicht auslachen, daß ich keinen bessern Begriff von einer Comödie habe, als diese kurze Nachricht zu verstehen giebt: allein ich glaube, daß ich meinem Satze keinen geringen Schein geben kann. Man sage mir, was ist eine Comödie? Ist sie nicht eine Vorstellung menschlicher Thorheiten, die durch lebendige Personen geschieht? Und findet sich nicht dieses vor unseren Kirchthüren auf das allergenaueste? Was für Eitelkeiten bekömmt man nicht zu sehen? Wie lebhaft werden dieselben nich vorgestellet?

stellet? Die meisten Personen, die man auftreten siehet, sind in der That so gesinnet, wie sie sich stellen; welches also weit natürlichere Handlungen verursachet, als wenn sich die anderen Comödianten verstellen müssen. Es giebt hier stumme, es giebt auch redende Personen. Und ob gleich das Frauenzimmer mehrentheils zu den ersten gehöret; so verrichten sie doch mit ihren Geberden, Augen und Minen, oftmals eben die Wunderdinge, die vormals, an den sogenannten Mimis der lateinischen Schauplätze in dem alten Rom, bewundert worden. Sie wissen alle Affecten, als Zorn, Hochmuth, Verachtung, Liebe, Verdruß, Haß, Sprödigkeit, und unzählige andere Gemüthsneigungen, so deutlich vorstellig zu machen, daß ich mich oft gewundert habe, wie eben dieselbe Doris, welche diesem zur rechten Hand einen lieblichen Blick, zum Zeichen ihrer Gewogenheit, gab, dem andern zur Linken eine so zornige Gesichtsbildung wies, daß er davor erschrack. Und solcher Meisterinnen giebt es auf unseren Schauplätzen nicht wenige, von welchen die beste Comödiantinn noch etwas absehen könnte.

Was die Mannspersonen anlangt, so stellen sich insgemein etliche zusammen in einen Kreis; und zwar an einem Orte, wo sie von ihren vorbeykommenden Schönen ihre Schicksale erwarten wollen. Dieses ist etwas comödiantenmäßig geredet; allein so wird auf diesem Schauplatze oft gesprochen. Einige von diesen Kreisen scheinen auch nur bloße Zuschauer abzugeben. Sie rathschlagen und urtheilen von allen Aufzügen der spielenden Personen, nach Gutbefinden, und nachdem ein ieder gesinnet ist: deswegen pflege ich sie unsere Kreisräthe zu nennen. Insonderheit geht es über das Frauenzimmer her. Diese, sagt man, könnte eine Prinzeßinn, jene kaum eine Bauermagd vorstellen. Diese ist zu frech, jene zu gezwungen, und noch eine andre

zu schläfrig in allem ihrem Wesen. Der eine macht Glossen, daß sein Landsmann einen freundlichern Anblick bekommen, als er selbst; und der andre lachet ihn aus, daß er sich dieses verdrießen läßt. Bald tadelt man die Stellungen des Leibes, bald die Art, wie diese oder jene das Haupt träget; bald die Cadanz, indem die dritte ihren Knickfuß machet. Dem einen scheint die Mode nicht sonderlich neu zu seyn; dem andern geht Corinna nicht bloß genug: und von Flavien heißt es oft, daß sie der gelben Blumen an der Brust leicht entrathen könne, da dieselbe schon von Natur mit dieser Farbe pranget. Man erzählet sich auch bisweilen lustige Historien, nach Veranlassung der vorbeyziehenden Personen, die aber nicht alle von gleicher Glaubwürdigkeit seyn mögen. Endlich so verändern einige Kreise in kurzer Zeit ihren Ort, bald nehmen sie auf diesem, bald auf jenem Schauplatze ihren Auftritt. Und dieses ist dasjenige, was ich von unseren hällischen Comödien zu sagen gehabt habe.

Am besten hat mirs gefallen, wenn ich zuweilen gehöret habe, daß man in den erwähnten Kreisen auch der Tadlerinnen gedacht. Ich gieng einmal nahe bey einem derselben vorbey, und da hörte ich sagen: Sollte auch diese etwa eine von den Tadlerinnen seyn? Es könnte leicht seyn, versetzte der andre, allein man hat sie mir schon anderwärts gewiesen. Ein andermal hörte ich auf ein Frauenzimmer, die mit mir zugleich aus der Kirche kam, sprechen: Bruder siehe, das ist die verschmitzte Callisste unter den Tadlerinnen. Und mir war bange, daß man vielleicht hinzu setzen würde, daß ich die Phyllis wäre. Ich habe sonst einen Streit gehöret, ob wir alle drey in eine, oder in verschiedene Kirchen giengen? Man war sehr uneins darüber. Allein diesen Zweifel zu benehmen, so dienet zur Antwort, daß wir in alle drey

oben

oben benannte Kirchen, und zwar wechselsweise, gehen; damit man uns nicht auskundschafte. Es ist aber alle Sonntage in ieder Kirche eine von uns anzutreffen. Daher können wir alles, was von Fehlern junger Leute vorgeht, wahrnehmen, und es wird uns nicht leicht etwas verborgen bleiben. Wir halten auch sonst unsere Spions, und versichern alle, die kein gut Gewissen haben, daß wir ihrer Eitelkeiten nicht schonen, sondern sie bey Gelegenheit mit lebendigen Farben abmalen werden. Wollen sie sich also nicht öffentlich von iedermann auslachen lassen; so mögen sie sich vor Fehlern hüten. Diese Nachricht wird ihnen vielleicht nützlicher seyn, als wenn wir ihnen zu wissen gethan hätten: ob wir in der Ulrichsstraße, am Schulberge, am Steinthore, bey den Barfüßern, oder am Markte wohnten?

Phyllis.



Das XVIII Stück.

Den 2 May, 1725.

Philander von der Linde.

Sie weiß es auf ein Haar, wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird; und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Courtisan den Handel aufgesagt.

Wer bedenkt es wohl unter uns, was die Zunge für ein unschätzbares Glied des menschlichen Körpers sey? Ohne dieselbige könnten wir nicht reden: ohne die Rede aber würde der Mensch, auf gewisse Weise, kein Mensch mehr bleiben. Die Gesellschaft ist das sichtbarste Stück, dadurch wir uns von unvernünftigen Thieren unterscheiden. Wo sieht man die Affen, die doch die größte Aehnlichkeit mit uns haben, Dörfer, Flecken und Städte unter sich ausmachen? Giebt es unter ihnen Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen? Ist wohl einer dem andern, in Erlangung desjenigen, was er zu seiner Erhaltung nöthig hat, behülflich? Oder sorget nicht vielmehr ein ieglicher für sich allein? So würden wir Menschen es auch machen, wenn wir nicht reden könnten. Sogar die Vorsorge der Aeltern für ihre Kinder würde sich nicht weiter erstrecken, als bis dieselben aus eignen Kräften sich mit einigen Kräutern, Früchten und Wurzeln versorgen könnten, wie man es an anderen Thieren wahrnimmt. Da würde kein Lehren, kein Unterrichten der Einfältigen, und Unwissenden mehr statt finden. Die Vernunft selbst, das alleredelste,

was wir besitzen, würde gleichsam begraben liegen und verwildern, wenn sie nicht durch das Zureden der Alten in den Kindern erwecket würde. Man hat dieses an den Exempeln gesehen, wo wilde Leute in Wäldern gefunden worden. Weil sie in ihrer zärtesten Kindheit durch unglückliche Zufälle aus der Gesellschaft der Menschen gekommen, unter lauter Bestien aufgewachsen, und also nicht die geringste Anleitung gehabt haben, ihren Verstand zu gebrauchen: so sind sie so unvernünftig und dumm, als die anderen Thiere, gewesen. Und ob sie gleich mit der Zeit, wiewohl sehr langsam, reden gelernet, und dadurch von dem in ihnen befindlichen vernünftigen Geiste eine deutliche Probe abgeleget: so haben sie doch von ihrem vorigen Zustande eben so wenig Nachricht zu geben gewußt, als wir alle geben können, wenn man uns fraget, was wir in Mutterleibe, oder in dem ersten halben Jahre unsers Lebens, gedacht und gethan haben.

So nöthig nun die Sprache zum Gebrauche der Vernunft ist; so nützlich und unentbehrlich auch dieselbe zur menschlichen Gesellschaft ist: um so viel mehr sollten wir unsere Zunge hoch schätzen; um so viel sorgfältiger sollten wir auf ihren rechten Gebrauch und Misbrauch Acht haben. Reden können wir alle: klug und vernünftig aber reden, können die wenigsten. Wir müssen auch alle reden; aber wenn wir nur alle das rechte Maaß zu halten wüßten, daß wir nicht zu viel redeten! Ich sage mit Bedacht, zu viel: denn diejenigen, die zu wenig reden, sind so seltsam unter uns, als die weißen Raben.

Mein Leser, du magst wohnen in welcher Landschaft, in welcher Stadt, und in welchem Flecken du willst: so wirst du an deinem Orte eine gewisse Weibsperson antreffen, die ich die Gassenfama nennen will. Sie trägt zwar

keine Trompete in Händen; aber sie bedarf auch keiner. Ihr bloßer Mund kann mehr ausrichten, als zehn Trompeten. Sie hat zwar keine Flügel; allein ihre Füße sind von außerordentlicher Geschwindigkeit. Keine Straße in der Stadt ist ihr zu entlegen, kein Haus ist ihr zu sehr entfernet: im Augenblicke kann sie da seyn, und wieder zurücke kommen. Sie kennet die Einwohner sowohl, als die Fremdlinge. Sie könnte dir ein vollständiges Register von allen Manns- und Weibsbildern geben; und noch dazu melden, welche unter ihnen verheirathet oder in ledigem Stande; jung oder alt; reich oder arm; gesund oder krank sind. Man kann sich nicht zur Ader lassen; ja was noch mehr ist, man kann nicht den Schnuppen haben, oder einmal husten, so weiß sie es schon. Kurz zu sagen, ihr Kopf ist ein allgemeines Tagebuch von allem, was an ihrem Orte vorgeht.

Bey dergleichen Kundschaft nun, und bey so vielem Wissen, ist es kein Wunder, daß diese allwissende Frau Gassenfama auch sehr viel zu reden hat. Wie es Leuten von schwachem Verstande insgemein geht, daß sie alle ihre Gedanken mit Worten aussprechen müssen; und wenn sie nicht reden, auch nicht viel gedenken können: so geht es ihr gleichfalls. Die Gelehrten haben lange eine immerwährende Bewegung zu erfinden getrachtet; an ihrer Zunge aber könnte man sie gewiß wahrnehmen; wenn nicht die Nacht ihrem Geschwätze etliche Stunden Einhalt thäte. Des Morgens hat sie die Augen noch nicht recht offen, wenn sich ihre Stimme schon mit Erzählung ihrer Träume hören läßt. Dann folgen die Auslegungen, die sie sich, als eine gute Prophetinn, machet. Hernach gehen ihre Urtheile über alle Einwohner ihres Ortes an. Sie bekümmert sich um alles, sie sorget für alles, sie bringet auch alles, was sie weiß, unter die Leute. Und damit hat

sie den ganzen Tag so viel zu thun, daß ihr der Abend mehrentheils, wider ihren Willen, auf den Hals kömmt. Denn wenn der Tag noch zwölf Stunden länger wäre, als er ist; so hätte sie nicht Zeit genug, alle ihre Zeitungen einzuziehen, und wieder auszuposaunen.

Fraget man, was diese Frau zu einer solchen Gassenfama gemacht hat, und wie es gekommen ist, daß sie sich auf eine so mühsame Beschäfftigung geleget, neue Zeitungen zu sammlen, und dieselben unter die Leute zu bringen; so kann man verschiedenes antworten. Anfänglich kann sie wohl von Natur ein lehrbegieriges Gemüth gehabt haben. Eine üble Auferziehung hat diese gute Eigenschaft erstlich in eine Neugierigkeit, und endlich in einen Vorwitz, alles wissen zu wollen, verwandelt. Denn da man ihr in der Jugend nichts nützliches vorgegeben, womit sie ihren Verstand beschäfftigen, und ihre Begierde zu lernen, hätte befriedigen können: so ist sie auf geringschätzige, niederträchtige, unnütze und schädliche Dinge verfallen. Sie hat angefangen, sich mehr um das Thun und Lassen ihrer Nachbarn, als um ihr eigenes Verhalten, zu bekümmern; und daraus ist endlich eine Gewohnheit geworden. Noch mehr ist dieselbe gestärket worden, als sich eitele Personen gefunden, die sich ein Vergnügen gemacht haben, die vielwissende Gassenfama ihre Zeitungen erzählen zu hören. Man hat sie bald hier, bald da ins Haus gerufen, und sie mit großem Eifer um etwas Neues befraget. Man hat, um sie auf etwas zu bringen, ihr zuvor angefangen, von einem oder dem andern eine besondere Begebenheit zu vertrauen, mit der Frage: Ob sie es noch nicht wisse? Und mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß sie es niemanden wieder sagen solle. Da hat sie nun die Schätze ihres Gedächtnisses eröffnet. Ihre fertige Zunge hat sie nicht so leicht stecken gelassen. Ihre lebhafte Einbildungskraft

ist auch immer beherzter geworden, bald hier bald da einen Umstand zu erdichten, damit doch die Geschichte ein wenig wunderwürdiger herauskommen möchte. Endlich hat sie angefangen, bloße Muthmaßungen für gewisse Wahrheiten auszugeben; und sich also angelegen seyn lassen, in ihrer Kammer (wofern sie in derselben iemals anzutreffen ist) neue Zeitungen zu machen, wenn gleich in der ganzen Stadt keine einzige vorgegangen wäre.

So bald sie aus einem ihrer bekannten Häuser davon gegangen ist, kömmt sie ins andre. Ihre vorigen Schätze hatten sich vermehret, weil sie etwas Neues vernommen hatte, welches sie vorhin noch nicht gewußt. Hier kann sie sich mit dieser Zeitung breit machen. Sie erfährt wiederum etwas anders. Sie trägt es ins dritte, vierte und fünfte Haus. Das ist ihre Arbeit, das ist ihre Freude; und so vergeht ihr der ganze Tag.

Meynet man, daß ihre Zeitungen alle von Wichtigkeit sind: so betrüget man sich. Sie erzählt, was dieses oder jenes Frauenzimmer vergangenen Sonntag für ein neues Band, für einen veränderten Putz, gehabt. Sie berichtet mit einer ernsthaften Mine, wie des Nachbars Jungfer Tochter solche grobe Spitzen an den Aermeln trage. Sie fängt an zu seufzen, wenn sie Nachricht geben will, wie eine von ihren Gönnerinnen sich mit der Nadel in den Finger gestochen; und setzet hinzu, es sey zu besorgen, daß ein gefährlicher Schade daraus entstehen werde. Sie erzählt ferner der neugierigen Lisette, wie viel Anbether ihre Gegnerinn Pulcheria habe, und wie oft sie von einem ieden beschenket werde. Sie weiß die Lebensläufe aller dieser Buhler. Sie weiß, welcher ihr am gefälligsten ist. Sie weiß, welcher ihr treu, oder untreu ist, beständig bleiben, oder abtrünnig werden wird. Dem

einen zählt sie nicht mehr als zehn Courtesien auf dem Finger her. Hier hat er etlichemal ins Fenster gegrüsset; dort ist er einmal aus dem Hause gekommen. Diese hat er gesehen aus der Kirche gehen; jene hat er einmal in Gesellschaft gerühmet. Bald ist er in dieser Familie bekannt, und bald hat er in jenem Hause ein halb Jahr gewohnet. u. s. w. Und auf solchen sicheren Gründen beruhen alle ihre Zeitungen, die sie doch mit tausend Eidschwüren zu bekräftigen gewohnt ist.

Ich kann leicht denken, daß hier meine Leser von männlichem Geschlechte triumphiren werden; weil ich selbst die Schwatzhaftigkeit, und das plauderhafte Naturell meines Geschlechtes so lebhaft abgemalet habe. Allein ich lasse mich nichts irre machen. Die Partenligkeit habe ich niemals geliebet. Was wahr ist, das werde ich nicht leugnen; wenn es gleich mir selbst keine Ehre bringen sollte. Das weibliche Geschlecht ist freylich mit diesem Fehler mehr, als die Mannspersonen, behaftet. Woher kömmt das aber? Wir haben mehr müßige Stunden, als die Männer. Ja wenn wir gleich womit beschäfftiget sind: so erfordert doch unsre Arbeit so viel Nachsinnens nicht, daß wir nicht zu gleicher Zeit schwatzen könnten. Das Gemüth will allezeit womit beschäfftiget seyn. Wenn es derowegen durch seine Geschäffte nicht genugsam eingenommen ist: so sucht es, entweder in ausschweifenden Gedanken, oder in Gesprächen, einen Zeitvertreib. Dazu sind nun solche Gassensamen sehr behülflich. Sie werfen Funken in den vorhin schon fertigen Zunder, und erhalten nachmals das Feuer der Neugierigkeit und Schwatzhaftigkeit in beständigem Wesen.

So aufrichtig ich aber den Fehler meines Geschlechtes gestehe: so wenig dörfen die Männer sich ganz davon

ausnehmen. Meynen sie denn, daß es nur unter ihnen keine solche Zeitungsträger und Wäscher giebt? Loquax, ein großer Plauderer, hat mich eines andern belehret. Ich habe mich anfänglich gewundert, daß er allenthalben so beliebt ist, daß ihn vornehme Leute in ihrer Gesellschaft leiden, und einige fast ohne ihn nicht leben können. Denn da er sonst in seiner Person und Art, mit Leuten umzugehen, nichts angenehmes hatte: so befremdete es mich desto mehr, daß er, bey verschiedenen Gattungen von Leuten, nicht längst ein Scheusal geworden war. Als ich ihn aber etwas genauer kennen lernete, habe ich die Ursache leicht entdecken können. Er ist auch einer von denen, welche mit vielen Worten sehr wenig sagen. Er hat einen Ueberfluß neuer Zeitungen; und alles, was in der Stadt vorgehet, das vereiniget sich in seinem Gehirne, als in einem Mittelpunkte. Wo er in Gesellschaften kömmt, da führet er das Wort. Man fraget ihn nur: was neues vorgehe? so ist seine Antwort kaum in einer Stunde aus. Es scheint nicht anders, als ob er ein Register vor sich hätte, daraus er alles herläse. Man frage ihn: was in den entlegensten Winkeln der Stadt vorgehet? er wird es wissen. Forschet, wie sich jener Mann mit seiner Frau begehe? er wird eine Nachricht davon geben. Man stelle sich begierig, zu erfahren, wen dieser oder jener heirathen werde? so wird er alle Geheimnisse desselben offenbaren; die Körbe, die er bekommen, herzählen; die Partien, die ihm nicht anstehen, nennen; seine Einkünfte berechnen; die Geschenke an seine künftige Liebste überschlagen; ja bereits die Farbe zu seinem Bräutigamskleide bestimmen. Doch das ist noch nicht genug: er wird ihm gar die Zahl seiner Erben vorher sagen, und andere solche Dinge mehr auf die Bahn bringen, die nirgends, als in seinem Kopfe, ihren Ursprung haben. Dabey ist er im Hören unersättlich.

Saget man ihm ein Wort, so will er zehn, hernach funfzig und endlich hundertmahl so viel haben. Er machet sich tausend Fragen, und quälet dem andern fast das Herz aus dem Leibe. Er läuft aus einem Buchladen in den andern, und wen er irgend daselbst antrifft, der ist unfehlbar unglücklich. Er wird ihn durch sein Geschwätze taub, oder durch seine Fragen müde machen, und ihm also mit Gewalt etliche Stunden verderben.

Um nun dergleichen verdrüßlichen Schwätzern ihre unersättliche Begierde zum Plaudern, wo möglich, abzugewöhnen; so will ich ihnen nur dieses sagen, daß sie sich unzählige Feinde dadurch machen. Ein ieder begreift es, daß Leute, die so viel reden, nicht allezeit die Wahrheit reden können. Sie müssen nothwendig, entweder viel neue Zeitungen erdenken; oder die wahrhaftigen mit so vielen Zusätzen vermehren, daß sie nicht mehr zu erkennen sind. Was kann man nun zu einem solchen Menschen für ein Vertrauen haben? Ein ieder fürchtet sich vor ihm: ein ieder muß besorgen, auf seine Zunge zu gerathen. Und daher kann ihm sonst niemand, als ein Einfältiger, recht gewogen seyn. Diese Gattung von Leuten merket es nicht, daß er ihnen nicht treuer sey, als anderen: Kluge aber wissen wohl, daß ein Mensch, der von allen Personen, die er kennet, so viel erzählen kann, auch sie selber nicht schonen werde. Indem er bey ihnen ist, bemerket er alles, was vorgeht, damit er anderwärts wiederum etwas zu erzählen habe. Und dieses sollten sich billig alle, die solchen Plauderern gerne Gehör geben, zur Warnung dienen lassen. Bildet sich gleich ein Schwätzer ein, man sey ihm gewogen, weil man ihm gern zuhöret: o! so betrüget er sich doch. Sobald er davon geht, so verlachet man ihn, als einen Thoren; ja man hält ihn für eine lustige Person, die sonst zu nichts taugt, als einem

die Zeit zu kürzen. Er wird selbst eine Fabel aller vernünftigen Leute, und man zeiget mit Fingern auf ihn, wenn man ihn siehet: Da geht Herr Loquax, der Fabelhans! Das ist Klatscharia, die Gassenfama!

Gesetzt, daß alle diese Dinge nicht zu besorgen wären; so würde uns doch die Religion anbefehlen, von diesem Laster abzustehen. Ist denn unsre Zunge zu keinem edlern Endzwecke geschaffen? Weiß denn etwa der Allwissende die Menge solcher unnützen Geschwätze nicht? Hört der Schöpfer die sündlichen und lieblosen Gespräche, die groben Lügen und falschen Zeugnisse seiner plauderhaften Geschöpfe nicht? Oder, da er sie weiß und höret; will er sie denn ungestraft lassen? Nein, es wird wohl dabey bleiben, daß wir dermaleins von einem ieden Worte werden Rechenschaft geben müssen!

Iris.



Das

* *

Das XIX Stück.

Den 9 May, 1725.

Heräus.

Wie strenge Frömmigkeit dem Heuchler Mäntel leihet,
Der leicht, was Gott angeht; was ihn trifft nie verzeihet.

Aemilia besaß gleich in ihrer ersten Jugend viel Verstand, und eben so viel Schönheit; aber zu gleicher Zeit so viel Ehrgeiz, daß sie sowohl die Reizungen zur Wollust, als zur wahren Tugend, unterdrücken konnte. Wer sie nicht recht wohl kannte, der hätte sie für ein vollkommenes Frauenzimmer angesehen; so meisterlich wußte sie, durch eine unaufhörliche Aufmerksamkeit auf sich selbst, ihre herrschende Neigung zu verhölen. Sie hatte wenige Bekanntschaft mit Frauenzimmern; doch ließ sie auch keine Begierde nach dem Umgange mit Mannspersonen blicken. Und diese eingezogene Lebensart, die keinem zu dem allergeringsten Verdachte Anlaß gab, verursachte ihr den Ruhm einer tugendhaften und sittsamen Schönen; bis sie ihr fünf und zwanzigstes Jahr in einem ehlosen Stande zurück geleget hatte. Eben zu der Zeit starb ihr Vater, der zwar bey seinem Leben für einen reichen Handelsmann war gehalten worden; bey seinem Ableben aber so viele Schulden nachließ, daß Aemilia sich in den elendesten Zustand von der Welt gesetzet sahe. Diese Probe nun war ihr zu stark, und ihre vermeynte Tugend konnte den Tod ihres

Vaters nicht viel überleben. Ihre Schönheit nur schien ihr das einzige Mittel zu seyn, sich vor dem Bettelstabe zu verwahren: und da ihr unglücklicher Zustand nicht verborgen bleiben konnte; so fanden sich bald Feinde, die eine bisher unüberwindliche Vestung mit güldenen Waffen zu bestürmen anfiengen.

Innerhalb zween Monaten übergab sie sich den wollüstigen Begierden eines reichen Israeliten, und gewann dadurch eine Summe von fünfhundert Reichsthalern. Dieser Vortheil hatte ihr zu ansehnlich geschienen, als daß sie ihn aus den Händen lassen können. Doch da der Anfang einmal gemacht war: so ließ sie allmählich etwas von dem Preise für ihre Keuschheit fallen. In weniger als vier Wochen hatte sie schon fünf Buhler nach einander gehabt, die ihre Bekanntschaft, doch theuer genug, hatten bezahlen müssen. Und sechs Monate, nach dem Tode ihres Vaters, war sie eine von den berufensten Buhldirnen in der Stadt geworden.

Sie war über die maßen wohl erzogen worden, und hatte einen fast natürlichen Abscheu vor aller Frechheit und unordentlichen Lebensart. Man konnte sie auch sonst keines Lasters, ausgenommen der Unzucht, beschuldigen: daher konnte sie einen ziemlichen Profit von ihrer Schönheit ziehen, ohne daß sie sich hätte genöthiget gesehen, sich dem gefährlichen Umgange der Stutzer und offenbar ruchlosen Mannspersonen Preis zu geben. Sie wußte allen thörichte Ausgaben klüglich zu vermeiden; ausgenommen diejenigen, die zur Erhebung ihrer natürlichen Reizungen, das ist, zur Kleidung und zum Putze, nöthig waren. Da diese sich aber bey weitem so hoch nicht beliefen, als ihre Einkünfte: so konnte sie sich ein ansehnliches Stück Geld beylegen.

Durch

Durch die besondre Geschicklichkeit, womit sie ihr Handwerk trieb, brachte sie sich den Haß aller übrigen verdächtigen Weibspersonen zuwege. Doch das gieng ihr wenig zu Herzen: denn sie ließ es die anderen mit einem reichlichen Wucher wieder empfinden. Sieben bis acht Jahre hatte diese Wollüstige ihr Wesen getrieben, als sie durch eine harte und langwierige Krankheit angegriffen, und aller ihrer Annehmlichkeiten beraubet ward. Da war es nun ganz natürlich, daß auch die Zahl ihrer Buhler abnehmen, ja endlich ganz und gar unsichtbar werden mußte. Aemilia konnte dieses ohnschwer bemerken: und ihre verschmitzte Seele überwand die, durch eine vieljährige Gewohnheit, tiefgewurzelte Wollust. Sie entschloß sich, ihre bisherige Lebensart zu verlassen, und sich mit einem Capital von fünftausend Thalern in eine andre Landschaft zu begeben. Sie änderte ihren Namen, und ließ sich etliche Meilen von einer Residenzstadt wohnhaft nieder. Sie verhüllete daselbst ihr voriges Verhalten mit der Decke des Ehestandes: indem sie einen alten Landjunker heirathete, der nichts im Vermögen hatte, und ihr fast die Hälfte ihrer vormals erworbenen Güter verzehrete.

Vor zwey Jahren starb dieser Edelmann, und seine hinterlassene Wittwe ist ietzo fast funfzigjährig. Sie ist in ihren Kleidungen sehr ehrbar, und in allen ihren Geberden ernsthaft. Sie hat ihre Haushaltung aufgegeben, und sich bey bürgerlichen Leuten, mit einem Kammermädgen und einem kleinen Diener, eingemiethet. Sie ist nunmehro die Andacht selbst. Sie versäumet kein Kirchengebeth, keine einzige Predigt, und einige Jahre her liest sie auch lauter geistliche Bücher. Sie ist in den Kirchengeschichten sehr bewandert, und die Streitigkeiten hat sie so wohl inne, daß sie ihren Predigern oft viel zu schaffen macht. Hierinnen

bestehet ihre Stärke: denn sie weiß so geschickt zu disputiren, daß sich niemand getraue, ihr zu widersprechen.

Nachdem sie sich ihres alten Handwerks begeben, hat sie sich ihres vormaligen Lasters niemals mehr schuldig gemacht. Wie sie sich nun selber hierinnen nichts vorzuwerfen hat: so übersieht sie anderem Frauenzimmer auch nicht den allergeringsten Schein desselben. Sie entdecket das verdächtige Wesen auch in dem Umgange der allerunschuldigsten Personen, und keine Lucretia ist so rein, an der nicht Aemilia viel auszusetzen finden sollte. An Beredsamkeit fehlt es ihr nicht, und es geht kein Tag vorbey, da sie nicht tausend wohlzusammenhangende Lügen von ihrer Herkunft und denen Tugenden erzählen sollte, dadurch sie in ihrer Jugend vor anderen ihres gleichen hervorgeleuchtet. Die aufrichtige Mine, womit sie alles vorträgt, macht, daß ihr ein ieder Glauben zustellet: zumal da ihr ietziger Wandel ganz unschuldig ist. Kinder hat sie niemals gehabt: daher hat sie nicht die geringste Verknüpfung mit der menschlichen Gesellschaft, als welcher sie vollkommen feind ist. Insonderheit verabscheuet sie alle Personen ihres Geschlechtes, auf eine wundersame Weise. Je mehr Tugend ein Frauenzimmer an sich hat, desto gehäßiger ist ihr Aemilia: vielleicht weil sie es nicht leiden kann, daß andere dasjenige wahrhaftig besitzen, davon sie vormals den bloßen Schein gehabt. In denen siebenzehn Jahren, die sie in dieser Landschaft gelebet, hat sie schon funfzig Heirathen zu hintertreiben gewußt, die allem Ansehen nach glücklich gewesen seyn würden; und wohl hundert Personen ohne ihre Schuld in einen übeln Ruf gebracht. Indessen ist sie doch so vorsichtig und verschmitzt, wenn sie sich einschmeicheln will, und weiß ihre Lästerungen mit so vieler Geschicklichkeit einzurichten,

daß

daß man sie niemals einer Bosheit oder Unwahrheit hat überführen können.

Aemilia ist nicht weniger ihrer Frömmigkeit wegen, als ihres Verstandes halber, berühmt. Der Prediger ihres Ortes erhebet sie bis an den Himmel; aber in seinem Herzen fürchtet er sich vor ihr. Ein ieder bewundert und verehret sie, und kein Frauenzimmer wird weit und breit so hoch gehalten, als sie. Vor einem halben Jahre hat sie ihr Testament gemacht, darinnen sie alles Ihrige zur Wiederaufrichtung eines Hospitalgebäudes bestimmet hat; welches sehr wenige Einkünfte hat, und nur eine Stunde von dem Orte gelegen ist, wo diese lebendige Heilige wohnet. Ihre Gedächtnißseule soll gegen dem Eingange über stehen, und eine Ueberschrift bekommen, die sie selbst verfertiget hat. Nachdem sie diese christliche Stiftung bey sich beschlossen hat: so besuchet sie die in besagtem Hospitale befindlichen Armen sehr fleißig, und theilet ihnen so viel Almosen aus, als sie von den Zinsen ihres Capitals ersparen kann. Zur Dankbarkeit sehen diese gute Leute sie für eine Heilige an, und breiten ihr Lob gegen alle und iede aus.

Es verlohnt sich allerdings wohl der Mühe, zu forschen, was doch Aemilia von sich selbst für Gedanken heget? und so nützlich uns dieses seyn wird; so leicht ist es zu errathen. Sie wird ohne Zweifel denken, daß sie nicht aus einer leichtsinnigen Wollust, sondern aus Noth zu einem unzüchtigen Leben getrieben worden ist; folglich ist, ihrer Meynung nach, dieses für kein Laster zu rechnen. Was die Unordnungen anlanget, die sie durch ihr Lästermaul schon angerichtet hat: so ist sie sich selber so geneigt, daß sie dieselbigen ihrem Hasse zuschreibet, den sie gegen alle Laster hat. Bedenket sie die Zeit, die sie entweder in der Kirche, oder in Lesung geistlicher Bücher zubringet, und das von ihr gemachte Testament: so ist sie von

ihrer Heiligkeit vollkommen überzeuget, und rühmet sich bey sich selbst eines ganz reinen Gewissens. Alle Scharfsinnigkeit ihres Verstandes ist nicht zulänglich, sie nur auf die Muthmaßung zu bringen, daß sie eine nichtswürdige Creatur sey, die bey allem Scheinwesen eine Freundinn der sündlichen Eitelkeit, und eines boshaften Neides ist.

Diese Abbildung einer Heuchlerinn soll der Entwurf eines fast noch gröbern Heuchlers begleiten.

Harpax ist ein reicher Geizhals, der nichts als das Geld wahrhaftig hoch schätzet. Er ist sittsam in Kleidungen und mäßig in Speisen. Er schmählet bey aller Gelegenheit auf den Uebermuth, auf die Wollust und andere im Schwange gehende Laster. Er hält keine Tugend für lobwürdiger, als einen arbeitsamen Fleiß; und hat einen tödlichen Haß gegen alle Bettler. Er weiß es gar wohl, daß Wucher und Gewaltthätigkeit große Laster an einem Christen sind; er leugnet es auch nicht, daß er sich bisweilen derselben schuldig gemacht: allein er hoffet, daß ihm Gott solches schon vergeben werde, und bittet ihn täglich, daß er doch sein Herz von diesen verächtlichen Weltgütern gänzlich losreissen wolle. Wein oder andres starkes Getränke trinket er niemals, und der strengeste Einsiedler wird sein Fleisch nicht härter kasteyen, als der unglückliche Harpax. Indessen ist er gegen seine Frau überaus störrisch und verdrießlich. Er ist ein harter und wilder Vater, ein zänkischer Nachbar, und betrügerischer Kaufmann. Er hat keinen einzigen Freund in der Welt. Im Gegentheil ist er ein eifriger Verfechter seiner Religion; er schmähet und lästert alle übrige Parteyen, und wünschet, daß man in Deutschland alle, die nicht seiner Meynung sind, ausrotten möge. Kein Jude feyert seinen Sabbath so strenge, als er den Sonntag, ja sein Aberglaube treibt ihn so weit, daß er auch vor

Abend

Abend niemals essen will. Je länger die Predigten sind, je lieber ist es ihm; und desto mehr lobet er seinen Geistlichen. Er erlaubet sich an Festtagen nicht das geringste Vergnügen, so unschuldig es auch seyn möchte: und seine Hausgenossen sollen seinem Exempel folgen. Alle Zeit nach dem Gottesdienste wendet er zum Bibellesen an. Wenn er davon müde geworden: so hält er sich ganz ruhig und stille, macht ein trauriges und niedergeschlagenes Gesichte, und redet nicht ein einziges Wort, bis ihm die Augen zufallen und der Schlaf sich anmelden will. Nach Tische singet er ein Lied, hält eine lange Bethstunde und geht mit völliger Ruhe des Gewissens zu Bette. Dieses innere Vergnügen setzet ihn bisweilen in eine empfindliche Freude, die dieser Unglückliche für ein unfehlbares Kennzeichen der göttlichen Gnade ansiehet; womit seine Frömmigkeit und sein exemplarischer Wandel von Gott vergolten wird.

Er hat sichs in den Kopf gesetzt, daß die unverbrüchliche Sonntagsfeyer, für alle seine Uebelthaten, genugthue. Das höllische Feuer jaget ihm mehr Furcht ein, als sonst einem in der ganzen Welt: allein ob er gleich die ganze Woche über seinen Nächsten betrüget, in so weit sich solches thun läßt, ohne die Gesetze zu beleidigen: so schmeichelt er sich doch, daß die äußerliche Andacht, davon er des Sonntags Staat machet, nebst der Enthaltung von allem dem, was ihm sein Geiz versaget, den Höchsten schon vermögen werde, ihm alle seine Sünden zu übersehen.

Vor einiger Zeit hatte er den Sonntag nach seiner Gewohnheit zugebracht: als ein armer Handwerksmann zu ihm kam, und ihn um diejenigen zehn Thaler bath, die er ihm eine geraume Zeit her schuldig gewesen war. Die Frau des bekümmerten Mannes sollte eben entbunden werden, und es war ihm unmöglich, anderwärts die geringste Summe Geldes aufzubringen.

 zubringen.

zubringen. Harpax antwortet ihm auf eine gelassene Art, daß er ihm zu keiner Zeit ungelegener hätte kommen können; weil er nicht die Hälfte dieses Geldes im Vorrathe hätte, und selber anderwärts würde borgen müssen, um der Banco einen Vorschuß zu thun, bey welcher alle Vorsteher und Aufseher Schelme wären. Der arme Handwerksmann hält an, bittet, beschweret ihn, und versichert, daß er niemals in dergleichen Noth gewesen sey; allein er redet einem Tauben vor. Harpax, der mit keinem, außer mit seinem Beutel, ein Mitleiden hat, und wohl weiß, daß dem Künstler was daran gelegen ist, bey ihm in Arbeit zu stehen, schicket ihn unbarmherziger Weise, bis über vierzehn Tage zurücke: zwo Stunden hernach aber leihet er einem jungen Schlämmer vierhundert Thaler auf achtzehn pro cent jährliche Zinsen.

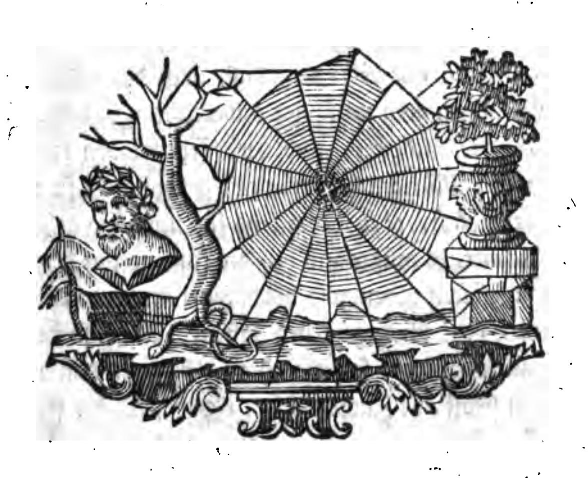
Man hat niemals einen Schwur von ihm gehöret: doch falsche Zeugen aufzuführen, und einen Advocaten zu bestechen, um eine Wittwe, oder etliche verlassene Waysen zu Grunde zu richten, das hat er mehr als einmal gethan. Sein eigenes Gewissen muß ihm nothwendig diese Dinge vorhalten; allein er sagt, daß dieses Wirkungen der menschlichen Schwachheit seyn, und daß doch kein Mensch ohne Fehler und Gebrechen gefunden werde. Bey dem allen fährt er fort, eben die Person zu spielen, und die Andacht mit den ärgsten Lastern zu vermischen. Wiewohl er nun diese Lebensart schon mehr als vierzig Jahre fortgesetzet hat: so hält man ihn doch insgemein für einen sehr frommen und gottesfürchtigen Mann; ja sein seltsames Bezeigen wird in gewissen Fällen wohl gar seiner gar zu strengen Sittenlehre zugeschrieben.

Daß es dergleichen Leute allenthalben gebe, darf ich nicht einmal hinzusetzen: denn ein ieder wird sich selbst darauf besinnen können. Kein Laster ist fast so offenbar, dabey sich

nicht

nicht der Mensch durch eine äußerliche Ehrbarkeit und einige Entschuldigungen ein gut Gewissen machen könnte. Woher kömmt aber dieser Selbstbetrug? Aus dem unrichtigen Begriffe, den die meisten von Tugend und Laster haben. Die wahre Tugend ist eine Fertigkeit, dem göttlichen Willen, der auf unsere und aller anderen Menschen Wohlfart abzielet, nicht nur in diesem oder ienem, sondern in allen Stücken, eine Genüge zu thun. Darnach kannst du dich, mein Leser, prüfen. Verstelle dich doch vor dir selbst nicht: denn was hättest du davon, wenn du dich selbst betrügen wolltest? Ist es dir ein Ernst: so wirst du schon finden, wo es dir fehlet, und die Religion wird dir Anleitung genug geben, deinen Lastern abzuhelfen, ohne daß du sie durch den falschen Firniß einer angenommenen Tugend überkleistern darfst.

Calliste.



****

Das XX Stück.

Den 16 May, 1725.

Opitz.

Der Boßheit Quell der schlimme Neid!

Das VI Stück unserer bisher ausgetheilten Blätter ist eines von denjenigen gewesen, welche ins besondere den Beyfall ernsthafter Leute gefunden haben. Die Gedanken, welche ich über die Schädlichkeit entworfen, womit die Unwissenheit des meisten Frauenzimmers verknüpfet ist, haben einigen die Augen eröffnet, daß sie erkennen lernen, wie ich in allem die Wahrheit geschrieben habe. Und so unvollkommen auch das ist, was ich davon geschrieben: so sind doch meine Einfälle durchaus von solchen Leuten gebilliget worden, welche eine Einsicht hievon besitzen, und erkennen, daß, nach den daselbst angeführten Gründen, noch unzählige andere Mängel bey Erziehung der Töchter entdecket, und verbessert werden könnten. Nur von einigen Müttern hat man mir gesaget, daß sie meine Mühe für vergeblich, oder wenigstens für unnöthig gehalten; weil sie vermeynet, es müßte sich bey der Jugend mit den Jahren alles von selbsten geben, und bis dahin könnte man dieselbe ihrer fröhlichen Zeit schon genießen lassen. Allein so bald ich dieselben nennen gehöret: so habe ich auch gewußt, daß an solchen Müttern selbst alle Zucht verloren gewesen; bis sie nach dem vierzigsten Jahr ausgetobet hatten, und nicht die Laster von ihnen, sondern sie von den Lastern, durch die Entkräftungen ihres Leibes, verlassen worden. Man möchte dieselben

nicht

nicht unfüglich mit den alten Fuhrleuten vergleichen, welche sich an dem Klatschen ihrer jungen Knechte ergetzen; ob sie gleich selber nicht mehr fahren können: und da keine Zucht bey ihnen etwas verfangen wollen; so verzweifeln sie auch an deren Wirkung bey anderen. Vernünftigere Leute urtheilen davon auch vernünftiger; und ich dürfte mich nicht lange nach Zeugnissen umsehen: wofern ich alles beydes, was ich ietzo gesaget habe, beweisen sollte. Ohne an das zu gedenken, was ich mündlich davon habe sagen hören, will ich mich nur auf einige deswegen an uns geschriebene Briefe berufen, als welche uns überzeugen, daß man zum theil unsere Gedanken nicht unvernünftig gefunden; zum theil auch sogar zu Fortsetzung derselben einigen Beytrag thun wollen.

Einer von denselben hat mir sonderlich würdig geschienen, ihn unseren Lesern mitzutheilen. Die geschickte Verfasserinn wird hoffentlich meine hierunter begangene Freyheit desto eher bestens auslegen; je sehnlicher wir wünschen, dero genauern Bekanntschaft und fernern Zuschrift zu genießen. Der Brief ist folgendes Innhalts:

Vernünftige Tadlerinnen!

Eure rühmenswürdige Bemühungen finden sowohl hier, als an anderen Orten, wo sie bekannt werden, bey den Verständigen, die Eure Absichten einzusehen fähig sind, den verdienten Beyfall. Ich selbsten aber, die ich eine besondere Liebhaberinn von dergleichen Schriften bin, halte dieselben um so viel höher, je gewisser ich einen sonderbaren Nutzen und eine längstgewünschte Nachricht, die zu meinem stetigen Vergnügen dienen soll, darinnen finde, und sie mir noch ferner versprechen kann. Und eben diese gute Meynung von Euch macht mich kühn, zu glauben, der Innhalt meiner Schrift werde so wenig, als das ganze Unternehmen meines Schreibens, ungütig von Euch ausgeleget werden. Vanosa, eine Person, welche die Thorheiten, die den meisten unsers Geschlechtes anhängen, unter

die erlaubten Freyheiten der muntern Jugend zählet, hält Eure Sittenlehre über die allzusorgfältigen Auszierungen der Leibesgaben, und über die Aufführung der im dritten Stücke Eurer Papiere beschriebenen Liebmanninn, für allzuscharfe Strafpredigten. Sie kann sich nicht einbilden, daß Ihr von den Schwachheiten befreyet seyn solltet, welche Ihr an anderen zu tadeln so sorgfältig beflissen seyd. Das Sprüchwort, sagte sie, trifft vielleicht bey den Tadlerinnen ebenfalls ein, welches da saget, daß man keinen in einem Winkel suchen werde, worinnen man nicht allbereit selbst gestecket habe. Sie bildet sich ein, daß es unmöglich sey, die Fehler und Laster der Menschen mit lebhaften Farben abzuschildern, ohne dieselben aus eigener Ausübung erkannt zu haben. Vergebet mir, daß ich das Urtheil meiner Anverwandtinn so frey eröffne, und bildet Euch nicht ein, als hätte ich gleiche tadelnswürdige Gedanken von Eurer Tugend. Ihr werdet sie aber dem armen Mägdgen auch zu gute halten, wenn Ihr bedenket, daß diese armselige Ausflucht hiesiges Ortes überhaupt zur Mode geworden, mit welcher lasterhafte Leute gegen gute Ermahnungen allzugeschwinde fertig sind, und sprechen: Er will anderen predigen, und ist doch selbst verwerflich. Wäre Vanosa nach den uns im sechsten Stücke mitgetheilten Lehren unterrichtet und auferzogen worden: so würde sie wissen, auf was Art man, an dem Beyspiele der Thorheiten und Eitelkeiten der menschlichen Handlungen nicht weniger, als des tugendhaften Bezeugens, sich bessern könne. Sie würde ihre Mitschwestern, welche von einer Menge junger und wollüstiger Mannspersonen eifrigst bedienet werden, nicht glücklicher achten, als sich selbsten, wenn solche sich bey ihr sparsamer und kaltsinniger einfinden. Sie würde ferner anmerken, wie viel durch dergleichen betrügliche Lockvögel in ein Netz gezogen werden, in welchem sie ebenfalls, wie diese ihre betrogene Mitschwestern, mit vielen Thränen ihre Thorheit beräuen wird; wofern sie nicht in Zeiten sich eines bessern besinnet. Sie betrachtet bey diesem vermeynten Glücke das so gleich darauf folgende Unglück nicht, welches doch von demselben nicht getrennet werden mag. Ihre Handlungen haben keine vernünftige Ueberlegung des bevorstehenden Ausganges zum Grunde; und sie begnüget sich, wenn sie Gelegenheit findet, ihre Einfälle, welche oft ungereimt genug sind, nach Wunsche aus=

auszuführen. Es mangelt ihr, wie vielen anderen, darüber Eure Papiere Klage führen, eine rechtschaffene Erziehung, an statt der Affenliebe ihrer Aeltern, und sonderlich ihrer Mutter; welche unlängst des Vaters zu ernsthaft scheinenden Verweis einer ihrer Thorheiten mit diesen derben Worten entkräftet: Du alter Narr gönnest dem Mägdgen keine Freude, es wird ihr schon vergehen, wenn sie in unsern Stand kömmt. Gleichwohl hoffe ich, sie durch mein angefangenes Zureden zu etwas besserm zu bringen: zumal da ich sie sonst von keiner hartnäckigten und eigensinnigen Gemüthsbeschaffenheit finde; ja sie allbereit gewisser maßen für eine Person halte, die auf dem Scheidewege, zwischen der Tugend und der Wohlanständigkeit, den Lastern und der Thorheit dieser Welt, inne steht. Gewähret mir Eure Beyhülfe, tugendliebende Tadlerinnen. Man hat der armen Vanosa, wie den meisten, keinen genauen Begriff von denen unserm Geschlechte vornehmlich anständigen Tugenden beygebracht; sondern dieselbe bey der blinden und eigenbeliebigen Nachahmung anderer gelassen. Versorget uns damit, und saget, was und welche dieselben haupsächlich sind. Zeiget derselben angenehme Wirkungen, und stellet uns lebhaft vor, wie vortrefflich diejenigen Personen, welche solche auszuüben sich bemühen, sowohl in den Augen des allsehenden Wesens, als solcher Leute sind, die sich einer bessern Einsicht, als der gemeine Pöbel, bedienen. Zum wenigsten entdecket uns, wie nöthig und nützlich es sey, auf die Fehler und Tugenden anderer ein aufmerksames Auge zu haben, seine Handlungen nach der Richtschnur der wahren Religion einzurichten, und aus deren Erfolg klug zu beurtheilen, wie man aus fremdem Schaden ohne eigenen Schaden witzig werden könne. Ihr werdet nicht allein vielen irrenden Personen unsers Geschlechtes nützlichere und angenehmere Dienste leisten, als alle Romanenschreiber und Galanteriemeisterinnen: sondern auch absonderlich mir zu neuen Vorstellungen, bey dieser Candidatinn der Tugend, Gelegenheit geben. Eure Scharfsinnigkeit, und die damit verknüpfte Lebhaftigkeit, versprechen meiner Hoffnung eine völlige Genugthuung, und Ihr werdet mich verpflichten, fernerhin Eure rühmlichste Absichten zu befördern, wie ich mir denn ein Vergnügen mache, mich zu nennen

Vom Hause, den 1 März, 1725. Eure gefällige Freundinn

Aretine.

Ich bin entschlossen, dem vernünftigen Begehren der von iedermann hochgeachteten Aretine in kurzem nach Möglichkeit eine Genüge zu leisten, da mir ietzo der annoch übrige enge Raum dieses Blattes solches nicht weitläuftig erlauben will. Immittelst werde ich durch die in der mitten dieses Schreibens benachrichtigte Eigenschaft der Vanosa bewogen, eines Fehlers zu gedenken, der unter unserm Geschlechte sonderlich gemein ist. Die Freundinn unsrer Aretine, welche die Anbethung junger Mannspersonen gegen ihre Bekannten nicht mit geruhigem Herzen ansehen kann, erinnert mich desjenigen subtilen Neides, der den meisten jungen Personen unter uns eigenthümlich ist, und der bey ieder Gelegenheit sich an denselben äußert.

Ich bin der Mühe längstens überhoben worden, von der Häßlichkeit und Thorheit des Neides überhaupt viel zu sagen. Ich werde nur von einigen Folgerungen reden, welche einem Frauenzimmer, daß solchem zugethan ist, schädlich seyn, und dasselbe auslachens- oder vielmehr erbarmenswürdig machen können. Der Ursprung desselben ist die allgemeine Brunnquelle der unordentlichen Eigenliebe, und der aus derselben unmittelbar entspringende Hochmuth, oder die thörichte Einbildung von unseren meist ungegründeten Vorzügen vor anderen Personen unsers gleichen. Diese nun verblendet die einfältigen, unverständigen und unerfahrnen Gemüther so sehr, daß sie das, was sie selbst vollkommen zu machen, oder ihnen vortheilhaft zu seyn scheinet, an anderen ohne Verdruß nicht wahrnehmen können; falls sie es in höherm Grade, als an sich selbst erblicken. Oder wenn sie es in geringerm Grade auch an ihren Freundinnen merken: so bestrafen sie diejenigen mit einer höhnischen Mine und Worten, welche ihnen davon was vorsagen. Und damit sie den Vorzug, dessen sie vor anderen sich nach ihrer

Einbildung

Einbildung anzumaßen haben, oder wenigstens wünschen, bey solchen behaupten mögen: so wenden sie, wiewohl öfters zum größten Schaden, die äußersten Mittel an, deren man sich nimmermehr bedienen würde, wenn man den Unterscheid zwischen einem wahren, und einem Scheingute zu machen wüßte; oder wenn man diese Wissenschaft in Uebung zu bringen beflißen wäre; anbey auch die eigenen Gemüths- und Leibesgaben unparteyisch, und mit geziemender Bescheidenheit, erkennen lernete.

Jocasta, welche lange nicht so wohl gebildet ist, als Sylvia, kann nichts mit so großem Misvergnügen hören, als daß ihre bisherige Freundinn von so vielen jungen Mannspersonen verehret, und schaarenweise gegrüßet wird. Diese Ehrerbietung, welche der tugendhaften Sylvien eine rechte Last ist, würde der Jocasta ein Vergnügen machen, welches sie mit allen ihren übrigen beglückten Umständen, die sie vor Sylvien besitzet, gerne vertauschen würde. Sie erröthet in Gesellschaft, wenn sie die Artigkeit ihrer geheimen Feindinn rühmen höret. Wenn sie Gelegenheit hat, mit einigen zu sprechen, die sie für geheime Anbether, oder von Hochachtung gegen dieselben eingenommene Leute hält: so redet sie das Nachtheiligste von derselben; ob sie gleich unter ihren Augen sich als die getreueste Freundinn bezeuget. Sie ist scharfsinnig, tausend Kleinigkeiten an ihr zu entdecken, die sie so groß machen kann, daß bey Unverständigen die guten Eigenschaften der Sylvien ganz verdunkelt werden. Sie scheuet sich nicht, nach der hergebrachten Gewohnheit des lasterhaften Pöbels, abscheuliche Verleumdungen zu erdenken, und hat eine recht überfließende Fertigkeit von solchen Erdichtungen, welche sie Sylvien nachtheilig zu seyn erachtet. Sie gehen stromweise aus ihrem giftigen Maule, so bald sie ein geneigtes Gehör merket; oder nur das Wörtchen, es soll unter uns geredet seyn, vorangeschicket hat.

Doch die unvernünftige Jocasta erhält ihren Zweck hiedurch nicht, wie sie wünschet. Denn wenn sie auch gleich eine und andre von einfältigen Zuhörern wider die Sylvia einnimmt, oder eine verächtliche Mine gegen dieselbe bey ihnen pflanzet: so ist sie doch zu ohnmächtig, daß doppelt so viel Verständige von der Hochachtung gegen dieselbe abgehalten werden sollten. Denn verlieret auch Sylvia einen Verehrer: so finden sich zehn andere, die diesen Verlust (wo ich es so nennen darf) wiederum ersetzen. Dadurch aber gewinnet gleichwohl Jocasta noch nicht das geringste: und endlich bringt sie ihr häßlicher Neid zu einer halben Verzweiflung, und dahin, daß sie sich, um nur Verehrer zu haben, mit verschiedenen lüderlichen Leuten einläßt, welche vielleicht bey Sylvien nicht einmal die Schwelle hätten betreten dürfen. Dieser Zutritt, welchen sie denselben erlaubet, bringet sie in ein übles Geschrey; und ob sich vielleicht Jocasta gleich niemals tiefer mit ihnen eingelassen, als sie sich es zu verantworten getraut: so wird sie doch eine allgemeine Fabel der ganzen Stadt, und sieht sich hierdurch in eine solche unglückliche Beschaffenheit ihres guten Namens und ihrer Ehre gerathen zu seyn, daß sie nimmermehr hoffen darf, ihr Glück auf eine ihrem Stande und ihrer Geburt gemäße Weise zu machen. Sehet da die Früchte einer närrischen Misgunst!

Nebst dem habe ich auch befunden, daß diese Art des Neides sehr vieles unerfahrnes Frauenzimmer zu einer unglücklichen Nachahmung verleite, wodurch sie sich lächerlich zu machen pflegen. Rosinde, welche die Instrumentalmusik wohl versteht, und dabey angenehm singen kann, ließ sich neulich, auf inständiges Verlangen einiger Bekannten, in einer Gesellschaft mit allgemeinem Beyfalle hören. Ferocia, die gleichfalls zugegen war, und nicht den zehnten Theil von dergleichen

gleichen Geschicklichkeit besitzet, konnte dieses Lob, welches man der Rosinde beylegte, nicht erdulden. Sie trat ungebethen zu dem Claviere, um sich, wo nicht einen höhern, doch zum wenigsten einen gleichen Ruhm zu Wege zu bringen. Sie spielte, und sang drein: doch mit so unglücklichem Ausgange, daß sich ein allgemeines Gelächter darüber erhub. Die lebhafte Antonia wird, wegen ihrer sinnreichen und angenehmen Einfälle, von der ganzen Stadt bewundert. Clölia, die ihr weder an Lebhaftigkeit und Hurtigkeit, noch am Verstande und Klugheit im geringsten gleich kömmt, ahmet sie so unglücklich nach, daß sie, wegen ihrer groben Freyheit, welche sie sich im Reden nimmt, nicht allein verächtlich wird; sondern auch ihrer Anzüglichkeiten wegen, deren sie sich unvorsichtiger Weise bedienet, und die sie für einen erlaubten Scherz hält, viele Verdrießlichkeiten auszustehen hat. Alle dergleichen unglückliche Nachahmungen nun haben einen geheimen und lächerlichen Neid zum Grunde.

Ich will ietzo anderer Kleinigkeiten nicht gedenken, die zwar nicht so gar sehr in die Augen fallen; aber doch eben so tadelnswürdig sind: weil sie einem Kenner der menschlichen Thorheit noch viel lächerlicher zu seyn scheinen, als die groben. Dieser Neid erstrecket sich so weit, daß die von ihm herstammende Nachahmung sich auf solche nichtswürdige Dinge herunterläßt, die ein wachtsames Gemüth kaum von diesem Ursprunge herleiten wird.

Der junge Polander rühmte, in Gegenwart der Brunette, die blauaugichte Blondine, daß sie ein schwarzes Pflästerchen auf der einen ihrer Wangen wohl angebracht habe: obgleich Blondine dasselbe mehr um eine Verletzung ihrer Haut zu bedecken, als eine Eitelkeit zu zeigen, aufgeleget hatte. Brunette, welche solches hörete, erröthete bey diesem Lobe, das

doch weniger, als nichts, in sich fassete. Sie verließ die Gesellschaft hierauf: und als sie eine halbe Viertelstunde nach diesem wiederum zu uns kam; trug sie auf eben der Stelle des Gesichts ein Pflästerchen, wo sie es an dem Gesichte der Blondine loben hören. Alle Schminken, alle überflüßige Auszierungen unsers Leibes, und andere dergleichen Dinge mehr, entspringen meistens aus dieser Quelle. Sie sind Zeichen solcher Gemüther, die von nichts weniger, als von einer Selbsterkänntniß, wissen, und die mit nichts, als mit Eitelkeiten, angefüllet sind. Ja die um desto schwerer aus ihrer Thorheit gerissen werden können, ie tiefer der Abgrund derselben ist, in welchen sie sich gesenket haben. Und in dieser Absicht kann ich nichts wider die Meynung der frommē Phöbe einwenden, welche zu einer unserer Freundinn, bey Ueberreichung unseres XIII Stücks, gesaget: Sie besorge, es möchte den vernünftigen Tadlerinnen eben so gehen, als denen Leuten, die gerne gut Wasser haben, und doch die Quelle nicht reinigen wollten; sondern nur die Abflüsse ausfegten. Ich stimme allerdings derselben bey, und versichere sie, daß wir von Herzen wünschen, daß die Fehler und Thorheiten, die wir anzeigen, nicht nur abgepflücket; sondern mit der Wurzel und Strumpf und Stiel ausgerottet werden möchten. Die liebste Schwester Phöbe aber wird uns auch nicht widersprechen; wenn wir sagen, daß dazu etwas höhers, als nur ein vernünftiges Tadeln, gehöre: ob wir uns gleich Hoffnung machen, auch dasselbe aus dem Grunde einer wahren Tugend zu führen, und das, was die gute Phöbe wünschet, gerne befördern helfen wollen.

Phyllis.



Das

****

Das XXI Stück.

Den 23 May, 1725.

Canitz.
Des Polydors seinem Secret-
ario es nicht besser geht,
In Züchten und in Ehren.

Wertheste Tadlerinnen!

Seit dem ihr euch in euren wöchentlichen Blättern angelegen seyn lassen, allerhand Fehler der Menschen zu verbessern: so habt ihr euch mancherley Urtheilen unterwerfen müssen. So ungleich dieselben lauten: so gewiß ist es doch, daß verständige Leute allezeit rühmlich von euch gesprochen haben. Ich habe mir daher diese Regel gemacht: den Verstand meiner Freunde und Bekannten auf die Probe zu stellen, dörfte ich ihnen nur die Blätter der Tadlerinnen vorlegen, und mir ihre Gedanken darüber ausbitten. So bald ich dieses erlange; zeiget es sich alsobald, wer einen richtigen Begriff von Sachen hat, und wer geschickt ist, eure Schönheiten zu erkennen.

In diesem meinem Gutachten bin ich sehr gestärket worden, als ich, in dem LXIX Stücke des hamburgischen Patrioten, ein so unparteyisches als rühmliches Urtheil von euch gelesen. Dieser Scribent verdienet allerdings, unter die großen Geister gesetzet zu werden, die so selten in der Welt erscheinen. Socrates, Seneca und Antonin sind unter den Alten fast allein deswegen berühmt, daß sie sich, die Sitten der

Menschen

Menschen zu bessern, ernstlich angelegen seyn lassen. Zu unsern Zeiten ist Engelland so glücklich gewesen, Leute hervorzubringen, die jenen Alten, wo nicht vorzuziehen, dennoch ganz gleich zu achten sind. Und unter den Deutschen wird der Patriot wohl der erste seyn, der allen diesen Wundern der Natur an die Seite gesetzet werden kann. Man nennet ihn bey uns den hamburgischen Patrioten; aber ich pflege ihm diesen Namen allezeit streitig zu machen, und wider meine Freunde zu behaupten, daß er vielmehr der deutsche Patriot heissen solle. Er ist ja von Geburt kein Hamburger, wie er selbst in seinem ersten Stücke gemeldet: fürs andre ist der, obwohl berühmte Ort, Hamburg, viel zu klein, für einen so weitaussehenden Geist. Er erstrecket sich über alles, was deutsch versteht, und man liest auch seine Blätter allenthalben, wo diese Sprache gilt. Von den französischen Grenzen an, bis nach Moscau, sind ohngefehr dreyhundert deutsche Meilen. So weit wird auch der Patriot hoch geschätzet. Ja es giebt Oerter, wo man sich die Kosten nicht dauren läßt, denselben in andere Sprachen zu übersetzen, oder gar nachzudrucken; und also noch mehrere des Nutzens theilhaftig zu machen, den man aus seinen Blättern schöpfen kann. In der Residenzstadt eines benachbarten Königreichs ist dieses schon eine geraume Zeit geschehen. Und die Nachkommen werden, nach vielen Jahrhunderten, unsere Zeiten für glücklich achten, daß sie einen solchen Mann hervorgebracht haben, der ein Lehrer so vieler Völker gewesen ist.

Es kann euch nicht verdrießlich fallen, diese Lobsprüche, die ich, mein Herz auszuschütten, hieher geschrieben, zu lesen. Je mehr man die Verdienste dieses Mannes erkennet; ie höher wird man diejenigen schätzen, die mit ihrer Arbeit seinen Beyfall verdienen. Es ist aber ietzo dem ganzen Deutschlande kund, daß ihr mit euren wöchentlichen Schriften dieses

Glück gehabt: wofern man das ein Glück nennen kann, was sich iemand durch seine Verdienste zuwege bringet. Ihr seyd Frauenzimmer, und um desto mehr seyd ihr deswegen zu bewundern. Es scheint, als wenn ihr Gehülfinnen des Patrioten seyn sollet; ob ihr gleich anfänglich von einigen Unverständigen nur für seine Affen ausgerufen worden seyd.

Ich übergehe diesesmal andere Lobsprüche, die ich euch geben könnte; weil ich wohl weiß, daß ihr keinen Ruhm mit eurer Arbeit suchet. Denn wie sollten diejenigen Ruhm suchen, die sich mit Fleiß so sehr verstecken und verbergen, daß auch ihre eigenen Landesleute, ja die Einwohner dieser Stadt, sie nicht einmal kennen, oder bey Namen zu nennen wissen? Nur dieses muß ich noch erwähnen, daß nämlich, nach dem Ausspruche des Patrioten, Deutschland von euren Schriften Ehre habe. Das ist in Wahrheit nichts geringes; und ob ich wohl noch nicht weiß, was der Patriot, nach Anleitung seines Wetterglases, für eine Erklärung davon geben werde: so kann ich doch leicht muthmaßen, daß es auch von eurer reinen Sprache, und schönen Schreibart, zu verstehen sey. Wenn es auf die Sachen allein ankäme, die man schreibet, so würden gewiß die Maler in der Schweiz auch ihrem Vaterlande Ehre bringen. Aber der unpartheyische Patriot hat wohl gesehen, daß ein solch gemischtes Wesen in der Sprache, als diese Schweizer gemacht haben, mehr zum Schimpfe als zur Ehre der deutschen Nation gereiche. Da er nun selbst in seiner Muttersprache eine solche Stärke hat, daß er alles, was er sagen will, deutlich, fließend und zierlich geben kann, ohne das geringste Zwitterwort einzumischen: so hat er an euch was Aehnliches gefunden; da ihr nicht allein in etlichen Stücken euren Verdruß über die heutige Sprachenmischerey gnugsam zu verstehen gegeben; sondern auch durch

euer eigenes Exempel dargethan, daß ihr nichts Unmögliches von unsern Deutschen verlanget habt.

Ihr wisset es, wertheste Tadlerinnen, daß es von rechtswegen nirgends eine bessere Sprache geben sollte, als bey Hofe, wo die allergeschicktesten und artigsten Leute im Ueberflusse gefunden werden; allein ihr wisset nicht weniger, wie schlecht dieses in der deutschen Sprache eintrifft. Die Höfe in Deutschland sind fast nicht deutsche Höfe. Wenn Fremdlinge dahin kommen; so ists ein Glück, wenn sie einige Hofbediente antreffen, die ihnen deutsch zureden. An dem einen Hofe gilt das Spanische, an dem andern das Italienische, am dritten das Französische, am vierten das Engländische. Trifft man ja Leute an, die gegen einen, den sie für einfältig ansehen, deutsch sprechen: so ist es nicht mehr deutsch; sondern eine seltsame Vermischung etlicher Sprachen, die sich nicht besser zusammen schicken, als wenn man bewaffnete Soldaten, Bauern mit ihren Flegeln, und Halloren mit ihren Morgensternen unordentlich durch einander stellen wollte, und sie also einher ziehen ließe. Dieser Anblick würde ohne Zweifel sehr unangenehm seyn; und doch ist eine vermischte Rede ihrer Natur nach nicht besser: obwohl wir durch eine übele Gewohnheit ihren Uebelstand, und das darinnen liegende ungereimte Wesen, nicht wahrnehmen.

Dieser Tagen besuchte mich ein junger Mensch, der eines gewissen Staatsmannes Schreiber ist. Ich muß fast befürchten, daß derselbe mich über dieses Wort verklagen werde: indem er es für eine gar zu verächtliche Benennung hält, wenn man einen sogenannten Secretaire einen Schreiber heißen will. Doch er mag thun, was er will: er ist ein Schreiber; und ich werde ihn nicht anders betiteln. Dieser wieß mir ein Schreiben, welches er an einen seiner Bekannten verfertiget hatte, und worauf er sich große Dinge einbildete. Ich las

dasselbe

dasselbe mit Verdrusse und innerlichem Widerwillen durch; und weil ich Zeit bekam, solches abzuschreiben: so that ich es, mit dem festen Vorsatze, euch, wertheste Tadlerinnen, dasselbe mitzutheilen. Hier steht es, ohne die geringste Veränderung:

Monsieur!

Sie haben die bonté und finden sich à cinq heure après midi in mein logis, auf eine Tasse Caffée, und eine partie à l'ombre. Assurement sie erzeigen mich eine singuliere amitié dadurch. Ihre belles manieres, und das noble Wesen, so sie besitzen, charmiren einen jeden, der sie einmal zu entreteniren das bonheur hat. Sie werden mich also infinement obligiren, wenn sie mich die Faveur erzeigen und sich à point nommé bey mir sistiren werden. Je suis de tout mon Coeur

Monsieur

Votre

N. N.

Ich hatte es auf sein Verlangen laut lesen müssen, und kaum war ich zum Ende, als Herr Mischmasch mein Urtheil nicht erwarten konnte; sondern mit einer vergnügten Mine rief:

Que vous en semble, Mon cher Monsieur?

Ich. Der Brief ist recht nach dem Geschmacke des Hofes eingerichtet.

Mischmasch. Ma foi, ich habe auch wohl eine Stunde zugebracht, ehe ich das billet stylisiret. Es ist incroyable, was das für eine penible Arbeit ist, dergleichen galante Briefe zu concipiren.

Ich. Mir kosten meine Briefe so viel Arbeit nicht.

Mischm. Pardieu, so sind sie glücklich, Monsieur. Aber ich lebe der Hoffnung, peu à peu expediter zu werden. Es ist doch was charmantes im Hof-Stylo.

Ich. Wie ich sehe, so wollen sie mit gutem Bedachte so viel französische Wörter in ihre Handbriefe mischen.

Mischm. Tout de bon, Monsieur. Ich will mirs absolument angewöhnen. Und was ist ihr sentiment davon?

Ich. Haben sie nicht die Tadlerinnen gesehen?

Mischm. Die Tadlerinnen? Was sind es für Demoiselles? Das werden gewiß die moquanten Mägdgen seyn, die in der ⁎⁎⁎ Strasse logiren.

Ich. Nicht im geringsten. Es sind moralische Schriften, davon wöchentlich ein Blatt in Halle herauskömmt.

Mischm. Peste! In Halle? Was will aus dem Rauchneste Gutes kommen? Doch was sind es für pieçen, und wie kommen sie darauf?

Ich. Sie haben in einem Stücke dargethan, daß es ein grosser Fehler sey, wenn man im Deutschen viele Wörter aus fremden Sprachen einmischet.

Mischm. Bagatelle! Die guten Leute werden von ihren Pedanterien eingenommen seyn. Sollten sie nur à la Cour leben; was gilts? sie würden politer raisonniren.

Ich. Sie haben indessen gute Ursachen, warum sie solches wünschen und rathen. Sie zeigen, daß wir unserm Vaterlande dadurch eine Schande machen, und unsere Sprache bey Ausländern in Verachtung setzen.

Mischm. Tout de bon, Monsieur. Aber wie ist es possible, alles deutsch zu geben? Unsre Sprache ist so pauvre, daß man sich unmöglich darinn expliciren kann, wenn man ihr nicht mit andern succurriret.

Ich. Sie haben das Gegentheil erweislich gemacht, und auch durch ihr Exempel gezeiget, daß man alles, was man denket, in deutscher Sprache ausdrücken könne.

Mischm. Par exemple. Wie wollten sie contentement, plaisir, civilité, faveur und tausend andere solche Wörter, deutsch exprimiren.

Ich. Ich würde an ihrer statt, Vergnügen, Belustigung, Höflichkeit, Gewogenheit, gesagt haben.

Mischm. Ma foi, das gienge wohl an; allein es klingt doch so rude. Encore! Wie wollten sie sagen: Madame, pardonniren sie meine hardiesse, da ihnen ietzo ohne dero permission meine reverence mache.

Ich.

Ich. Ich wollte sprechen: Meine Gönnerinn, vergeben sie mir, daß ich mich erkühne, denenselben ohne dero Erlaubniß aufzuwarten.

Mischm. Que diantre! Das hätte ich nicht gedacht. Steht das in den pieçes der Tadlerinnen?

Ich. Nein! es steht nur darinnen, daß man rein deutsch reden soll.

Mischm. He dieu! je vous entends. Man wird also nur deutsch reden sollen; aber zu schreiben wird es wohl anders permittiret seyn?

Ich. Noch viel weniger! Im Schreiben ist es noch leichter, das Fremde zu vermeiden, als im Reden.

Mischm. Morbleu! Es ist ja kein einziges Buch so geschrieben. Ich lese Talanders und Menantes Sachen, sowohl Romaines als Briefe. Ich lese die Entrevuës im Reich der Todten, imgleichen der curieusen Eva Staats-Assembléen, und dergleichen von unsern besten pieçen mehr, und finde par tout solche melanges von Sprachen. Sollte es wohl ein einziges Buch geben, das ganz deutsch geschrieben wäre?

Ich. Was die erwähnten Bücher, insonderheit die Entrevuës, anlanget; so habe ich mir niemals die Mühe genommen, eins davon zu lesen, weil ich gleich bey dem andern oder dritten Blatte einen Ekel bekommen: und ich habe längst gewünschet, daß doch der Patriot einmal den Werth derselben nach seinem Wetterglase untersuchen möge. Daß es aber allerdings Bücher gebe, die rein deutsch geschrieben sind, das kann ihnen ja nicht unbekannt seyn. Kennen sie denn die Bibel nicht? Haben sie nicht unserer grossen Staatsleute, von Canitzen, von Fuchsen, und von Bessers Schriften gelesen? Ist ihnen Neukirchs unvergleichliche Lobrede auf die Königinn Charlotte unbekannt? Unsrer schlesischen Poeten zu geschweigen; kennen sie nicht Joh. Adolph Hofmanns Zufriedenheit, und eben desselben Uebersetzung der Betrachtungen des Kaisers Antoninus? rc. In Wahrheit, es ist Schande, daß unser Hof, der vor ungefähr zwölf Jahren die rechte Residenz der deutschen Sprache gewesen, ietzo die Leute nicht mehr kennet, die ganz Deutschland bewundert hat.

Mischm. Ma foi! Ich sehe, daß sie mehr deutsche Bücher nennen können, als ich mein Tage gesehen. Ich wollte mich auch wohl resolviren, ins künftige meine Muttersprache besser zu excoliren, aber enfin ich kanns mir nicht concipiren, wie ich meinen Brief hätte auf deutsch so galant und agreable exprimiren sollen.

Ich. Wenn sie es erlauben, so will ich auf die andere Seite desselben eine Uebersetzung davon hinschreiben.

Mischm. Tres volontiers. Sie erweisen mir ein plaisir.

Darauf nahm ich die Feder, und schrieb ihm folgendes hin:

Werthgeschätzter Gönner!

Sie können mir heute ein sonderbares Merkmaal von dero Gewogenheit blicken lassen; wenn ich dessen nicht ganz unwürdig bin. Ein Schälchen Caffee, und mein Lombertisch, erwartet um fünf Uhr dero Gegenwart in meinem Zimmer. Dero angenehmes Wesen und artiger Umgang macht ihnen alle diejenigen verbindlich, die einmal mit ihnen zu sprechen das Glück haben. Ich kann versichern, daß ich auch aus dieser Zahl bin, und mir eine Ehre daraus machen werde, wenn sie um bestimmte Zeit ihren Zuspruch gönnen werden

Dero ergebenstem rc.

Mischm. Est il possible? Das hätte ich nicht gedacht! Das Französische scheint zwar ein wenig delicater zu klingen; allein peutêtre ist es nur meinen Ohren zu tribuiren. Ich will mich indessen sans façon anders resolviren, und die deutsche Sprache nicht mehr so prostituiren.

Ich. Sie machen einen schlechten Anfang dazu.

Mischm. Ja! Mein Herr, fürs erste müssen sie mir noch etwas pardonniren, hernach aber will ich so rigoureux werden, daß sie mich selbst admiriren sollen.

Ich. Die Wörter auf iren scheinen ihnen sehr anzukleben; und wenn sie sich derselben nur enthalten könnten: so hätten sie schon sehr viel gewonnen.

Mischm. Tout de bon. Es ist gut, daß sie mir das sagen, ich will sie ins künftige schon evitiren.

Ich.

Ich: Das war ja wiederum eins auf iren! Es scheint, daß es ihnen große Aufmerksamkeit kosten werde.

Und damit hatte unser Gespräch ein Ende; wiewohl ich hier nur einen kurzen Auszug davon habe geben können. Ich habe mir die Freyheit genommen, wertheste Tadlerinnen, euch hievon Nachricht zu geben, in Hoffnung, daß ihr in einem eurer Blätter nach Gutbefinden etwas davon einrücken werdet. Insonderheit aber habe ich diese Gelegenheit ergreifen wollen, da ihr ein so unparteyisches Zeugniß von dem Patrioten erhalten hattet. Fahret doch fort, durch eure Schriften eurem Vaterlande Nutzen und Ehre zu schaffen, und insonderheit dem Frauenzimmer, welches eure Blätter, ihrer besondern Leichtigkeit halber, lieber, als andere Bücher, liest, nützliche Sachen vorzustellen. Ihr glaubet nicht, was dieselben hie und da schon für gute Wirkungen gethan: und was wird nicht noch erfolgen, wenn sie allmählich mehreren in die Hände gerathen werden; welches nicht auf einmal kommen kann, sondern erst nach und nach geschehen muß. Ich zähle schon sechse, denen ich eure Blätter bisher bekannt gemacht, welche mir auch alle Dank dafür wissen; ausgenommen eine, die sich, durch eure Beschreibung der stolzen Tanaquill im neunten Stücke, getroffen befunden, und sich daher eingebildet, ich hätte ihr mit Vorlegung desselben einen Verweis geben wollen. Allein was fraget ihr nach solchen verderbten Gemüthern, die euch, so lange ihr unbekannt bleibet, nicht schaden können? Ich bin Euer rc.

Spreeburg, 1725, den 8 May.

Deutschlieb.



Das XXII Stück.

Den 30 May, 1725.

Canitz.

Greif erst die Fehler an, die du selbst an dir siehst,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehst.
Doch sollt ich mir die Müh, dich zu erforschen, nehmen,
Wir würden, ists nicht wahr? uns vor einander schämen.

Kein Laster ist vielleicht unter jungen Studenten gewöhnlicher, als das unvernünftige Beurtheilen der akademischen Lehrer. Gelehrte Leute, die zehn, zwanzig, dreyßig, ja noch wohl mehr Jahre, auf hohen Schulen, mit ihrer Gelehrsamkeit dem Vaterlande gedienet, und, durch ihren treuen Unterricht, schon mehr als einen wackern Mann geliefert haben, der dem gemeinen Wesen, theils in geistlichen, theils in weltlichen Aemtern, täglich neue Proben von der Geschicklichkeit seiner Lehrer abgeleget; müssen es sich dennoch gefallen lassen, wenn ieder Neuling, dem noch der Schmutz von seiner Grammatik an den Fingern klebet, sein unzeitiges Gutachten von ihnen an den Tag geben will. Herr Ignorantius ist ein solcher naseweiser Richter der allergelehrtesten Männer. Vor drey Wochen (welch eine lange Zeit!) ist er auf diese Universität gekommen. Er ist, als ein verscheuchter Vogel, ganz wilde aus der Hörstube des einen Lehrers in den Lehrsaal des andern gelaufen. Er hat im Buchladen die Titel von ihren gebräuchlichsten Büchern gelesen. Er ist täglich an dem schwarzen Brete gewesen, und hat die angeschlagenen Zettel mit einer

ernst-

ernsthaften Mine durchgelesen. Jetzo weiß er die Verdienste aller unserer akademischen Wunder auf das genaueste zu schätzen. Er beurtheilet ihre Gemüthskräfte. Der eine soll zwar ein starkes Gedächtniß, aber keinen sonderlichen Verstand zum Urtheilen haben. Der andre soll gar zu viele Lebhaftigkeit, und lustige Einfälle, aber keine Tiefsinnigkeit besitzen. Die Schriften des einen, sind nur ein zusammen geschriebenes Wesen; des andern seine, ein unordentlicher Mischmasch ungereimter Dinge; des dritten seine, ein mageres Todtengerippe ohne Saft und Kraft. So weislich pflegt Herr Ignorantius von seinen Lehrern zu urtheilen. Er bildet sich dabey ein, daß er alles auf ein Haar getroffen habe, und weiß sich kaum zu entschließen, wessen Stunden er vor anderen besuchen soll?

In diesem seinem albernen Wesen nun wird er noch mehr gestärket, wenn er höret, daß dieser oder jener junge Lehrer, eben so großmüthig von allem, was ihm vorkömmt, sein unzeitiges Gutdünken eröffnet. Hat derselbe gleich eine ungleich größere Gelehrsamkeit, als Ignorantius, so würde doch die Bescheidenheit im Urtheilen eine sehr nöthige Tugend für ihn seyn. Er würde auch sein Glück viel leichter machen, wenn er es nicht auf den Fall anderer Lehrer bauen wollte: nun aber bildet er sich ein, daß er seine Ehre auf fremde Schande gründen müsse. Wie schwer dieses angehe, davon wird ihn die Erfahrung selber überzeugen. Ignorantius aber, mit dem ich hier zu thun habe, sollte doch nur bedenken, wie klein vorietzo noch sein Vorrath sey. Versteht er denn die Wissenschaften schon, welche zu lernen er auf die Akademie gekommen ist? Weiß er denn, was für Mühe es koste, ein gelehrter Mann zu werden? Kann man denn aus einer angehörten Stunde, oder aus ein paar durchgelesenen Blättern die ganze Wissenschaft, die ganze Ordnung und Lehrart, die Deutlichkeit und Gründlichkeit eines

Mannes erkennen? Der Herr Ignorantius wird seine Einfalt sehr verrathen, wenn er hierauf mit Ja antwortet. Wie rathsam wäre es ihm also: erstlich sich völlig mit dem Priscian auszusöhnen; und dann ein paar Jahre die nöthigsten Theile der Weltweisheit und die Anfangsgründe der Mathematik zu lernen, ehe er sich unternehmen wollte, sein Urtheil von Dingen zu fällen, die ihm zu hoch sind, und auf solche Weise die Schwäche seines ungeübten Verstandes zu verrathen. Die gelehrtesten Leute sind allezeit die bescheidensten: ja es ist eine untrügliche Probe eines unwissenden Kopfes, wenn er sich von allen Dingen eine rechte Einsicht anmaßen, und selbiges, durch seine hochtrabenden Aussprüche, zu verstehen geben will.

Von einer ganz andern Gattung ist Oroander, der uns vor einiger Zeit mit diesem Schreiben beehret hat.

Vernünftige Tadlerinnen!

Es zeiget sich anietzo an hiesigem schwartzen Brete ein deutscher gedruckter Anschlag, die Wichtigkeit der Kunst, vernünftig zu denken und klüglich zu reden, betreffend. Ob ihr denselben gelesen habt, das ist mir unbewußt. In diesem Zweifel übersende ich erwähntes Blatt, mit inständigster Bitte, eure Gedanken, in einem eurer Stücke, zum gemeinen Nutzen, darüber auszulassen. Es ist verschiedentlich davon gesprochen worden. Weil ich nun ein junger Mensch bin, der dem Schulkerker erst unlängst entgangen ist, und sich nicht rühmen kann, die raisonnir- und parlir-Kunst bey allen vier Zipfeln ergriffen zu haben: so traue ich mir kaum, schlüßig zu werden, wem ich beypflichten soll. Auf eure Entscheidung will ich also hauptsächlich sehen. Die Materie ist eurem Geschlechte so eigen, als dem männlichen; wofern ihr anders die von ungereimten Leuten euch streitig gemachte Menschlichkeit nicht einbüßen wollet. Dem Urheber des besagten Anschlages ist euer Tadeln nicht zuwider. Dieses habe ich erfahren, als ich ohnlängst mit ihm in einer ziemlichen Gesellschaft war. Denn bey der Gelegenheit ward er von einer gewissen Person gefraget:

Warum

Warum er sein Programma deutsch verfertiget hätte? Hierauf antwortete er: Um einen ieden desto freyer davon urtheilen zu lassen. Wie aber, versetzte ein andrer, wenn die Tadlerinnen dasselbe anpacken möchten? Das soll mir lieb seyn, war des Verfassers Gegenrede, die er mit folgenden Worten beschloß: Alles Tadeln hat seinen Nutzen. Erinnert einer an mir was Vernünftiges: so erbaue ich mich daraus. Ziehet mich aber derselbe unvernünftig durch: so genieße ich von verständigen Leuten ein Mitleiden, und ein andrer hat mittlerweile den Vortheil, daß er zufrieden bleibet. Dieses habe ich zu eurer Sicherheit melden wollen, der ich übrigens, in Hoffnung, meines billigen Ansinnens gewähret zu werden, verharre

Euer dienstergebenster,

Oroander.

Ich kann es nicht leugnen, daß wir uns lange bedacht haben, ob wir dem bescheidenen Gesuche des Herrn Oroanders statt geben sollten, oder nicht? Wir besorgen ietzo schon, daß uns der Inhalt gegenwärtigen Stückes für eine Verwegenheit ausgeleget werden möchte. Unser Vorhaben ist niemals gewesen, die Schriften der Gelehrten zu beurtheilen. Wir haben uns auch niemals zu Richtern über die akademischen Lehrer aufzuwerfen getrauet. Wir waren auch schon entschlossen, die uns aufgetragene Beurtheilung der oberwähnten Schrift, dem Herrn Oroander ins geheim zuzustellen. Doch endlich haben wir uns eines andern bedacht. Der Verfasser der angeschlagenen Schrift, von der Wichtigkeit der Kunst, vernünftig zu denken und klüglich zu reden, schien uns sowohl aus denen im Briefe uns mitgetheilten Worten, als aus seiner Schrift selbst, die wir mit Vergnügen etlichemal durchgelesen, viel Vernünftiges zu besitzen. Daher konnten wir auch von ihm kein anderes, als ein, demselben nützliches Urtheil, fällen. Wäre ja aber eins und das andre zu erinnern: so würden wir durch ein gänzliches

Still-

Stillschweigen uns in den Verdacht gesetzet haben, als ob wir uns nicht getraueten, das einmal beliebte Beywort der vernünftigen Tadlerinnen zu behaupten. So sey es denn endlich gewagt. Der Herr Autor der oft erwähnten Schrift, der ohne dem die Güte für uns gehabt, unserer Blätter in seinem Anschlage Meldung zu thun, ja sich auch unserm Tadel zu unterwerfen, wird es uns für keine Verwegenheit auslegen, wenn wir, unsre Ehre zu erhalten, auch von seiner Schrift ein bescheidenes Urtheil fällen werden.

Anfänglich sind wir in der Hauptsache selber mit ihm völlig eins, daß es nämlich eine sehr wichtige Kunst sey, vernünftig zu denken und klüglich zu reden. Und wir wünschen herzlich, daß doch alle Studierende, die auf Akademien kommen, sich ernstlich möchten angelegen seyn lassen, dieselbe wohl zu fassen; ehe sie sich auf höhere Wissenschaften zu legen anfingen. Denn daß es in der Gottesgelahrheit, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunst, so viel tausend verdorbene Leute giebt, die nichts mehr wissen, als was sie mit dem Gedächtnisse gefasset haben; das kömmt unsers Erachtens bloß daher, daß sie gleich in ihren ersten Studentenjahren den Verstand und die Zunge nicht gnugsam geübet, sondern mit ungewaschenen Händen die wichtigsten Theile der Gelehrsamkeit angegriffen haben. Wir loben dahero den Herrn Urheber besagter Schrift, daß er sich erbothen, jungen Leuten zu einer so nöthigen Kunst eine gründliche Anleitung zu geben.

Zum andern hat es uns sehr gefallen, daß er seinen Anschlag in deutscher Sprache verfertiget; nachdem es bereits eine bekannte Sache ist, daß dieselbe eben so geschickt sey, gelehrte Dinge vorzutragen, als irgend eine in der Welt seyn kann. Es hat uns auch nicht anders als rühmlich geschienen, daß sich derselbe der Reinigkeit beflissen, und, so viel möglich,

aller

aller lateinischen und französischen Brocken sich enthalten, womit andere ihren größten Staat zu machen pflegen.

Ist es uns aber erlaubt, auch dasjenige zu entdecken, was uns bedenklich geschienen: so hat es uns Wunder genommen, daß der gelehrte Herr Verfasser zum Grunde seiner Vernunftlehre die Schriften dreyer berühmten Männer, des Herrn geheimen Raths Thomasius, des Herrn Doctor Buddeus, und Doctor Rüdigers, legen wollen, die doch so wenig als Himmel und Erde, als Feuer und Wasser, ja als Licht und Finsterniß mit einander übereinkommen. Z. E. Herr Thomasius verwirft in seiner Vernunftlehre die förmlichen Schlüsse als ganz unnütze und auslachenswürdige Pedantereyen. Herr Rüdiger hingegen machet sich eine Ehre daraus, daß er nicht nur eine, oder drey Arten von Schlüssen vorträget, sondern auch die vierte, die von den meisten verlachet worden ist, beybehält, ja noch unzählige andere Gattungen von Vernunftschlüssen von neuem, wie er vorgiebt, erfunden hat. Ich übergehe des Herrn Buddei Logik, welche in anderen Stücken mit den erwähnten ganz uneins ist. Doch ich sehe schon zum Voraus, daß der Herr Verfasser sich als ein buddeischer Eklekticus aufzuführen gesonnen ist: wobey er aber besser gethan hätte, wenn er entweder alle andere neue und ältere Vernunftlehren der Deutschen und Ausländer genennet; oder aber gar an keine einzige gedacht hätte.

Endlich aber hat unsre Gesellschaft der deutschen Musen sich die Mühe genommen, seine kleine Schrift mit Bedacht durchzugehen, um auf den Ausdruck und die Schreibart insbesondere Acht zu geben: da sie denn, ausser einigen Kleinigkeiten in der Rechtschreibung (die vielleicht bloße Druckfehler seyn können, welche sich auch in unseren Blättern öfters einschleichen) mehrentheils zu ihrer eigenen Besserung etliche Redensarten

densarten angemerket, die zärtlichen Lesern anstößig seyn können. Z. E. auf der dritten Seite stehet: In dem Moraste der Obscurität bis über die Ohren stecken. Auf der vierten Seite, das Pflöckgen der Wahrheit treffen. Etwas dick und trübe betrachten. Reelle concepten: Dieß ist nicht deutsch, wenn es gleich deutsch geschrieben wird. Auf der fünften Seite, der freche Wille der ungebundenen Sterblichen, ist gekünstelt und nicht natürlich. Auf der sechsten Seite, ein ungeheurer Schwall: Das ist ein unreines und pöbelhaftes Wort. Auf dem siebenten Blatte hat unseren Musen der zwischen Furcht und Hoffnung stehende Exspektant der gesunden Vernunft nicht angestanden, rc. Ich bin aber schon zu kühn gewesen, daß ich dergleichen Dinge hersetze, die vielleicht nur unseren Musen so anstößig geschienē haben.

Bisher habe ich von Dingen reden müssen, die unserm Geschlechte mehr Ekel als Vergnügen werden verursachet haben. Ich will derowegen den noch übrigen Platz mit einem Briefe voll machen, der dieser Tage bey uns eingelaufen ist, und weil er mich insbesondre angeht, auch von mir allein beantwortet werden muß.

Muntere Calliste!

Der vernünftigen Tadlerinnen kluge Obermeisterinn, Hochgeschätzte Gönnerinn!

Sie werden ohne Zweifel das XV Stück des hamburgischen Patrioten gelesen haben, und in demselben sonderlich die letzten Zeilen, darinnen ein artiger Korb, für einen jungen Freyer, enthalten war. Ich bin eben der unglückliche Briontes, der sich in langer Zeit nicht zufrieden geben können: weil ihm ein andrer die vollkommene Araminte, so zu sagen, vor dem Maule weggehaschet. Ich habe es damals fast verredet, iemals zu heirathen; und wenn ich nicht evangelischer Religion gewesen wäre: so würde ich ohne Zweifel in ein Kloster gegangen seyn. Ich glaubte nicht, daß in aller Welt noch ein Frauenzimmer vorhanden wäre, die mir recht gefallen könnte. Unter zwanzigen, die ich kennen zu lernen Gele-

genheit

genheit hatte, habe ich zehen einfältige, fünf eitele oder stolze, und fünf überaus wollüstige gefunden. An die Kunst hauszuhalten war ohnedem bey solchen Kindern nicht viel zu gedenken, die bey einer Tasse Caffee, einem Spiegel, und der Lomberkarte erzogen waren, und ihre Füße selten anders gebrauchet hatten, als wenn sie, nach Anleitung ihres Tanzmeisters, auf einem Platze zehn französische Tritte gemacht, den sie doch mit fünf deutschen Schritten hätten zurücke legen können.

Doch ich habe mich eines andern besonnen, seit dem Sie, aufgeweckte Calliste, durch Dero vernünftige und lebhafte Schriften, mir einen Abriß von Ihrem Verstande und Ihren sonderbaren Tugenden gegeben. Dieses hat mich zu der Kühnheit verleitet, Ihnen meine eheliche Liebe kund zu thun, und, im Falle Sie die geringste Neigung zu einer Person würden blicken lassen, die Dieselben bloß ihrer Tugenden halber hoch schätzet, Deroselben auch eine ausführliche Nachricht von meinen Umständen und Einkünften zu versprechen. Sie dörfen mir nicht vorsagen, daß Sie etwa nicht schön, oder nicht reich genug für mich seyn würden: das alles würde mich nicht abschrecken können. Ich freye nicht mit den Augen. An Gelde fehlt es mir, Gott Lob! auch nicht, und ich habe nicht das schädliche Vorurtheil, daß ein Reicher sich wiederum nach einer reichen Partey umsehen müsse. Erklären Sie Sich also ehestens über das Ansuchen Dero treuesten Verehrers

Briontes.

Diesem vernünftigen Freyer muß ich die vielleicht unverhoffte Nachricht geben, daß ich bereits vor funfzehn Jahren, wegen einer gewissen Begebenheit, ein hohes Gelübde gethan habe, die Tage meines Lebens mich keinem Manne zu vertrauen. Und da ich nun schon eine lange Zeit einer erwünschten Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths bey diesem meinem Entschlusse genieße: so müßte ich besorgen, der Himmel möchte eine, auf bloßes Anerbiethen, und ohne weitere Noth, vorgenommene Veränderung, mit unglückseligen Verhängnissen bestrafen. Ist es aber des Briontes Ernst, im Heirathen allein auf Verstand und Tugend zu sehen: so kann er meine Base, die Cynthia, haben, an welcher er ein vollkommenes Ebenbild seiner verlornen Araminte finden wird.

Calliste.

Das XXIII Stück.

Den 6 Junius, 1725.

Philander von der Linde.
Und die Agnese kann nicht schreiben, auch nicht lesen.

Wir haben die Zeit her, unsern Briefwechsel nicht zu unterbrechen, eins und das andre von den wichtigsten Schreiben, die bey unserm Verleger eingelaufen, unseren Lesern vor Augen geleget. Einige darunter sind so vollkommen abgefasset gewesen, daß wir sie, ohne die allergeringste Veränderung, in diese Blätter einrücken können: andere haben nur in einigen Kleinigkeiten eine Verbesserung nöthig gehabt: viele sind endlich so beschaffen, daß wir sie gänzlich haben zurücke halten müssen, um unseren Lesern keinen Verdruß zu erwecken. Jetzo aber bin ich entschlossen, ihnen auch von der allerschlechtesten Gattung etwas vorzulegen. Es ist uns durch die Güte einer gewissen Freundinn zugestellet, welche es selbst als eine Seltenheit aufhebet, und das Original ihren Bekannten, auf Erfordern, zeigen kann. Es lautet also:

Werdeste Frau muMe,

Mir han lange uf en Schraiben aus den lieben Halle kewart, mit kraußen schmerzen. Maine MAma Möchte kärne wissen Ab se och Noch sain kesunt sain se kummen Jo keen Eenzich mohl här, un Mir han Jhn doch nischt übels getaan. Mir sind hieben noch Alle wolloff nur Der kleene Pruter ist en pißgen Mallate, sonst wirter schon Lange trübben kewesen sain. Mir laipzsche jumfern

fern sind in kraußer kefahr, Weil der daud vaur etliche wochen so sharck unter se kummen, daß ihr flucks zwee uff emahl gestorben, eens is auch Braut Worden, und ich soll zur hochzich geyen, aber de maMa well Mer keene naie hadrichähne machen lassen, das hab ich wohl kesaht. hat se nich en wäsen trübber gehat, aber Ich mache mir Nischt draus lipstes Frau müMgen Schraib se doch en baar zailen an de maMa, denne daß wird sie uf andre gtancken bringen, Ich ha disse nacht Nich waul keruht drinnne tüt mir der kop wey und ich kan nischt mer schraiben, Atge dausentmahl atge

Meiner hauchgeerdesten Frau muMe

kehaurschamste tienerin

N. N.

P. S. Es kummen klech pay ihn trübben solch Schriften raus die von waibsen Gemacht werden, Ich ha eens Gelesen aber es docht mit alldem heele nischt. Die Menscher müssen keenen Spinn Rocken oder Stricke Rateln han, se han sich och emahl übersch putzen Muckiret, ich möcht Kärne wissen ab se in halle im blaussen und schwarzen hehmte in de Kirche geyn. Was wörden de Pursche nich schäckern.

So pöbelhaft die Sprache in diesem ganzen Briefe ist: so wenig wollen wir vermuthen, daß es ein Frauenzimmer von einigem Stande sey, das ihn verfertiget hat; ob uns gleich meine Freundinn dessen überreden will. Es mag nun wahr seyn oder nicht: so sieht man doch, was für eine verderbte Aussprache an ihrem Orte herrschen müsse. Die Art, wie sie etliche Wörter geschrieben hat, legt davon ein gnugsames Zeugniß ab. Und wir überlassen es anderen zu beurtheilen, ob die Herren Meißner ein solches Vorrecht vor uns Magdeburgern, im Absehen auf die Zierlichkeit der Sprache, haben. Wir geben aber bey dieser Gelegenheit nochmals allen Aeltern die Lehre, fleißiger auf den Unterricht ihrer jungen Töchter Acht zu haben, und ihren Lehrmeistern anzubefehlen, daß sie dieselben

eben sowohl im Rechtschreiben üben mögen, als die Knaben. Schämet man sich bisweilen nicht, wenn man einige Zettel zu sehen bekömmt, die von manchem überaus artigen Frauenzimmer von Wäsche, Haus- und Küchensachen geschrieben werden? Wie elend sind da alle Wörter verstümmelt? und wie lange muß man rathen, ehe man begreift, was sie haben wollen? Es ist nicht zu besorgen, daß wir gar zu viel gelehrtes Frauenzimmer bekommen werden: wenn gleich ein Mägdgen vom vierten bis zum zwölften Jahre in allerhand nützlichen Dingen, als im Deutschen, Lateinischen und Französischen, im Lesen, in den Anfangsgründen der Grammatik, im Rechtschreiben, im Rechnen, im Christenthume, und endlich in Verfertigung eines deutschen Briefes, unterwiesen würde. Dieses mögen sich diejenigen gesagt seyn lassen, die unter ihren Untergebenen auch junges Frauenzimmer haben. Die lieben Mütter dürfen indessen nicht denken, daß ihre Töchterchen gar zu spät zur Galanterie kommen würden. Wenn sie gleich täglich drey bis vier Stunden in der Schule wären: so hätten sie doch Zeit genug, ein wenig nähen, oder andere Kleinigkeiten machen zu lernen. Die Haushaltungssachen aber, welche mehr Verstand erfordern, würden nach dem zwölften Jahre desto besser von ihnen gefasset werden.

So viel sey genug bey Veranlassung des obigen Schreibens. Jetzo muß ich noch einen Brief einrücken, der gleichfalls die Sprache angehet, und sich an diesen Ort überaus wohl schicket.

Ruhmwürdige Tadlerinnen!

Ich muß euch endlich diejenige Dankbegierde an den Tag legen, die ich in mir empfunden habe, so bald ich mit euren wöchentlichen Arbeiten bekannt zu werden das Glück gehabt. So wenig Vergnügen ich vorhin im Bücherlesen gefunden, so eifrig bin ich

darinnen geworden; nachdem ihr mir durch eure angenehmen Blätter einen Geschmack davon beygebracht. Ich bin noch unverheirathet, und meine Geschäffte lassen es also gar wohl zu, daß ich täglich ein paar Stunden mit Büchern umgehe. Ich habe mir bereits verschiedene angeschafft, und den Anfang von denen gemacht, die ihr in euren Schriften gerühmet habt. Des Herrn von Bessers Schriften, Canitzens Nebenstunden, und die asiatische Banise, sind bisher mein Zeitvertreib gewesen. Jetzo halte ich mir auch den Patrioten. Denn ich kann mit leichter Mühe wöchentlich von meinem Caffeegelde einen Groschen nehmen, davon ich 6 Pf. zum Patrioten, und 6 Pf. zu euren Blättern anwende. Es ist wahr, daß mir jener bisweilen ein wenig zu hoch schreibet; allein das muß ich meiner Einfalt zuschreiben. Doch merke ich schon, daß ich, durch die Uebung, auch dergleichen Sachen werde begreifen lernen, die etwas mehr Nachdenken erfordern. Ich habe mir neulich auch den ins Deutsche übersetzten Spectateur angeschaffet; weil ich aber an einigen Orten keinen Verstand heraus bringen kann, und daher muthmaße, daß es gar zu sehr nach dem Französischen oder Engländischen muß gegeben seyn: so beklage ich es herzlich, daß ich diese Sprachen nicht verstehe. Sehet ihr, werthgeschätzte Tadlerinnen, was eure Schriften schon bey mir gefruchtet haben? Wollet ihr mir nun noch mehrere Gefälligkeiten erweisen: so machet mir noch einige Schriften und Bücher namhaft, die ich mit Vortheil und Vergnügen werde lesen können. Man hat mir schon viele vorgeschlagen: allein ich traue euch am allermeisten; weil ich euer Urtheil bisher so gut befunden habe.

Ich habe lange nachgedacht, ob ich euch nicht etwa in eurem löblichen Vorhaben, die Fehler unsers Geschlechts zu verbessern, behülflich seyn könnte: damit ich euch mir um desto kräftiger verbindlich machen möchte. Endlich habe ich folgendes ersonnen, welches ihr bestens auslegen werdet. In dem siebenten Stücke des Patrioten habe ich gefunden, daß derselbe eine Nachricht von einer Gesellschaft des hamburgischen Frauenzimmers gegeben, die sich die Gesellschaft vom schönen Wetter genennet. Unter anderen Gesetzen derselben steht auch dieses, in Absehen auf die Sprüchwörter, deren sie sich bedienen wollen: von den Leipzigern sind

bisher folgende angenommen: Ich dachte, was mich bisse! Ey ja, warum das nicht? Zerreiß er sich nicht die Krause. Ich habe meinem Affen heute Zucker gegeben. Das wäre mir eben recht. Er dörfte wohl in der Wäsche bleiben. Seht, wie sich der Herr da zieret. Je! he togt jo mit samt dem heele nischt. Diese Probe von denen unter uns gewöhnlichen Sprüchwörtern trifft in der That noch ietzo ein, und weil die patriotischen Schriften von wenigem Frauenzimmer gelesen werden: so gehen sie noch bis diese Stunde im Schwange. Ich habe aber angemerket, daß, außer oberwähnten Redensarten, noch viele andere bey uns gebräuchlich sind. Ueberhaupt ist zwar unser Frauenzimmer von dem Naturelle nicht, als die Hamburgerinnen. Da diese sich halbe Stunden in Gesellschaften einander ansehen sollen, ohne ein Wort zu reden: so ist hier am Schwatzen kein Mangel. Die meisten, ja ich kann fast sagen alle, sind so wortreich, daß es ihnen nicht möglich wäre, eine halbe Viertelstunde zu schweigen. Da könnt ihr nun leicht denken, daß die meisten Verbindungsformeln ihrer Gespräche solche artige Sprüchwörterchen seyn müssen, als obgemeldte und folgende, die ich noch zur Zugabe hersetzen will: Ist das nicht ein Gethake? Daß du mir nicht davon läufst! Er kann sich abführen! Jo jo! Hat sich wohl! Ey ich dachte gar! Mir hans lange sat! Ich mache mir nischt daraus! Ey nu ja!

Ich schreibe euch dieses, geehrte Tadlerinnen, in der Absicht, daß ihr es in einem von euren Blättern kund thun, und zugleich unserm Frauenzimmer, welches sich sonst den Ruhm der Geschicklichkeit nicht will absprechen lassen, vorstellen möget, wie schlecht es stehe, wenn sie durch dergleichen Sprüchwörter sich ihren Mägden gleich machen. Ihr könnt ihnen auch sagen, daß sie Verstand genug besäßen, diese Fehler zu vermeiden: denn durch diese schmeichelnde Vorstellung werdet ihr sie am leichtesten gewinnen; weil ich keine einzige weiß, die sich nicht auf ihren Verstand was einbilden sollte. Ich hätte dieses an den Patrioten selbst schreiben können; allein ich weiß, daß eure Tadelschriften von unserm Geschlechte häufiger gelesen werden. Im übrigen glaubet nur, daß ich ohn Unterlaß sey Eure ergebenste

Lindenstadt, den 20 May, 1725. N. N.

Wir

Wir danken dieser gütigen Person für den rühmlichen Beytrag. Was die an ihrem Orte, und zum Theil auch bey uns, gewöhnlichen Sprüchwörter anlanget: so können wir es bey ihren Vorstellungen bewenden lassen. Sie hat ihre Gedanken darüber kurz gefasset; uns aber dadurch der Mühe überhoben, ein ganzes Stück davon auszuarbeiten: wie wir uns vorgenommen hatten. Sie bittet uns aber um ein Verzeichniß etlicher Bücher, die sie mit Lust und Nutzen lesen könne. Das ist fürwahr keine leichte Sache. Ist nicht die Menge der Bücher unzählig? Zwar sie verlanget nur deutsche zu lesen; aber auch derselben sind so viele, daß man große Bibliotheken davon machen könnte, ohne ein einziges aus anderen Sprachen hereinzunehmen. Keine gelehrte Mannsperson hat alle dieselben gelesen, ja ich wollte auch denjenigen gerne sehen, der sie mir alle nennen könnte. Wie viel weniger ist denn dieses von uns zu vermuthen? Doch zu allem Glücke ist es auch nicht nöthig. Man braucht zwar viele Bücher zu kennen, zu haben, und zu lesen, wenn man von seiner Gelehrsamkeit einen Staat oder Wind machen will; aber gelehrt zu werden, bedarf man sehr wenige. Dieses ist nicht mein Urtheil, sondern ein Ausspruch eines der allergrößesten Männer, die wir iemals gehabt haben. Eben dieser hat noch hinzugesetzt, daß man derselben noch weniger nöthig habe, wenn man nicht gelehrt, sondern klug und vernünftig werden wolle.

Aus diesen Ursachen werde ich, wie ein ieder leicht begreift, keine große Anzahl von Büchern vorschlagen dörfen. Und das ist ein großer Vortheil für mich. Wo sollte ich wohl viele von der Gattung antreffen, die einen Menschen vernünftig und klug zu machen geschickt wären? Man findet dieselben fürwahr nicht in allen Buchläden. Die wenigsten Scribenten setzen sich diesen Endzweck vor, indem sie ihre Sachen verfer-

tigen. Die allermeisten entschütten sich nur der Bürde, womit sie ihr Gedächtniß beschweret haben. Ihre Vernunft haben sie selbst niemals gebessert. Sie stecken bis an die Ohren in allen Vorurtheilen. Sie wissen ihren Verstand nicht auf gehörige Weise zu gebrauchen; daher bleiben sie ewige Copisten und Papageyen. Sie sagen nichts von sich selbst, schreiben auch nichts von ihrem Eigenen: sie sagens nur nach, was sie von anderen gehöret, und schreiben dasjenige ab, was schon Unzählige vor ihnen geschrieben haben. Sie sind im übrigen unbekümmert, ob dasselbe wahr oder falsch, vernünftig, ungeräumt, läppisch, oder abgeschmackt gewesen. Dieser Gattung Leute haben den Wahlspruch: Nihil dicitur, quod non dictum sit prius: man könne nichts sagen, was nicht bereits von anderen gesaget worden. Daher sind ihre Bücher so voller Anführungen alter und neuer Scribenten, aus deren gesammelten Lappen sie ihre buntscheckigten Harlekinskleider zusammen sticken. Daher können sie auch ieden Monat eine neue Schrift in die Welt schicken. Dieses ist bey ihnen in der That keine große Sache. Sie brauchen sonst nichts mehr, als eine kleine Geduld, die bereits vorhandenen Bücher abzuschreiben: oder wenn es hoch kömmt, Nadel und Zwirn, die erbettelten Lappen zusammen zu hängen, und aus zwölf Philosophien, Theologien, rc. die dreyzehnte zu machen. Sie arbeiten nur mit den Augen, mit den Fingern, und mit dem Gedächtnisse. Bisweilen thut die Einbildungskraft auch was dabey. Diese ist flüchtig und nimmt sich keine Zeit; daher sind sie in der Geschwindigkeit mit ihren Sachen fertig. Wenn hingegen andere mit dem Verstande alles reiflich überlegen, ehe sie es schreiben, und wenn sie es geschrieben haben, wohl zehnmal nach den Regeln der Vernunft untersuchen: so haben sie auch weit mehr Zeit nöthig. Isokrates hat vorzeiten

zwanzig Jahre an einer Rede gearbeitet: da hingegen die großsprecherischen Sophisten aus dem Stegreife zu ganzen Stunden predigen konnten; man mochte ihnen eine Materie vorgeben, die man immer wollte. Wie nicht alle Thiere wiederkäuen: so sind auch nicht alle Geister der Menschen zur Ueberlegung und zum Nachsinnen geschickt.

Nun will ich eben nicht sagen, daß alle diejenigen Bücher, die ich namhaft machen will, von dergleichen Fehlern ganz befreyet wären: dieses wäre zu viel gesagt. So viel aber will ich doch versichern, daß man keines davon ohne besondern Nutzen lesen wird. Die meisten darunter sind, nicht nur ihres guten Innhalts halber, sondern auch ihrer reinen deutschen Schreibart wegen, lesenswürdig. Ich habe mich ihrenthalber nicht lange besinnen dörfen, sondern sie so hingesetzt, wie sie unter andern in meinem kleinen Bücherbehältnisse stehen. Viele Folianten und Quartbände habe ich mir niemals angeschaffet. Ich mag meine Bücher gern von Anfang bis zum Ende durchlesen, und dieses geht mit kleinen leichter an, als mit großen. Wird man uns einmal um ein Register von französischen Büchern ersuchen: so soll auch damit gedienet werden.

Verzeichniß
einer deutschen Frauenzimmer-Bibliothek.
I. Zur Religion.

Haasens Bibel.
Scrivers Seelenschatz.
Placette Versuch einer geistlichen Sittenlehre.
Caspar Neumanns Licht und Recht.
Scharfs verkehrte Bibel der Gottlosen
Mosheims Sittenlehre.
Reinbecks Betrachtungen über die augspürgische Confeßion.
Wagners Betrachtungen über die göttlichen Geheimnisse.

Kyburz kleine Bilderbibel.
Saurins Predigten.
Lenfants Vorbereitung zum neuen Testament.
Mosheims heilige Reden.
Burnet vom Glauben und den Pflichten der Christen.

II. Zur Historie und Weltweisheit.

Hübners Atlas.
Zieglers Schauplatz und Labyrinth der Zeit.
Mascovs Geschichte der Deutschen.
Hübners Staats- und Zeitungslexicon.
Frauenzimmerlexicon.
Die Fabeln Aesopi. Nürnberg, 1723.
Der Patriot.
M. A. Antonini Betrachtungen über sich selbst.
Wolfs deutsche Schriften.
Swifts Mährchen von der Tonne.
Fontenellens kleine Schriften.
Hoffmann von der Zufriedenheit.
Hederichs historische Wissenschaften.
Die Ruhe des Cyrus.
Fenelon von Erziehung der Töchter.
Locke von der Erziehung.
Cicero von der menschlichen Pflicht.
Liscovs kleine deutsche Schriften.
Don Quixote.
Boethii Trost der Weltweisheit.
Hübners historische und geographische Fragen.
Der reisende Cyrus.
Das Leben des Sethos.
Die Reisen Gullivers.
Die Reise nach Cacklogallinien.
Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer.
Derselben zween Briefe von der Auferziehung.
Seneca von der Vorsehung und Standhaftigkeit.
Rollins Anweisung die freyen Künste zu lehren und zu lernen.
Der Freymäurer.

III. Zur

III. Zur Poesie.

Der deutschen Gesellschaft Schriften.

Amthors
Bessers
Canitzens
Flemmings
Gryphii
Günthers
Hagedorns
Hallers
Hankens
Opitzens
Philanders von der Linde
Rachels

} Gedichte.

Neukirchs Telemach.



Das XXIV Stück.

Den 13 Junius, 1725.

Heräus.
Wär hier dergleichen mehr zum Vortheil abzuzwingen?
Wie würde sie das Geld um ihre Freyheit bringen?

Calliste hat neulich ihrem Freyer einen fast allzukurzen Bescheid auf sein Ansuchen ertheilet. Ich will mich ietzo nicht bey ihrem längstgefaßten Entschlusse aufhalten, der sie gehindert, dieses Anerbiethen einer ehelichen Liebe auszuschlagen: davon wird sich ein andermal weitläuftiger handeln lassen; wenn wir von den Bequemlichkeiten des ehlosen Standes insbesondre unsere Gedanken eröffnen werden. Ich will nur bey den übrigen Umständen dieser merkwürdigen Begebenheit einige Betrachtungen anstellen, und einige Umstände beyfügen, die sich nach der Austheilung des XXII Stückes zugetragen haben.

Briontes muß in der That ein recht vernünftiger Mensch seyn, der seines gleichen nicht gar zu viele haben wird. Es scheint zwar, dem ersten Ansehen nach, eine Unbedachtsamkeit zu seyn, wenn ein Freyer sich um ein Frauenzimmer bewirbt, die er niemals gesehen, vielweniger gesprochen, und kennen gelernet hat. Wenn irgend eine Thorheit in der Welt groß ist, so ist es gewißlich diese, daß junge Leute mit fremden Augen freyen, und sich vorsetzen, eine Person zu lieben, von welcher sie nicht wissen, ob sie groß oder klein, schwarz oder weiß, klug oder dumm, tugendhaft oder lasterhaft, angenehm oder verdrießlich

driesslich im Umgange ist. Wer auf die Weise ein Pferd, ein Haus, oder sonst etwas mittelmäßiges kaufen sollte, der würde, mit einhälligen Stimmen aller seiner Mitbürger, für einen Narren gehalten werden. Ein Pferd, daß uns nicht ansteht, das können wir doch wieder abschaffen. Ein Haus, das uns nicht bequem ist, können wir wieder verkaufen. Einen Ehgatten aber kann nichts als der Tod von dem andern trennen. Und doch sehen wir täglich Exempel, daß mancher sich darinnen am sorglosesten verhält; indem er sich von anderen Leuten, von seinen Vormündern, von alten Frauen und Jungfern, oder eigennützigen Freywerbern, die Ohren voll lügen läßt, und sich auf Lebenslang eine Person an den Hals hänget, die er doch des andern Tages nach der Hochzeit gerne los werden möchte.

So gieng es neulich dem jungen Dametas. Er war in einer Verfassung, darinnen ihm nichts, als eine Ehefrau, fehlte. Der gute Mensch trauete es sich aber selbst nicht zu, eine gute Wahl zu thun, dadurch er sich glücklich machen könnte. Er fragte seine Mutter, die eine alte wohlhabende Wittwe war. Diese überlegte es mit ihres Sohnes Vormündern, und als sie mit ihnen, wegen der Liebsten ihres einzigen Kindes, eins worden, ward sogleich durch einen Abgeordneten um dieselbe geworben. Dametas war ein wohlgebildeter und artiger Mensch, der sein gutes Auskommen, und bey iedermann einen guten Namen hatte. Kein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt hätte Bedenken getragen, ihm das Jawort zu geben: daher war es kein Wunder, daß auch seine Freywerber ihm einen Verlobungsring brachten, ehe er noch wußte, daß er ein Freyer wäre. Der Ring war kostbar, und die Vorstellungen seiner Frau Mutter, welche von etlicher ansehnlicher Männer Zeugnissen unterstützet wurde, übertäubeten den armen Dametas, daß er glauben mußte was er nicht

sah, auch ganz und gar nicht begreifen konnte: daß nämlich seine Verlobte das schönste, geschickteste, und, welches ihm sonderlich angepriesen wurde, das reicheste Frauenzimmer in ihrer Gegend wäre. Er mochte sich dawider sperren, wie sehr er wollte; er mochte bitten und flehen, daß man sie ihm erst bekannt machen möchte: alles war vergebens. Der Tag zur öffentlichen Verlobung ward bestimmet, und man kann leicht denken, wie vergnügt Dametas wird gewesen seyn, als man ihm eines groben Pachters bäurische und ungezogene Tochter in die Armen lieferte, deren vornehmste Tugend war, daß sie, mit einem Sacke voll Geldes, ihren Rücken auf der rechten Seite eben so erhaben machen konnte, als ihn ein starker Höcker auf der linken gemacht hatte.

Doch dergleichen Unbedachtsamkeit können wir dem vernünftigen Briontes nicht aufbürden. Er kennet dasjenige, was er liebet, und ist also sicher, daß ihn seine Wahl nicht gereuen werde. Er sieht den Ehestand für nichts anders, als für eine etwas genauere Freundschaft an, die bloß deswegen so genau seyn kann, weil Personen verschiedenes Geschlechtes sie mit einander aufrichten. Bey einer Freundschaft aber muß man insonderheit auf das Gemüth des Menschen sehen, den man lieben will. Findet man darinnen etwas, das sich zu unsrer Gemüthsart wohl schicket: so ist kein Zweifel, daß diese Uebereinstimmung ein Grund einer beständigen Freundschaft seyn werde. Dieses hat nun Briontes an unsrer Gehülfinn Calliste gefunden. Schriften sind Schildereyen der Gemüther. Ein unsichtbarer Geist kann durch keinen Pinsel abgeschildert werden; aber er selbst kann seine guten und bösen Eigenschaften wohl abdrucken, wenn er seine Gedanken schriftlich verfasset. Und ich halte es für das allerbeste Kunststück, der Menschen Gemüther zu prüfen, wenn man sie aus ihren

Schriften erforschen kann. Hierinnen zeiget es sich, ob sie einfältig oder vernünftig; voller Vorurtheile, oder verständig; lebhaft, oder schläfrig und träge; zu Lastern geneigt, oder rechtschaffene Liebhaber der Tugend sind. Calliste, welche genugsame Proben ihres Verstandes in ihren bisherigen Blättern an den Tag geleget, darf also nicht zweifeln, daß nicht ihre Gemüthsart dem scharfsinnigen Briontes genugsam sollte bekannt geworden seyn.

Da es nun hiemit seine Richtigkeit hatte: so war es dem redlichen Freyer nicht ein geringes Lob, da er sich erklärete, wie er kein bloßer Augenfreyer sey. Wie schändlich hat sich doch mancher betrogen, der die bloße Schönheit zu einem Gegenstande seiner Neigungen gemachet hat. Wie mancher hat, unter der englischen Gestalt einer wunderschönen Helena, eine zehnfache Xantippe an den Hals bekommen? Der Ausspruch gewisser Redner und Poeten: daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohne, hat bisher unzählige Abfälle gelitten. Vielleicht würde er eintreffen, wenn Aeltern auf die Erhöhung der Gemüthsgaben bey ihren Töchtern so viel Fleiß wenden wollten, als auf die körperlichen Eigenschaften gewandt wird. Da dieses aber nicht geschieht: so ist es kein Wunder, daß Verstand, Tugend und Schönheit bisher noch keine unzertrennliche Gefährten geworden. Wie schwach muß derowegen nicht eine Liebe seyn, die sich auf nichts, als auf eine vergängliche Gestalt des Angesichts, gründet! Ist sie gleich anfänglich von hitziger Art; so wird sie doch bald erkalten, oder gar verlöschen: maßen doch die Schönheit nur wenige Jahre dauren kann. Die Rosen verblühen auch auf den Wangen des Frauenzimmers sehr bald: und woran will sich ein Ehmann hernach ergetzen, der sich an nichts, als an solchen hinfälligen Blumen, erquicken konnte? Hieraus können

nen unsere Nymphen (ich gebe ihnen diese Regel im Vertrauen) leicht schliessen, daß das die elendeste Gattung ihrer Liebhaber sey, die ihnen nur allezeit von Schönheit vorzuschmeicheln wissen. Sollten sie einen von diesen Herren heirathen: so würden sie bey ihnen nicht länger eine angenehme Ehe haben, als ihre Gestalt voller Reizungen bleiben würde; oder als sie keiner schöneren Person gewahr werden möchten. Wie unsicher ist es aber, solchen Leuten eine beständige Freundschaft zuzusagen, die uns so leicht abtrünnig werden können? Wie sicher ist es hingegen nicht, demjenigen das Herz zu schenken, der uns um des Gemüthes halber, welches er an uns findet, hoch achtet? Denn da die guten Eigenschaften desselben in währendem Ehestande sich nicht vermindern; sondern von Zeit zu Zeit immer vollkommner werden: so wird auch die Freundschaft solcher Ehleute allezeit wachsen, und mit iedem Tage ihr beyderseitiges Vergnügen mehren.

Doch Briontes würde nichts zu besorgen gehabt haben, wenn er sich gleich, nach Art vornehmer Herren, ein Bildniß unsrer Calliste hätte bringen lassen. Ist ihre Schönheit gleich nicht so groß, daß man nach ihrem Original eine vollkommene Liebesgöttinn abschildern könnte: so hat sie doch Annehmlichkeiten genug, den Namen einer Schönen zu verdienen. Mehr erlaubet sie mir nicht von einer Sache herzusetzen, darauf sie selber nichts hält, und ich fahre also fort, den redlichen Briontes einer neuen Tugend halber zu loben. Er ist von gutem Vermögen, wie er schreibet: doch sieht er nicht im allergeringsten auf den Reichthum derjenigen Person, die sonst seiner Liebe würdig ist. Das ist ein Phönix unserer Zeiten! Wie sehr hat nicht die schädliche Gewohnheit überhand genommen, daß ein Wohlhabender keine andre heirathen will, als die zum wenigsten eben so reich und begütert ist, als er selbst. Ich will hier nicht sagen, was das gemeine Wesen für Schaden davon

leidet,

leidet, wenn die reichesten Familien durch Heirathen allezeit mehr und mehr Geld zusammen bringen; da hingegen so viele andere Mangel leiden: ob es sich gleich leicht begreifen lässet, daß eine Republik mehr Nutzen hat, wenn hundert Bürger mittelmäßigen Reichthums darinnen wohnen, als wenn nur zehn überausreiche darinn anzutreffen sind. Man bedenke nur, was für Unheil im Ehestande selbst daraus erwächset, wenn man so sehr nach Geld und Gut freyen will. Daher kömmt es ja, daß mancher eine Partey thut, die ihm bey allem Gelde keine vergnügte Stunde läßt. Daher kömmts, daß manche Braut ihre Baarschaft mit 2 multipliciret, um einen reichen Freyer an sich zu locken, der ihr aber hernach das Leben so sauer machet, daß sie es tausendmal beklagen muß. Daher kömmt es, daß Aeltern ihren Töchtern mehr zum Brautschatze versprechen, als sie nachmals ohne Schwächung ihres Vermögens zahlen können: woraus abermal lauter misvergnügte Ehen entstehen. Wie manches artige, wohlgezogene und tugendhafte Kind bleibet sitzen; bloß, weil sie das Glück nicht hat, von reichen Aeltern gebohren zu seyn; ob sie gleich einen Ueberfluß liebenswürdiger Eigenschaften besitzet, die auch den allerreichesten Mann glücklich zu machen zulänglich gewesen wären. Ja wie mancher ansehnlicher Mann, der sich ietzo mit seinem Gelde eine reiche Furie an den Hals gekaufet, würde ein himmlisches Leben geführet haben, wenn er sich eine arme Gratie zur Ehegattinn erwählet hätte.

Nun gebe ich es allen meinen Lesern zu bedenken, was Briontes für ein vernünftiger Freyer sey? Ich frage alles unverheirathete Frauenzimmer, ob sie nicht einen solchen vor allen anderen wünschen wollten? Ja ich überlasse es auch unsrer Calliste nochmals, zu erwägen, was für ein Glück

sie

sie aus den Händen gelassen, da sie diese Anwerbung so leichtsinnig ausgeschlagen. Sie mag sich in einem ihrer folgenden Stücke darüber erklären, und zugleich die Ursachen entdecken, die sie zu einem ledigen Stande bewogen haben. Ich will nur noch kürzlich erwähnen, was Cynthia, ihre geliebteste Base, gesaget, als sie gelesen, daß man sie öffentlich zu einer Heirath ausgebothen. Ehe ich aber dieses thue, muß ich eine Abbildung derselben machen, daraus ihre Gemüths- und Leibesbeschaffenheit erhellen wird.

Cynthia hat gleich in ihrer Kindheit eine grosse Lebhaftigkeit und Fähigkeit der Seele spüren lassen. Sie hatte kaum ein Jahr zurücke geleget, als sie schon reden und gehen lernete, und im dritten Jahre konnte sie schon deutsch lesen. Ihre Mutter, ein rechtes Muster einer redlichen Matrone, hat an ihrer Auferziehung nichts ermangeln lassen. Sie hat ihr selbst die Gründe des Christenthums gleichsam spielend beygebracht, und stets darauf gehalten, daß sie Morgens und Abends ein Stück aus der Bibel, am Sonntage aber, nach geendigtem öffentlichen Gottesdienste, aus einem andern geistlichen Buche etwas lesen, und ihr hernach auf einige darüber gelegte Fragen antworten müssen. Dadurch ist nicht nur ihr Gedächtniß, sondern auch der Verstand und die Beurtheilungskraft bey ihr sehr geübet und gestärket worden. Sie hat ihr auch, durch unermüdete Fragen, warum dieses so, und jenes anders wäre? weswegen sie eins und das andre thäte? &c. angewöhnet, vernünftig zu werden, von allen Dingen den Grund und die Ursachen zu suchen, und nichts unbedachtsam vorzunehmen. Ihrem Gesinde hat sie scharf verbothen, ihr keine abgeschmackte Fabeln, Hexen- und Gespensterhistorien zu erzählen, um sie dergestalt von allem Aberglauben frey zu erhalten. Ihren Zeitvertreib

hat

hat sie fast allezeit in Gegenwart der Mutter gehabt, welche sich bisweilen selbst die Freude gemachet mit ihr zu spielen, um dabey ihre Neigungen desto besser zu erforschen, und, wo nöthig, einzuschränken. Französisch kann sie zur Noth sprechen, und im Lateinischen möchte sie auch einen leichten Scribenten verstehen: wiewohl sie diese Sprachen noch allezeit treibet. Ihre Base, Calliste, giebt ihr bisweilen ein Buch zu lesen, und fraget sie hernach um ihr Gutachten; da sie denn allezeit Gelegenheit hat, von nützlichen Dingen mit ihr zu sprechen. Die Nebenstunden wendet sie eines Theils auch zur Musik und Zeichenkunst an, zu welchen beyden sie ein sehr gutes Naturell hat. Die Hausgeschäffte weiß sie so wohl zu verwalten, daß ihre Mutter sich fast um nichts mehr bekümmern darf.

Dieß ist nun eine unvollkommene Abbildung der nunmehro in ihren besten Jahren stehenden Cynthia: denn ich kann wohl sagen, daß ich eher zu wenig, als zu viel, von ihr gerühmt habe; wie ich denn des Nähens, Stickens, Clavierspielens, ꝛc. der Kürze wegen, nichts erwähnen wollen. Calliste hat also gute Ursache gehabt, dieselbe dem Briontes an ihrer Stelle vorzuschlagen; indem man wohl sieht, daß sie ihr mit der Zeit in allen Stücken gleich kommen werde. So gut es aber diese gemeynet: so übel empfand es jene, daß man sie, ohne ihr Wissen, einem unbekannten Menschen zur Braut angebothen. Kaum hatte sie die letzten Zeilen des zwey und zwanzigsten Stückes gelesen, so hieß es: Wie hat meine Base sich die Freyheit nehmen können, mich öffentlich auszubiethen? Habe ich sie darum ersuchet, daß sie mir einen Liebsten schaffen sollte? Der, den ich haben soll, wird sich schon selbst bey mir melden. Und was ist das für eine Art, Leute zusammen zu kuppeln, die sich ihr Lebetage nicht gesehen haben? Ich werde mich niemals entschließen, iemanden zu heirathen, den ich nicht zuvor

wohl kenne, und ich danke Gott, daß meine Mama so vernünftig ist, und mich nicht zwingen wird, eine Person zu lieben, die ich nicht anders als hassen kann. Ich kenne ja die unglückliche Cölestine, die von ihren Aeltern genöthiget worden ist, einen unansehnlichen Mann zu heirathen. Wie elend bringet dieselbe nicht ietzo ihre beste Lebenszeit zu? Und wisset ihr nicht das Exempel der ein und zwanzigjährigen Florimunden, die schon sieben Jahre unter dem Joche einer erzwungenen Ehe geseufzet. Ihre Aeltern und Großältern dachten ihr vierzehnjähriges Töchterchen glücklich zu machen: da sie demselben einen frommen, verständigen und fleißigen Menschen an die Seite legten. Da halfen keine Thränen des armen Kindes, die ich sie selbst habe vergießen gesehen. Es hieß allezeit, sie verstünde nicht was ihr gut wäre, und es würde sich schon geben. Nun sieht mans ja sonnenklar, wie schön es sich gegeben hat. Sie kann bis auf diese Stunde ihren Mann nicht vor Augen sehen: er aber quälet sich mit einer beständigen Eifersucht. Das sind die Früchte von dergleichen gezwungenen Ehen! Es könnte seyn, daß Briontes eine liebenswürdige Person wäre; aber, da ich davon noch nicht überführet bin: so hätte man meiner nicht im geringsten gedenken sollen.

So heftig war Cynthia in ihrer Rede, und die Geberden, damit sie alles vortrug, gaben ihre Empfindlichkeit noch deutlicher zu verstehen. Calliste hatte gnug zu thun, sie zu besänftigen, und ich mußte versprechen, in dem nächsten Stücke unserer Schriften ihr, so viel möglich, das Wort zu reden.

Iris.



Das

****

Das XXV Stück.

Den 20 Junius, 1725.

Canitz.

Ein Spiegel weiset uns der Narren Häßlichkeit:
Doch wird er oftermals deswegen angespeyt.

Ihr unzeitigen Tadlerinnen, wenn werdet ihr endlich eurer Schmähsucht müde werden? Wenn werdet ihr eure Hecheln stumpf, und eure Federn unbrauchbar gemacht haben? Man will euch ja nicht hören! Eure ungebethene Moral darf also nur zu Hause bleiben. Höret auf, närrische Mägdchen! höret auf, so naseweise zu seyn. Beschweret euren Verleger nicht mit einer Schrift, die kein Mensch kaufet, und lasset den Platz in seinem Laden lieber ledig; als daß ihr ihn mit einem Blatte bekleidet, welches nur wegen des weißen Papieres und leserlichen Druckes so schön in die Augen fällt; sonst aber kaum den Würmern zur Speise gut genug seyn wird.

Ich höre, daß ihr euch auf die Vernunft berufet: Wir sind ja die vernünftigen Tadlerinnen! sprecht ihr. Ja, wenn das wahr wäre! Fragt nur die Leute in eurer Stadt, fragt an allen den Orten, wo Spöril eure Missgeburten der Welt aufgedrungen hat: so werdet ihr andere Titel hören. Unsinnige Tadlerinnen sind es, wird man sagen! Da habt ihrs! das ist euer Name! Ihr wollt böse darüber werden, wie ich merke. Wie? fragt ihr, folgen wir nicht den Regeln der Vernunft? Tadeln wir nicht das Tadelnswürdige? Wo haben wir die Tugend

zum Gelächter gemacht, wie Stax, der spöttische Stax, zu thun pflegt? Wo haben wir die Sittsamkeit der Modesta getadelt? Wo haben wir den guten Geschmack des Damons durchgehechelt? Wo ist eine tugendhafte Placidia von uns beleidiget worden? rc. Wie will man uns denn die Vernunft absprechen?

Ihr einfältigen Mägdchen! Ich bedaure euch von Herzen. Es ist vergebens, daß ihr euch noch vertheidigen wollt. Gesetzt, daß ihr auch Recht hättet; gesetzt, ihr wäret vernünftig und klug: meynt ihr denn, daß ihr es allein seyd? Die ganze Welt dünkt sich eben so gut, als ihr. Fragt die spielende Dißipatrice, fragt den galanten Herrn Jocoso, den von Rittersdorf, und den Narcissus. Fragt die hochmüthige Tanaquill, fragt die niederträchtige Sempronia, fragt die eitle und freche Corinna, fragt alle, die ihr in euren Blättern durchgezogen habt: ob sie nicht eben so klug und vernünftig sind, als ihr? Ihr werdet sehr unrecht ankommen, wo ihr euch den geringsten Zweifel merken lasset. Was habt ihr also vor ihnen zum voraus? Ich sage es euch frey heraus: Ihr seyd nichts besser, als sie.

Saget nicht, ihr könntet doch die Laster und Gebrechen der Menschen auf eine lebhafte Art vorstellen; ihr wüßtet das Auslachenswürdige der Thorheit und übelen Sitten zu entdecken, und manchem eine Schaamröthe einzujagen. Elende Kunst! das ist eine gemeine Sache, die alle Trödelweiber wissen. Suchet doch keinen Vorzug in einer Wissenschaft, welche so häufig im Schwange geht. Wo ist wohl ein Haus ohne eine solche Richterinn ihrer Nachbarn, Bekannten und Verwandten? Sulpicia spottet und schwatzet ohn Unterlaß; ihre Tochter Clelia sitzet bey der Hechel, und ihre Magd Verbosa treibt eben das Handwerk. Schämet ihr euch nicht, diesen niederträchtigen Leuten nachzufolgen? Sie thun dasjenige mündlich, was ihr schriftlich verrichtet: und wenn ihr also durchaus die Oberhand

über

aber sie haben wollet; so geschieht es darum, weil ihr unverschämter seyd, als andere. Ihr breitet dasjenige in ganz Deutschland aus, was jene in ihren Häusern thun, und durch eine wortreiche Gassenfama in ihren Städten ausbreiten lassen.

Ich habe euch auf die Sprünge gebracht, wie ich sehe. Ihr wollt eure Geschicklichkeit im Schreiben zu eurer Ehre machen. Ihr seyd stolz, daß ihr so schön deutsch könnet. Ihr verachtet andere, die es nicht können. Ihr pralet mit eurem guten Geschmacke, und spottet der übrigen, die einen verderbten haben sollen. Das ist etwas. Aber sagt mir, liebe Tadlerinnen, müsset ihr eure Sprache und Schreibart zum Schmähen und Lästern brauchen? Müsset ihr alle Scribenten in eure Schule nehmen, und sie durch die Musterung gehen lassen? Tadelt auch die Nachtigall den Kuckuck, daß er nur immer bey seinem alten Liede bleibet? Und was gehen euch alle Entrevuës im Reiche der Todten, was gehen euch Melisso, Celander, Behmeno, diese unsterblichen Geister, an? Lasset doch die Eulen, die Raben, die Spechte und Fledermäuse, pfeifen, schreyen, zwitschern und krähen. Ein ieder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Kann eine gewisse Jungfer in der Nachbarschaft nicht recht buchstabiren. Was hinderts euch? Lasset sie ein b für ein p schreiben; der Stadt Bestes wird deswegen nicht zu Grunde gehen. Nein, nein, ihr seyd zu überklug, ihr seyd zu überklug.

Bildet euch nicht ein, daß eure Schriften euch einen grossen Namen erwerben werden. Eulenspiegel und Clausnarr sind auch berühmt. Wie lange wirds dauren, so wird der Gewürzkrämer Pfeffer und Anis in eure Blätter wickeln. Loquax und Matscharia brauchen sie schon an geheimen Orten, um sich, der von ihnen gemachten Abbildungen halber, an euch zu rächen. Aemilia steckt sie auf den Nährahmen, und Flavia wickelt Käl-

 berbraten

Leberbraten darein; um euch auch die gelbe Farbe genießen zu lassen, die ihr an ihrer Brust ausgesetzet habt. Die Herren Kreisräthe zünden eine Pfeife Taback dabey an. Wie lange werden noch einige Exemplare davon vorhanden seyn? Herr Ignorantius, der fast alle Abende mit durchdringender Stimme rufet: Es sterbe die Tadlerinn! hat mit anderen seines gleichen ein Bündniß gemacht, nicht eher zu ruhen, als bis eure Papiere zu Racketen und Schwärmern, womit er sich bisweilen eine Lust machet, werden verbrauchet seyn. Mit dem Spectator, Mentor und Patrioten hat es eine ganz andre Bewandniß. Das sind gelehrte Männer; ihr seyd nur unstudierte Frauenzimmer. Ihr müsset eure Vetter, Brüder und dergleichen Leute zu Rathe ziehen, wenn ihr etwa was Kluges zu Markte bringen wollt. Fanget also, wo ihr ja was schreiben wollt, lieber an, einen hällischen Robinson, eine neue Art von Gesprächen im Reiche der Affen, der Narren, der Schulfüchse rc. zu schmieren. Das wird der Welt angenehm seyn, da werdet ihr euren Verleger reich machen, da wird es euch keine Mühe kosten, mit dem Beyfalle aller galanten Leute, die Fabeln, die euch eure Wärterinnen vorgeschwatzt haben, an den Mann zu bringen, und alles läppische Zeug hinzuklecken, was euch am ersten in den Sinn kommen wird.

Pfui! sprecht ihr, edle Tadlerinnen! Pfui, das lassen wir wohl bleiben, solche Alfanzereyen in die Welt zu schreiben. Es giebt ohne dies Leute genug, die nichts bessers zu machen wissen, als Scribax:

Der nur Papier verderbt, und schreibt, was man verlachet.
Herkus.

Aber die Moral, die Moral muß man treiben! Das ist was Vortreffliches, darinnen man mehr, als einen gemeinen Verstand, kann blicken lassen. In dieser Wissenschaft haben wir uns

uns ganz vertiefet. Diese studieren wir ohn Unterlaß. Wir entdecken immer mehr und mehr die Schönheit der Tugend, die Glückseligkeit eines ruhigen Gemüths, die Eitelkeit des Hochmuths, die Narrheit des Geizes, die verlachenswürdige Windmacherey, die thörichten Vorstellungen der Heuchler, die Unruhe der verliebten Hasen, und den Wahnwitz eines eingebildeten Stutzers.

Da thun wir uns Gewalt, wenn wir viel Thorheit sehn;
Die wir bescheidentlich mit Schweigen übergehn. Canitz.

Genug, genug, ihr unsinnigen Tadlerinnen! Ihr gerathet in eine halbe Raserey. Wer hat euch das Lehramt anvertrauet? Sagt mir einmal, wer hat euch dazu bestellet, daß ihr eure Mitschwestern unterrichten sollet? Giebt es nicht Prediger genug, die mit besseren Waffen wider die Laster streiten, als ihr? Gewinnen aber diese nicht viel; was werdet ihr Ohnmächtige ausrichten? Was der Glaube nicht vermag, das wird die Vernunft schwerlich ausführen. Was achtet man dieselbe? Eine lange Gewohnheit ist stärker, als die gründlichste Vorstellung aller Weltweisen: und die Mode, dieses phantastische Ungeheuer, ist vermögender, als alle Klugheitsregeln. Die Menschen wollen davon nichts hören und wissen. Sie machen die Augen zu, wenn man ihnen das Licht der Wahrheit vorhält. Sie stoßen euch von sich, wenn ihr ihnen den rechten Gebrauch desjenigen beybringen wollet, was sie zu Menschen machet. Ist es also nicht eine ganz vergebliche Arbeit, die ihr übernommen habt?

Ich komme auf die Feindschaft, die ihr euch durch eure Blätter machet. Glaubet doch ja nicht, daß Sylvia es ernstlich meynet, wenn sie euch ietzo freundlicher begegnet, als sonst, da sie noch keine Muthmaßungen hatte, daß ihr die Tadlerinnen wäret. Nein, sie thut es nur aus Furcht. Sie

wollte nicht gern von euch beschrieben werden. Sie fürchtet, die ganze Stadt würde mit Fingern auf sie weisen. Sie hasset euch also in ihrem Herzen, ob schon das Angesicht gegen euch lieblicher ist, als das Antlitz einer Liebesgöttinn. Wie gram ist euch nicht der pralende Polylogus! Er klagt in allen Gesellschaften über eure gottlose Schriften, davor kein ehrlicher Kerl mehr sicher sey. Warum? der gute Herr ist unter dem Hute nicht richtig. Er besorget, ihr würdet ihn einmal mit seiner Großsprecherey aufführen, oder sein gottloses Geschwätze von der Religion in seiner natürlichen Blöße vorstellen. Reimgeist, der elende Poet, fürchtet sich, ihr würdet ihn ehestens wegen seiner Poesie zur Verantwortung fordern, und einen läppischen Zierrath nach dem andern darinn entdecken. Manche ehrliche Hausfrau befürchtet, daß man ihre Kinderzucht und Regierung des Gesindes, ihre Wollust, ihren Stolz oder Geiz beschreiben werde: bloß darum thut sie ihrem Beutel so wehe, sechs Pfennige hervorzugeben, und die Tadlerinnen zu kaufen. Was dünkt euch nun, was ihr für einen Nutzen von euren Schriften habt? Ihr liebt Canitzens Poesie: aber hört nur, wie er seinen satirischen Geist einmal abgefertiget hat:

> Wo hat Justinian das strenge Recht erdacht,
> Durch welches ein Phantast wird vogelfrey gemacht?
> Und da ein kluger Mann dieß für was großes schätzet,
> Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken setzet;
> Ist wohl der beste Rath, man seh, und schweige still,
> Und stelle iedem frey zu schwärmen wie er will.

Lasset es also gut seyn, liebe Tadlerinnen! daß ihr bisher eure Weisheit der Welt gewiesen habt. Höret auf, dieses böse Handwerk zu treiben. Ihr habt ja schon Nachfolger, die in eure Fußtapfen treten. Da ist ein Tadler seiner selbst aufgestanden; dort kömmt eine Matrone von neunzehn Jahren ans Licht. Diese werden eure Stelle schon bekleiden. Sie haben mehr Klugheit,

und

und Einsicht, als ihr. Sie haben einen rechten Beruf zu ihrem Unternehmen. Genug, daß ihr der Ehre theilhaftig geworden, auch einen Nachfolger zu haben, der sich eure Erfindung so wohl gefallen lassen, daß er seine Schrift durch denselben Titel zu beehren gesuchet. Seyd damit zufrieden, liebe Tadlerinnen, und laßt diese Leute nun ihre Rolle auch spielen.

Nein, nein! rufet ihr mir alle drey entgegen: das wäre viel zu früh aufgehöret! Was würden die Leute nicht sagen? Was würde der Patriot urtheilen, der uns bisher seines Beyfalles würdig geachtet hat? Würde er uns nicht unter die übrigen vor der Zeit abgestorbenen Moralisten rechnen, die nur deswegen verblichen, weil sie ihre Krankheiten mit sich zur Welt gebracht hatten? Ja wenn er gleich dieses nicht sagen möchte: so würde er vielleicht aus diesem letzten Stücke auf die Gedanken kommen, daß diese wilde Schreibart einem hitzigen Fieber zuzuschreiben wäre, welches uns den letzten Stoß gegeben. Würde uns dieses nicht eben so schimpflich seyn, als wenn wir an der Schwind- oder Wassersucht gestorben wären, wie den übrigen begegnet ist? Nein, wir müssen noch fortfahren. An Materie soll es uns nicht fehlen. Wir haben schon einen guten Vorrath von Sprüchen aus unseren Poeten gesammlet, die uns Gelegenheit geben können, die gewöhnlichen Fehler der Menschen abzuhandeln. Unsere Correspondenten werden uns auch nicht verlassen, und durch ihre Briefe unserm Werke bisweilen einen Zierrath geben. Fehlt es uns etwan an Kräften, gegen unsere Feinde zu streiten? Auch das gestehen wir noch nicht. Es würde uns leicht fallen,

> Zur Noth den Federkrieg mit Schmählen einzugehn,
> Um Tadlern darzuthun, wie wenig sie verstehn. Heräus.

Allein wir haben nicht Lust zum Zanken. Es bleibt bey der Erklärung, die wir gleich in unserm ersten Stücke gegeben

haben. Ist es uns aber erlaubt, eine allgemeine Entschuldigung unsrer Blätter, mit fremden Worten, vorzutragen; so sollen uns etliche Verse eines neuen satirischen Poeten aus Schlesien dazu dienen.

Ein ungerathner Sohn des weisen Epikur
Glaubt alles, was er wünscht; hält Laster und Natur,
Und Gott und Bauch für eins, und darf es doch wohl wagen,
Uns als den Aretin in Zechen rum zu tragen.
Und dann ein Jungfernknecht, der Band und Spitzen käuft,
Mit Latten und Confect in Ball und Opern läuft,
Taback als Gift verdammt, das Schuhwachs bey sich träget,
Und fast auf ieden Tritt den Haarzopf rückwärts schläget;
Die beyde, ja noch mehr, als dieses Blatt kaum faßt,
Stehn bald vor Rachgier roth, und bald vor Furcht erblaßt:
Wenn wir, die wir doch nicht so leicht an Stümper denken,
Die Narren ohngefähr in ihrem Busen kränken.
Wir scherzen dann und wann, und haltens für erlaubt;
Man hört ja überall, wie eins das andre schraubt.
Ists ohne Bitterkeit, darf man ein zornig Lachen,
Ein frey und sinnreich Wort nicht gleich zu Keilen machen.
Was kann das Blatt davor, daß Flaviens Gestalt
Sich hier im Spiegel sieht? Wir machen sie nicht alt,
Sie zanke mit der Zeit, und nicht mit uns im Lesen,
Die Runzeln sind ja ehr, als unsre Schrift gewesen.
Die sind es überhaupt, die etwan unsre Schrift,
Man weiß oft selbst nicht wie, und wo, aufs Leder trifft.
Die sind es, wie gesagt, die, mit verdorbnen Augen,
Verleumdung, Groll und Gift aus unsrer Dinte saugen,
Und nachmals über uns ein gottlos Zeter! schreyn.
So machts Polylogus, der oft den ersten Stein
Auf unsre Blätter wirft. Ach Schwätzer! lerne fassen:
Wer Glas auf Sparren trägt, muß ungeworfen lassen.
Du sammlest, hörst und liebst die Mährchen aus der Stadt;
Weil iedes Plauderweib erlaubten Zutritt hat.
Indeß ergetzen sich die guten Tadlerinnen,
Den Beyfall kluger Welt durch Neider zu gewinnen.
Ihr Leser, wer nur so, wie längst von euch geschehn,
Die Händel dieser Welt vernünftig eingesehn,
Der wundert sich nicht mehr, wenn gleich die besten Sachen,
Man meyn es noch so gut, uns Haß und Undank machen.

Ist dieses noch nicht genug, uns vor der Welt zu rechtfertigen? Wohlan! wir sind willig ein mehrers zu thun. Dieses Blatt soll eine Abbitte an alle diejenigen seyn, die sich von uns beleidiget finden. Wir erklären hiemit Celandern, Behmeno, Herrn Mischmasch, und alle ihres gleichen, für gute Deutsche. Die Herren Liebknecht, Windreich, Prahllieb, Seladon, Narcissus, der von Rittersdorf und Jocoso, Corax und Schönritter mögen inskünftige für vollkommen artige Leute paßiren. Die Societé des galants hommes mag dafür angesehen werden, daß sie unserm Vaterlande Ehre bringe. Corinna, Doris, Rosimunde und Aemilia mögen züchtig und ehrbar heissen. Harpax soll ein wohlthätiger Mann seyn. Clarimene und Tanaquill mögen gleichfalls bescheidene Frauenzimmer genennet werden. Mit einem Worte: alles, was noch so unwahr ist, das mag inskünftige für wahr gehalten werden. Warum? Die Leute wollens so haben. Was verlanget man weiter von uns? Wir schließen mit des großen Zieglers Worten:

Wir fragen nichts nach allen Lästerkatzen;
Sie speyen auf uns los,
Und dichten was sie wollen:
Wir werden dennoch groß,
Ihr Geifer kann nicht haften.
Die Unschuld bleibt in ihren Eigenschaften.
Sie sollen uns in solcher Blüthe sehn,
Daß ihnen noch die Augen wässern sollen:
Und das soll bald geschehn!
Denn wenn uns erst die Lästerzungen stechen,
So fangen wir erst an uns recht hervor zu brechen.

Die Tadlerinnen.



Das

****

Das XXVI Stück.

Den 27 Junius, 1725.

Canitz.

Wenn ich die Gottesäcker seh,
Und alles könnte lesen,
Was der, auf dessen Gruft ich geh,
In seinem Sinn gewesen,
Was man für Hoffnung scharret ein:
So würd ich überzeuget seyn,
Daß, was man hie bedecket,
Auch mir im Busen stecket.

Wir sind entschlossen, uns in gegenwärtigem Stücke nach dem Geschmacke unserer Zeiten zu bequemen, und Gespräche im Reiche der Todten zu schreiben. Wir haben uns aber hierinnen keinen heutigen Scribenten zum Muster gesetzet, sondern den alten Lucian, der in dieser Art, die Sitten der Menschen zu tadeln, ein vollkommener Meister gewesen. Ich habe mir daher, durch einen guten Freund, einige von seinen Unterredungen der Todten ins Deutsche übersetzen lassen, um darnach meine Erfindungen einzurichten. Damit nun meine Leser urtheilen können, wie glücklich mir meine Bemühungen von statten gegangen: so will ich eine und die andre davon hieher setzen, damit man sie desto leichter gegen meine Arbeit halten könne.

Lucians

Lucians siebente Unterredung.

Menippus, ein cynischer Weltweiser, und Mercur.

Menipp. Mercur, wo sind doch alle die schönen Manns- und Weibesbilder? Führe mich ein wenig herum, wenn du so gut seyn willst: denn ich bin hier noch fremde.

Merc. Ich habe zwar nicht viel Zeit übrig: doch will ich dirs zu gefallen thun. Siehest du da zur rechten Hand? Da ist Hyacynthus und Narcissus, Nireus, Achilles, Tyro, Helena und Leda: das sind lauter berühmte Schönheiten.

Menipp. Ich sehe ja nichts als eitel Knochen, und bloße Hirnschalen, ohne Fleisch und Haut, die sich mehrentheils einander ähnlich sind.

Merc. Das sind indessen diejenigen Gebeine, die alle Poeten so bewundert haben. Und du verachtest sie?

Menipp. Zeige mir doch die Helena: denn ich kenne sie nicht.

Merc. Diese mit dem kahlen Schedel ist Helena.

Menipp. Hat sichs denn wohl der Mühe verlohnet, ihrenthalber tausend Schiffe aus ganz Griechenland anzufüllen, so viel Griechen und Barbaren zu erschlagen, und so viel Städte zu verwüsten?

Merc. Ey! Menippus, hättest du dieses Frauenzimmer im Leben gesehen; du würdest selbst gesagt haben, man könne es keinem verdenken, um eines solchen Weibes halber eine lange Zeit Beschwerlichkeiten und Gefahr zu erdulden. Wenn man verdorrte Blumen ansieht, die ihre Farben verloren haben: so scheinen sie ungestalt zu seyn; wenn sie aber in voller Blüthe stehen, so sind sie unvergleichlich schön.

Menipp. Darum wundre ich mich eben, lieber Mercur, daß sich die Griechen um einer Sache wegen, die so vergänglich und hinfällig war, so viel Mühe gemacht haben.

Merc. Ich habe nicht Zeit, mit dir zu philosophiren: darum erwähle dir einen Ort, wo du bleiben willst, und lege dich hin: ich muß auch andere Todten herführen.

Das zehnte Gespräch Lucians.

Pluto, der unterirrdische Gott, Proserpina, seine Gemahlinn, und Protesilaus, ein Verstorbener.

Prot. Mein König und Herr, du Jupiter der Unterirdischen, und du schöne Tochter der Göttinn Ceres, verschmähet doch mein verliebtes Gebet nicht.

Pluto. Was bittest du von uns, und wer bist du?

Prot. Ich bin Protesilaus, des Isiklus Sohn, ein Phylakier, ein griechischer Soldat, der erste, der vor Troja geblieben ist. Ich bitte, daß ich nur auf eine kurze Zeit Erlaubniß erhalte, wieder lebendig zu werden.

Pluto. Ist das dein verliebtes Gebeth? So verliebt sind alle Todten; aber kein einziger wird erhöret.

Prot. Aber, o Pluto, ich bitte dieses nicht um des Lebens, sondern um meines Weibes halber, die ich nur kürzlich geheirathet, und im Hochzeitbette habe verlassen müssen, als ich von Hause schiffete. Nun bin ich Unglücklicher von dem Hector erschlagen worden, als ich kaum ans Land getreten war. Aber die Liebe meines Weibes ängstiget mich nicht wenig; und ich wollte gern wieder herunter kommen, wenn sie mich nur erst eine kurze Zeitlang gesehen hätte.

Pluto. Hast du denn nicht aus dem Flusse der Vergessenheit, Lethe, getrunken?

Prot. Ja freylich: aber die Sache war von gar zu großer Wichtigkeit, als daß ich sie hätte vergessen können.

Pluto. Du kannst schon warten, bis sie auch einmal herunter kömmt. Es ist gar nicht nöthig, daß du zurücke kehrest.

Prot. Das dauret mir zu lange, o Pluto. Du bist ja selbst verliebt gewesen, und weißt also wohl, wie einem Verliebten zu muthe sey.

Pluto. Was würde es dir helfen auf einen Tag lebendig zu werden, und bald darauf wieder eben dasselbe zu beweinen?

Prot. Ich hoffe, sie zu bereden, daß sie mit mir zu euch herab komme; also wirst du für einen Todten zweene wieder bekommen.

Pluto.

Pluto. Das schicket sich nicht; es ist auch niemals geschehen.

Prot. Ich will dich erinnern, Pluto: Habt ihr nicht dem Orpheus die Euridice um dieser Ursache willen wieder gegeben, und meine Schwägerinn, Alceste, auf Bitte des Herkules?

Pluto. Wolltest du aber wohl als ein Gerippe, und so ungestalt, als du ietzo bist, deiner schönen Braut erscheinen? Wie würde sie dich ansehen? Ja sie würde dich nicht einmal kennen. Ich weiß gewiß, sie wird erschrecken und vor dir fliehen. Dergestalt wirst du einen so weiten Weg umsonst gethan haben.

Proserp. Mein lieber Mann, auch dafür weist du schon Rath. Befiehl dem Mercurius, wenn Protesilaus schon wird auf der Welt seyn, daß er ihn mit seiner Ruthe berühre, und ihn im Augenblicke wieder so jung und schön mache, als er an seinem Hochzeittage gewesen ist.

Pluto. Weil Proserpina es so gut befindet: so nimm ihn, Mercur, und bringe ihn wieder als einen Bräutigam zurücke. Du aber, vergiß nicht, daß du nur auf einen Tag Erlaubniß bekommen habest.

Das siebenzehnte Gespräch Lucians.

Minos, ein höllischer Richter, und Sostratus, ein Räuber.

Minos. Hörst du, Mercur, laß den Räuber, Sostratus, in den feurigen Strom stürzen. Diesen Kirchendieb laß von der Chimäre zerreissen, und jenen Tyrannen stelle neben den Tityus, und dehne ihn aus, damit seine Leber von den Geyern ausgehacket werde. Ihr Tugendhaften aber, geht in die elysischen Felder, und bewohnt die Inseln der Glückseligen, für alles das Gute, was ihr im Leben gethan habt.

Sostr. Höre doch, Minos, ob es nicht gerecht sey, was ich dir sagen will.

Min. Soll ich nun allererst hören? Bist du nicht genugsam überführet, daß du gottlos gewesen bist, und viele ermordet hast?

Sostr. Ich bin zwar überführet; allein bedenke, ob ich billig gestrafet werde?

Min.

Min. Ja freylich! Denn es ist billig, daß ein ieder nach Verdienst belohnet werde.

Sostr. Aber, antworte mir doch: ich will dich mit wenigem was fragen.

Min. Nun so mache es bald, daß ich auch die anderen verurtheilen kann.

Sostr. Habe ich dasjenige, was ich im Leben gethan habe, freywillig gethan, oder haben mir die Parcen es schon so verhänget?

Min. Freylich haben es die Parcen verhänget.

Sostr. So haben denn sowohl die Guten, als wir, die wir böse zu seyn scheinen, nichts mehr gethan, als den Parcen Gehorsam geleistet?

Min. So ist es, wahrlich. Ihr habt alle der Clotho gefolget, welche einem ieden, so bald er gebohren wird, auferleget, was er thun soll.

Sostr. Wenn also iemand gezwungen wird, den andern todt zu schlagen, so, daß er demjenigen / der ihn mit Gewalt treibet, nicht widerstehen kann: Z. E. wenn der Henker dem Richter, oder ein Trabant dem Tyrannen gehorsamet: wen beschuldigest du des Todtschlages?

Min. Es ist klar, daß der Richter und Tyrann Schuld haben. Denn wir können ja das Schwerdt nicht anklagen, welches nur als ein Werkzeug dienet, den Willen dessen, der es führet, zu erfüllen.

Sostr. Du thust sehr wohl, o Minos, daß du zu meinem Exempel noch einen Zusatz machest. Wenn mir aber iemand, im Namen seines Herrn, Gold oder Silber bringet: wem soll ich diese Wohlthat zuschreiben? Wem soll ich dafür danken?

Min. Demjenigen, der es dir schickte: denn der es brachte, war nur ein Diener.

Sostr. Siehst du nun, wie unbillig du mit uns verfährest, wenn du uns strafest. Wir sind ja nur Diener, die dasjenige thun, was Clotho uns befiehlet. Und wie ungerecht bist du, wenn du diese belohnest, die doch nur fremde Güter verwaltet haben? Niemand wird ja sagen können, daß es möglich gewesen sey, demjenigen zu widerstehen, was uns durch die Nothwendigkeit selbst auferleget worden.

Min.

Min. Du siehst wohl, Sostratus, daß viele andere Dinge nicht nach der Vernunft geschehen: wenn du es recht erwägest. Aber aus der bisherigen Frage hast du den Vortheil, daß du nicht nur ein Räuber, sondern auch ein Weiser zu seyn scheinest. Darum laß ihn los, Mercur, damit er nicht mehr gestrafet werde. Gieb aber Acht, daß die übrigen Seelen nicht dergleichen Fragen von dir lernen mögen.

Wer nur ein wenig nachdenken kann, der wird leicht sehen, daß Lucian in dem ersten Gespräche die Eitelkeit der vergänglichen Schönheit, in dem andern die Billigkeit der ehelichen Liebe, und in dem dritten die thörichten Lehren der Heiden, von der Nothwendigkeit, vorstellen wollen, dadurch den Menschen alle Freyheit, in moralischen Dingen, benommen wurde. Diese Unterredungen sollen uns zum Muster dienen, ein paar neue zu erdenken. Unsere Leser werden leicht sehen, was unsere Absichten in einer ieden gewesen sind.

I. Lucretia, Cleopatra und Proserpina.

Cleop. Darfst du dich noch wohl unterstehen, dich mit einer Königinn zu vergleichen? Du, die du nur eine Bürgersfrau gewesen bist?

Lucr. Ich und du, wir mögen gewesen seyn, was wir wollen, hier sind wir alle gleich.

Cleop. Ich habe Kron und Purpur getragen, ich habe so viel tapfere Helden durch meine Schönheit bezaubert, und es fehlte nicht viel, so wäre ich, durch die Heirath mit dem Octavius, gar zur römischen Kayserinn geworden.

Lucr. Ich habe es dir schon gesagt, daß das alles hier nichts mehr gilt. Hingegen kann ich dir andere Dinge erzählen, die ich vor dir voraus habe.

Cleop. Du Armselige! so laß michs doch hören.

Lucr. Ich rühme mich bloß meiner Tugend, welche mir auch nach dem Tode folget: da du alle deine Vorzüge in der Welt hast lassen müssen.

Cleop. Was? Habe ich nicht auch nach dem Tode einen unsterblichen Namen? Redet nicht die Welt noch ietzo von mir, als von der reichesten, mächtigsten, verschmitztesten und schönsten ägyptischen Königinn?

Lucr. Du Eitle! was hilft dir dieses Andenken, wenn man zugleich deiner Laster dabey Erwähnung thut? Phryne, Lais, Flora und andere unzüchtige Weibsbilder, werden auch noch in der Welt genannt. Mit diesen gehörest du in eine Classe. Hingegen ist mein Name auf eine bessere Art unsterblich.

Cleop. Dein Name unsterblich? Ich habe niemals was von dir gehöret, als ich noch lebete: ob du gleich nur etliche hundert Jahre todt warest; wer wird denn ietzo an dich gedenken?

Lucr. Ich werde noch allem Frauenzimmer als ein Exempel der Keuschheit vorgestellet, und alle Geschichtschreiber führen mich als ein Wunder an: weil ich nach verlohrner Ehre auch das Leben nicht mehr geachtet; sondern mir einen Dolch durch die Brust gestoßen. Doch siehe, wer kömmt da?

Pros. Was zanket ihr so heftig mit einander?

Cleop. Lucretia ist so unbesonnen, daß sie sich mir gleich schätzen, ja wohl gar vorziehen will.

Pros. Ist dem also?

Lucr. Ich habe niemals gewußt, daß man hier auch eine Rangordnung zu beobachten hätte. Ueberdem denke ich auch berechtiget zu seyn, daß ich vor ihr einen Vorzug habe.

Cleop. Da hörst du es selber, du Fürstinn der Unterirdischen! Ist das nicht eine grobe Beleidigung für mich?

Pros. Sage mir, Cleopatra, worauf gründet sich deine Ehre?

Cleop. Bin ich nicht eine Königinn? Bin ich nicht reich, bin ich nicht schön gewesen? Bin ich nicht berühmt genug in der Welt?

Pros. Du bist eine Närrinn. Cleopatra, das gilt hier alles nichts! Was sagest du, Lucretia?

Lucr. Ich könnte der Cleopatra vielleicht in allen diesen Stücken die Wage halten. War sie eine Königinn: so ward mein Ehgatte nach meinem Tode Bürgermeister in Rom, welches mehr als ein ägyptischer König bedeutet. War sie reich: so hat es mir auch an nichts gefehlet. War sie schön: so fraget sichs noch, ob ich nicht schöner gewesen? da sich der unzüchtige Prinz des Tarquinius so heftig in mich verliebet. Ist sie berühmt in der Welt: so bin ichs eben so wohl. Allein ich berufe mich auf nichts, als auf meine Keuschheit und Tugend.

Pros. Das ist etwas, das auch nach dem Tode eine Hochachtung verdienet. Gehe hin, Lucretia, Mercurius soll dir die glückseligste Insel zur Wohnung anweisen. Du aber, Cleopatra, sollst den Furien übergeben werden, die dir ein Bad aus dem brennenden Pechstrome machen werden.

II. Proserpina, Mercurius, etliche Geister verstorbener Weibesbilder.

Pros. Was bringest du für eine Menge Geister zu mir, Mercur?

Merc. Die höllischen Richter haben mit Verurtheilung der Männer so viel zu thun, daß sie euch zu ihrer Gehülfinn verlangen, um das Frauenzimmer zu richten.

Pros. Ich habe Zeit genug dazu: darum führe eine nach der andern zu mir. Was hast du in deinem Leben gethan?

Der erste Geist. Ich habe mich aus- und angekleidet, gegessen, getrunken und geschlafen.

Pros. Sonst nichts mehr? Du wirst gewiß sehr jung gestorben seyn.

Der erste Geist. Nein, ich bin fast neun und sechszig Jahre alt worden.

Pros. Du Zeitverderberinn! Fort, fort mit ihr, Mercur! laß sie jenen Töchtern helfen, den Stein auf den Berg wälzen, der immer wieder herab läuft: damit sie lerne, was Arbeit heißt. Was hast du gethan?

Der andre Geist. Ich habe unvergleichlich getanzet, und als eine Meisterinn Lomber gespielet.

Pros. Solch läppisch Zeug! Hast du nichts bessers und merkwürdigers verrichtet?

Der andre Geist. Ich weiß mich sonst auf nichts zu besinnen.

Pros. Gehe hin! Cerberus soll dich unaufhörlich herum treiben: da sollst du des Laufens schon müde werden. Wie hast du in der Welt gelebet?

Der dritte Geist. Ich habe meine Zeit damit zugebracht, daß ich aus Wolle und Flachs subtile Fäden gezogen, sie zusammen gedrehet, und hernach etliche mal auf- und abgewickelt habe.

Pros. Das ist eine wunderliche Arbeit: aber wozu dieneten diese Fäden?

Der dritte Geist. Man verfertigte Kleidungen für die Menschen daraus, sie theils vor der Hitze, theils vor dem Froste zu bewahren.

Pros. Du hast also was Gutes gethan: gehe hin, in den elysischen Feldern sollst du belohnet werden. Was kömmt da für eine, mit so vielem Kniebeugen?

Der vierte Geist. Eure unterirrdische Majestät vergeben,

daß

daß ich mir die Freyheit nehme, deroselben meine allerunterthänigste Aufwartung zu machen, und sie ꝛc.

Prof. Was plauderst du viel? Sage, was hast du gethan?

Der vierte Geist. Wenn E. Majest. es nicht ungnädig deuten, daß dero allergehorsamste Dienerinn sich unterstehet, deroselben ihre Geschäffte zu offenbaren, so will ich in aller Unterthänigkeit gestehen, daß ich complimentiret habe.

Prof. Complimentiret? Mercur, verstehest du, was das bedeuten soll?

Merc. Es heisset: soviel unnütze Umschweife in Worten machen, als du ietzo von ihr gehöret hast.

Prof. Gehe, du sollst zu einem ewigen Stillschweigen verdammt seyn.

Der vierte Geist. Eure Maj. scherzen mit dero Dienerinn.

Merc. Fort, fort! hier zur Seite hin.

Der vierte Geist. Es wird nicht geschehen, ich werde die Ehre haben, ihnen zu folgen.

Merc. Gehe fort! und sey stille, sonst soll dirs noch ärger gehen.

Prof. Was hast du Zeitlebens verrichtet?

Der fünfte Geist. Ich habe Bücher gelesen.

Prof. Ha! das wird ein gelehrtes Frauenzimmer seyn. Du wirst also viele Wissenschaften verstanden haben?

Der fünfte Geist. Ich habe gewußt, wer Octavia und Clelia, Cyrus und Argenis, Herkules und Herkuliskus, die getreue Schäferinn Doris, und Aramene, der Pastor Fido und der rasende Roland, die himmlische Banise und der Prinz Telemach, Arminius und Thu[illegible]elda, ꝛc. gewesen.

Prof. Genug, genug. Das sind lauter Historien, davon ich die wenigsten weiß. Mercur, sind sie dir bekannt?

Merc. Ach es sind lauter Fabeln! die nirgends, als in dem Gehirne einiger Romanschreiber, entstanden sind.



Pros. Du hast also sehr schlechte Bücher gelesen. Fort mit ihr, laß sie ihre himmlische Banise, Doris, Aramena, rc. hier unter den Todten suchen; und wenn sie dieselbe nicht finden wird: so übergieb sie den Furien, zu züchtigen. Was kömmt da für eine Schwache?

Der sechste Geist. Ich habe allezeit mit der Auferziehung meiner Kinder so viel zu thun gehabt, daß ich an keine andre Arbeit gedenken können.

Pros. Wie viel Kinder hast du erzogen?

Der sechste Geist. Sechs Söhne und vier Töchter; hernach noch fünf Kindeskinder.

Pros. Du bist also der Welt sehr nützlich gewesen, und sollst für deine mühsame Arbeit reichlich erquicket werden. Was kömmt da für eine neue eitele Schwester? Was ist dein Werk gewesen?

Der siebente Geist. Ich habe mir angelegen seyn lassen, das männliche Geschlecht zu vergnügen.

Pros. Du wirst also auch einen Mann gehabt und Kinder gezeuget haben?

Der siebente Geist. Nein, weder dieses, noch jenes. Ich habe mehr als hundert Mannspersonen bedienet; da eine Frau nur einem einzigen Manne aufwarten kann.

Pros. Du Unflätige! gehe mir aus den Augen! Mercur, laß ihr den wollüstigen Leib mit brennendem Peche beträufeln, damit ihr der Kützel endlich vergehen möge.

Calliste.





Das

****

Das XXVII Stück.

Den 4 Julius, 1725.

Canitz.

: : : Nicht zu des Nächsten Schaden,
Nein! sondern nur mein Herz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir selbst vertrauen mag.

Es hat ein volles Vierteljahr gewähret, ehe wir von dem Zweifel befreyet worden sind, ob die in dem XII Stücke unserer Schriften befindlichen Gedanken, von der Poesie, einigen Beyfall gefunden hätten. Jetzund sind an uns zwey Schreiben auf einmal eingelaufen, wodurch wir davon zur Gnüge versichert worden. Zwo vertraute Freundinnen aus Nürnberg, haben uns nicht nur viele andere artige Gedanken mitgetheilet, wodurch sie uns zu einer öffentlichen Danksagung verpflichtet; sondern auch ein Exempel einer geschickten Poetinn aus ihrem Orte angeführet. Ihre Worte darüber lauten so:

" Nur eines gewissen gelehrten Mannes in unsrer Nach-
" barschaft einzigen werthen Tochter zu gedenken: so ist uns
" dieselbe von verschiedenen berühmten Leuten oftmals über-
" aus gelobet worden, daß sie mit einem recht unvergleichlichen
" Naturelle zur Latinität und Poesie begabet sey. Wann wir
" ein so beglaubtes Zeugniß von ihr hören, so können wir uns
" nicht entbrechen, zu gestehen, daß sie von iedermann hochge-
" achtet zu werden verdienet. Ja ihr selbst, verständige Tad-
" lerinnen, würdet schwerlich unterlassen, einer solchen Person
" eben denjenigen, wo nicht noch einen grössern Ruhm, beyzu-

" legen, als eine Unbekannte in eurem zwölften Tractätchen zu
" erhalten das Glück gehabt, wofern euch nur etwas von ihrer
" Arbeit vor die Augen käme. Denn ihr wisset es wohl, daß
" Verse von Frauenzimmern unter uns Deutschen um so viel
" schätzbarer seyn müssen, als überhaupt gelehrte Weiber weit
" ungemeiner als studierte Männer sind."

Wir beklagen uns, daß wir so glücklich nicht geworden, nur die geringste Probe von dieser nürnbergischen Poetinn zu erhalten. Wir würden, ohne alles Bedenken, unsrer Schrift einen solchen Zierrath nicht entzogen haben, um öffentlich darzuthun, daß unser Geschlecht zu dergleichen freyen Künsten nicht so ungeschickt sey, als wohl das misgünstige männliche Geschlecht denken mag. Und wir ersuchen unsre geehrte Correspondentinn, keine Mühe zu sparen, damit uns etwas von dergleichen Arbeit zu Händen komme, wodurch ihrer Stadt, und uns allen, eine Ehre zuwachsen kann. Ja wir bitten hiemit alles geschickte Frauenzimmer, uns in diesem Stücke beyzustehen, und mit gesammter Hand den Vorwurf der Unerfahrenheit, in einer so galanten und anständigen Kunst, als die Poesie ist, von uns abzulehnen. Ich weiß, daß es nicht wenige unter uns giebt, die Fähigkeit genug haben, manchem eingebildeten Poeten unter den Männern Trotz zu biethen. Es wird also verhoffentlich eine iede von ihnen so gütig seyn, uns das geringste von ihrer Arbeit zu überschicken, welches wir ohnfehlbar in unsere Blätter einrücken wollen, wenn es nur nicht über dreißig bis vierzig Zeilen austräget. Wir freuen uns schon zum voraus darüber, versichern aber zugleich alle Mannspersonen, daß wir ihre Arbeit dieser Ehre nicht würdigen werden; wenn sie gleich die Verwegenheit haben sollten, unter dem Namen eines Frauenzimmers, etwas an uns zu überschicken. Von ihren Sachen ist ja ohnedem die Welt so voll, daß es nicht auszusprechen ist: wie un-

billig

billig wäre es dann, noch mehr Holz in den Wald zu tragen, oder Wasser in ein Meer zu gießen, welches ohnedem überzulaufen drohet.

Es wird mir niemand verdenken, daß ich so begierig bin, unser Geschlecht zur Poesie aufzumuntern. Ich brenne von Neid, wenn ich die französischen Gedichte der Deshoulieres lese, und dabey bedenke, daß Deutschland noch nichts aufzuweisen habe, was man den Franzosen in diesem Stücke entgegen setzen könnte. Wir haben zwar hie und da kleine Proben, die Verstand und Lebhaftigkeit genug zeigen. Wir haben auch einige Dichterinnen aufzuweisen, die zu Anfange des vorigen Jahrhunderts gelebet haben. Allein wo haben wir ein neues Buch aufzuweisen, welches von einer einzigen Poetinn verfertiget worden? Und so lange dieses nicht geschieht, müssen wir deutschen Nymphen (welch eine Schande ist das!) den Französinnen noch immer den Vorzug lassen.

Weil ich nun weiß, daß Exempel eine sehr große Kraft haben, andere zur Nachahmung anzuspornen: so trage ich kein Bedenken, das weitläuftige Schreiben hieher zu setzen, welches uns eine gelehrte Breßlauerinn zugeschickt hat. Ich muß gestehen, daß sich die ganze Gesellschaft unserer Musen herzlich erfreuet, als ich ihr die Arbeit der geistreichen Elysie von Anfang bis zum Ende vorlas. Es ist nicht zu sagen, mit was für einer Stille und Aufmerksamkeit dasselbe angehöret wurde: noch weniger kann ich beschreiben, wie begierig eine iede gewesen, ihren Beyfall, und ihr sonderbares Vergnügen darüber, zuerst an den Tag zu geben. Die Lobsprüche vermischten sich so plötzlich durch einander, als ich aufhörte zu lesen, daß ich anfänglich nichts, als eine heftige Freude, daraus verstehen konnte. Sobald dieser Sturm vorbey war, lagen sie mir alle an, den ganzen Brief zur Ehre unsers Geschlechtes drucken zu lassen:

und einige meyneten, ich wäre um desto mehr dazu verbunden, ie nöthiger es wäre, denjenigen Schandfleck wieder auszutilgen, den wir ihm durch die Kundmachung eines sehr schlechten Schreibens im XXIII Stück angehänget hätten. Unsere Leser und Leserinnen, die keine Liebhaber der Poesie sind, werden es mir also vergeben, daß ich diesen starken Zumuthungen nicht widerstehen können. Hier ist der ganze Brief, ohne die geringste Veränderung: worinn ich aber nichts so gern ausgestrichen hätte, als die unverdienten Lobsprüche, die uns von dieser Gönnerinn gar zu freygebig ertheilet worden:

Ihr Musen an der Saal! ihr klugen Tadlerinnen!
Von welchen Deutschland schon mit vielem Ruhme spricht,
Und denen Phöbus selbst, auf seines Berges Zinnen,
Ein ewig Ehrenmaal verdienstlich aufgericht.
Erlaubet, daß anietzt vom fernen Oderstrande,
Wo der Elysier ihr alt Budorgis liegt,
Aus dem, der Poesie vermeynten Vaterlande,
Ein schlecht verfaßter Brief in eure Hände fliegt.
Ihr habet bisanher nicht wenig albre Sitten,
Durch edle Tadelsucht, recht gründlich angezeigt;
Daß eurer Blätter Lob den Preis gelehrter Britten,
Und jene Malerzunft der Schweizer übersteigt.
Ihr tadelt mit Vernunft und mit so schönen Worten,
Daß auch ein galant homm' entrüstet in sich geht;
Wer böse werden will, macht, daß an allen Orten
Ein wohlverdienter Spaß, zu seiner Schand, entsteht.
Allein, indem ihr jüngst zu prüfen angefangen,
Ob auch das Frauenvolk zum Dichten fähig sey?
So find ich bey mir selbst hiezu zwar viel Verlangen,
Doch wenig Fähigkeit und Naturell dabey.
Verzeiht mir, euren Satz mag ich nicht unterbrechen:
Indem man unter uns auch Dichterinnen zählt.
Jedoch in diesem Fall ein Urtheil auszusprechen:
So dächt ich, daß dazu uns noch ein vieles fehlt.

Ein

Ein Dichter, den man soll für einen Meister preisen,
Braucht einen innern Trieb, der von dem Himmel stammt,
Er läßt sich in der Kunst durch Künstler unterweisen,
Wird durch Befehl und Lohn zum Schreiben angeflammt.
Bey uns ist nichts hiervon. Wo soll der Trieb herkommen,
Den das Poetenpferd, der Rebensaft, erweckt?
Von uns wird ja der Wein gar sparsam eingenommen:
Wenn in demselben gleich ein göttlich Feuer steckt.
Man schwärmt: Die Liebe könn auch einen Dichter machen:
Drum ist der meiste Theil der Verse so verliebt;
Und mancher Erzpoet ist häßlich auszulachen,
Daß er um Fantasey sich so viel Mühe giebt.
Doch das ist nicht für uns, sich dumm verliebt zu stellen:
Ein Mägdchen von Verstand kennt keine Liebespein;
Man möchte die gewiß wie Fastnachtsfüchse prellen,
Die ihre Feder läßt der Venus zinsbar seyn.
Ihr sagt, in Büchern steh der ganze Kram zum Dichten,
Ich zweifle, ob man euch hierinnen glauben soll.
Man braucht, wie mich bedünkt, ein mündlich Unterrichten,
Wem diese Hülfe fehlt, schreibt selten scharf und wohl.
Und welcher Mannsperson hat man sich zu vertrauen?
Ward Heloise nicht vom Abälard entehrt?
Fiel Emma nicht als Raub in Eginhardens Klauen?
Was hat man sonsten nicht von übler Zucht gehört!
Gesetzt, es sey allhier nichts schlimmers zu besorgen:
Ach was für edle Zeit gehört zur Poesie!
Was muß man nicht für Trost aus vielen Büchern borgen?
Der Sprachen Wissenschaft, was fordert die für Müh!
Man soll aus Griechenland die alten Meister kennen,
Man soll des stolzen Roms lateinisch Volk verstehn,
Man soll nach Gallien, nach Holl- und England rennen,
In Welschland und Madrit gar in die Schule gehn.
Hiebey beruhts noch nicht, man soll besonders fassen,
Was Opitz, Lohenstein und Hofmannswaldau macht;
Was beyde Gryphier der Nachwelt hinterlassen;
Was Abschatz, Mühlfort, Kranz und Tscherning ausgedacht.

Man

Man lobt uns Neukirchs Geist, und Canitzens Satiren,
An denen selbst der Neid nichts zu begeifern findt;
Man sucht aus Schlesien noch hundert anzuführen,
Die theils bereits erblaßt, theils noch am Leben sind.
Was soll ich weiter hin von großen Leuten melden,
Die auswärts ihren Witz im Dichten dargethan?
Ihr habt ja unter euch so viel Poetenhelden,
Daß ich, so gern ich will, nicht alle zählen kann.
Wer hat sie allzumal? Wer hat die Zeit zum Lesen?
Wer hat wohl Geld genug, daß er sie alle kauft?
Geschweige (wenn man ja hierinn beglückt gewesen)
Daß mancher sichtbarlich mit einer Latte lauft.
Was heisset der Geschmack untadlicher Gedichte,
Worüber man sich zankt? Wer schreibt so accurat,
Daß nicht ein Schweizerheld, kömmt es ihm zu Gesichte,
Dem besten Schlesier was auszusetzen hat?
Jedoch genug hievon, ich will euch mehr entdecken.
Was heißt ein Heldenlied? Was heißt ein Lobgedicht?
Soll man vor dessen Kunst und Größe nicht erschrecken,
Wenn keine Nation was tauglichs ausgericht?
Wer darf sich unter uns an Trauerspiele wagen?
Wer sinnt ein Lustspiel aus, das keinen ärgern soll?
Wo darf wohl ein Satir das Kalb ins Auge schlagen?
Es treffe gleich sein Blatt die Laster noch so wohl.
Wer liebt die Oden mehr, nachdem man die Cantaten
Bey Hochzeit, Sarg und Gruft und Kirchen eingeführt?
Und da der Schauplatz ganz auf Opern ist gerathen,
Wer wird nach alter Art durch Chor und Tanz gerührt?
Wie muß sich Pindarus mit seiner Kunst verkriechen,
Der Satz, und Gegensatz, und dann den Nachsatz, schrieb?
Wie sehr ist dem Horaz sein Liederglanz entwichen?
Wem sind die Eklogen für Pastoralen lieb?
Noch mehr, wer darf sich wohl in ein Sonnet verlieben?
Was heisset ein Rondeau, ein Echo, Bilderspiel?
Wer kan sich unter uns gut in Gesprächen üben?
Sind die Sechstinnen nicht fürs Frauenvolk zu viel?

Ein Räthsel ist zu schwer, ein Kleinod zu gewinnen,
Ein Cabbalisticum und Chronographum auch,
Wer mag mit Zeitverlust aufs Anagramma sinnen?
Noch auf ein Virelay nach der Franzosen Brauch.
Dieß alles halten wir für Martern und für Träume,
Kaum will ein Madrigal und Epigramma gehn.
Allein wo lassen wir Herrn Schäfens Leberreime?
Dergleichen Plunder mag bey Trenschicanten stehn.
Seht! wehrte Schwestern, seht! wie hoch wir uns versteigen,
Wenn eine sich beherzt zu dichten unternimmt.
Man denkt, der Himmel hängt im Anfang voller Geigen,
Doch wenns zum Tacte kömmt, ist alles ganz verstimmt.
Die Männer haben zwar das Eis darzu gebrochen,
Allein in was für Schlamm steckt die Mythologie!
Und wird den Dichtern selbst die Mundart widersprochen?
Wie schade wär es doch um aller Weiber Müh!
Uns dörfte man vielleicht mit Schlesiasmis lohnen,
Mit welchen mancher oft den edlen Opitz spitzt:
Da dieser Fehler doch bey allen Nationen,
In der von Jugend auf gewohnten Sprache, sitzt.
Und womit soll sich doch ein Frauenzimmer zeigen?
Was darf der Inbegriff von ihren Versen seyn?
Nicht geistlich: denn ein Weib muß in der Kirche schweigen;
Käm ihr gleich besser Zeug, als manchem Priester, ein.
Nicht sittlich: die Moral ist nur für alte Männer,
Und unsrer Jugend Witz ist dazu viel zu schwach.
Noch minder kriegerisch: wir sind davon nicht Kenner,
Für Weiber schickt sich nicht der Läger Ungemach.
Die Uebersetzungen aus fremder Völker Büchern
Erfordern, wie ihr wißt, auch fremder Sprachen Kern:
Das ist zu schwer für uns; so will man uns versichern,
Darum bemüht sich hier kein Frauenzimmer gern.
Was sollten wir demnach zu unserm Zweck erwählen?
Die Liebesbahn? O weg mit dieser Lumperey:
Das hieße ja, sich selbst die edlen Stunden stehlen,
Und wäre doch zuletzt die größte Narredey.

Ja

Ja wenn wir endlich auch galante Verse machten:
Wo bringen wir sie an? Was wird uns wohl zu Lohn?
Spitzfündige Censur, Hofmeistern und Verachten,
Unnöthiger Verdruß, Verläumdung, Spott und Hohn.
Wie mancher Tabacksfreund wird in Gesellschaft sitzen,
Und bey der Pfeifen Dampf, als Cato, sauer sehn;
Aufs weibliche Geschlecht mit Baurengrobheit spitzen,
Und sagen: Armer Mann! nun ists um dich geschehn.
Dein verseschwangres Weib läßt alle Wirthschaft liegen,
Bekümmert sich nicht mehr um Keller, Küch und Haus;
Folgt ihr die Tochter nach? Man wird die rechte kriegen!
Mit so gelehrter Zucht kömmt man gar übel aus.
Was meynt ihr nun davon? ihr klugen Tadlerinnen!
Ob Frauenzimmern wohl die Versemacherey,
So lange man vermag dem allen nachzusinnen,
Mit gutem Fug und Recht noch anzurathen sey?
Unmöglich ist es nicht: wir haben schon Exempel;
Die Männer preisen selbst, was manche schon gethan, *
Sie setzen unser Bild in Pallas Ehrentempel
Und schreiben unser Lob auf dem Parnassus an.
Es hat auch die Natur uns Witz genug verliehen:
Die Schuld liegt nur an uns, daß wir im Staube ruhn.
Es fehlt an Unterricht, an fleißigem Erziehen,
Drum wird man nicht geschickt, es Männern gleich zu thun.
Doch, es ist Eitelkeit! Ich will nunmehro schweigen:
Der dringende Beweis macht mir vergebne Müh.
Mein eigner schlechter Reim kann euch schon überzeugen,
Wie ungeschickt ich sey zur edlen Poesie.

Br = =, den = = May, 1725.

Elysie.

Nun fragen wir alle Kenner der reinen Poesie, ob nicht unser Geschlecht Ursache habe, ein solches Probestück einer weiblichen Feder als eine Ehrenrettung anzusehen, dadurch man sich wider alle Auflagen vertheidigen kann? Es ist wahr, unsre Poetinn

* Siehe Lehms Deutschlands galante Poetinnen.

Poetinn scheinet unsern ganzen Vorschlag, daß das Frauenzimmer zur Poesie geschickt sey, zu widerlegen: allein es scheinet bloß, daß sie solches thue. Ihr eigenes Exempel zeiget, daß auch unser Geschlecht fähig sey, gute Gedanken in angenehmen Versen auszulassen, ohngeachtet aller Hindernisse, die sich dabey finden könnten. Was blicket nicht aus allen Zeilen für eine Belesenheit hervor? Was besitzet Elysie nicht für eine Kenntniß der besten Poeten! Wie genau sind ihr nicht alle Gattungen der Gedichte bekannt! Wie rein ist nicht ihre Sprache! Wie ungezwungen ihr Silbenmaaß! und, was das vornehmste ist, wie natürlich sind nicht alle ihre Gedanken!

Auf alle ihre Einwürfe zu antworten, ist weder nöthig, noch in diesem engen Raume möglich. Nur die eine Frage soll nicht vergebens gethan seyn: Von was für Materien nämlich ein Frauenzimmer Verse machen soll? Ich halte dafür, daß es am besten gethan wäre, wenn unsere Poetinnen eine Vertheidigung unsers Geschlechtes darinnen gegen die Mannspersonen ausarbeiten wollten. Ja ich fordere hiemit alle meine Mitschwestern öffentlich dazu auf; und wofern sie unsere deutsche Musen für fähig erkennen, von ihrer Arbeit zu urtheilen: so versprechen wir am Ende dieses Jahrs, derjenigen, die den Preis davon tragen wird, ein Andenken, entweder in Gold oder Silber, davon wir den Werth noch allererst kund machen wollen, durch die Buchhändler, welchen unser Verleger unsere Blätter zuschicket, zustellen zu lassen. Wir hoffen auch, daß keine Mannsperson so niederträchtig seyn, und, um eines kleinen Gewinnstes halber, sein vortreffliches Geschlecht verleugnen und wider sich selbst streiten werde.

Phyllis.

Das

Das XXVIII Stück.

Den 11 Julius, 1725.

Günther.

Der bettelt, geht, und kömmt, und kann vor Angst nicht ruhn,
Bis daß er Flavien erbärmlich vorgeleyert.

Nachfolgender Brief, der aus einer benachbarten Stadt an unsere kleine Gesellschaft eingelaufen ist, erinnert uns einer gewissen Sache, welche allerdings in einem von unseren Papieren etwas genauer untersuchet zu werden verdienet. Wir versichern die uns unbekannte Verfasserinn, deren Artigkeit aus ihrer geschickten Schreibart erhellet, unserer wahrhaften Hochachtung. Ueber dieses wünschen wir, daß ihre von uns gefaßte Hoffnung erfüllet werden möge, vermittelst der sie sich überredet, eines von unseren Blättern werde vermögend seyn, demjenigen Uebel abzuhelfen, worüber sie sich in ihrer angenehmen Zuschrift bey uns beklaget. Meine Leserinnen werden solche ohne Aenderung hier beygesetzet finden:

Vernünftige Tadlerinnen!

Die Ehrerbiethung, die euch eure geschickte Federn unsers Orts, auch bey den ungezogensten Mannspersonen, zuwege gebracht haben; nebst der gewissen Ueberzeugung, die ich bey mir selbst empfinde, daß ihr einer gewissen verdrießlichen Sache abhelfen könntet, wofern ihr wider dieselbe in einem eurer Papiere zu eifern Belieben trüget, haben mich so kühn gemacht, euch mit gegenwärtiger Zuschrift aufzuwarten. Ich bin ein junges Frauenzimmer,

mer, das bey seinen wenigen Glücks- und Leibesvorzügen das Unglück hat, vielen jungen Mannspersonen zu gefallen. Und ohngeachtet meine Aufführung so strenge gegen sie ist, daß ich kaum den vierten Theil meiner Verehrer iemals, und diesen dazu nicht mehr als einmal, gesprochen habe: so dienet doch diese meine eingeschränkte Lebensart zu nichts anders, als daß ich diese unbedachtsamen Leute nur ungeduldiger mache. Ihr würdet es nicht ohne Lachen lesen können, wenn ich euch einige von ihren geringsten Narrheiten, nur im Kleinen, abschildern wollte. Man schickt mir Geschenke; man rennet des Tages zwanzigmal vor meinem Fenster vorbey; man wartet auf mich, wenn man ausgespüret, daß ich auszugehen gesonnen bin; man schreibet mir die seltsamsten und abgeschmacktesten Liebesbriefe von der Welt, die ich nimmermehr annehmen würde, wofern man dieselben mir auf eine solche Art zubrächte, daß ich sie wieder zurück geben könnte. Man sendet mir Versicherungen ewiger Treue, die mit Blute geschrieben sind; ja, man kniet vor mir nieder, und thut mir Liebeserklärungen mit Thränen: und es wäre kein Wunder, ich würde durch die Thorheiten auch endlich toll und zur Närrinn gemacht. Unter allen denjenigen vermeynten Verehrungen ist mir keine so beschwerlich, als die unaufhörlichen Nachtmusiken, womit man mich quälet. Ich bin keine Feindinn der Musik; sondern ich bin eine Feindinn der Schwachheiten, wozu man sie misbraucht: man läßt mich wenige Nächte ungestört schlafen, und was das allerverdrießlichste ist, so muß ich oft durch solche Stümper aufgewecket werden, die kaum eine Note zu treffen wissen; und gleichwohl meynen diejenigen, welche dieselben unter mein Fenster führen, daß ich ihnen für eine solche Hümplerey noch verbunden seyn soll. Man tödtet mich über dieses fast mit dem Absingen verliebter Cantaten, die doch meistentheils aus durchgängigem Phöbus und Gallimathias bestehen. Diese unzeitige Höflichkeiten stören mich nun nicht nur im Schlafe; sondern beunruhigen auch meine Nachbarn, und ich bin dadurch bey den herumwohnenden so verhaßt gemacht worden, daß ich fürchten muß, mein guter Name werde endlich hiedurch Abbruch leiden, wo diesen Possen kein Ende gemacht wird; indem man schließen will: man würde sich nicht unterstehen, mir, wie

 man

man zu reden pfleget, dergleichen Ständchen zu bringen, noch weniger solche so oft zu wiederholen, wofern ich nicht ein besonderes Vergnügen daran fände. Ich will die verdrießlichen Vorwürfe verschweigen, die ich von meinen Anverwandten deswegen leiden muß. Habet derowegen ein Mitleiden mit derjenigen, vernünftige Tadlerinnen, welche eure Verdienste erkennet, hochhält, und bewundert. Wendet eines von euren Papieren auf diese Materie, und saget doch den jungen Mannspersonen, nach eurer artigen und gründlichen Art, mit was für Thorheiten ihrerseits, und mit was für Beschwerlichkeit und Schaden anderntheils, diese Ehrenbezeugungen verknüpft sind, worüber ich mich ietzo gegen euch beklage. Eure Gründe werden ihre Unbescheidenheit einschränken; eure Bemühungen aber, welche ihr hierinnen anwenden werdet, werden mich euch verbindlich machen, eurer scharfsinnigen Gesellschaft, mit noch mehreren Anmerkungen über die Thorheiten verliebter junger Mannspersonen, mit ehestem aufzuwarten. Ich küsse euch die Hände mit aller Ehrerbiethung, als,

Vernünftige Tadlerinnen,

Leipzig, den 5 Junius, 1725.

Eure

gehorsamste Dienerinn,

Florette.

Der erste Gedanke, der nach Durchlesung dieses Briefes bey mir entstanden, fasset keine neue und bisher unerkannte Wahrheit in sich. Denn ein iedweder Mensch, der sich die Mühe genommen, die Art der Gemüthsbewegungen, sammt ihren Eigenschaften und Ausbildungen, in Obacht zu ziehen, wird angemerket haben, daß wo die Liebe einmal die Einbildungskraft eines Menschen aufgebracht und angefeuert hat, sie, eben wie der Zorn, die Eifersucht, und dergleichen mehr, oft tausend Thorheiten wirke und gebähre. Diese Thorheiten nun fallen um desto mehr in die Augen, ie muntrer, aufgeweckter und feuriger die Beschaffenheit des Leibes und des Alters; und ie

unerfahrner hingegen der Verstand desjenigen ist, dessen sich diese Tyranninn einmal bemeistert hat. Ich berufe mich auf die tägliche Erfahrung, die in diesem Stücke ein Zeugniß für mich ablegen wird. Ich berufe mich auch zugleich auf verschiedene junge Leute, die ehemals von diesem Affecte in ein solches Labyrinth von Thorheiten hingerissen worden sind: denn wenn sie endlich, wiewohl nicht ohne Schaden und Schande, aus demselben entflohen, werdet ihr sie, bey Erinnerung der vorhin in solchem Zustande von ihnen begangenen Schwachheiten, allemal mit einer heftigen Schamröthe befallen, und mit niedergeschlagenen Augen ihre vorigen Fehler bereuen sehen.

Die natürliche Neigung der meisten jungen Leute zu diesem Affecte wird durch eine etwas unvorsichtige Auferziehung unserer jungen Herren, wie mich dünkt, nicht um ein geringes gemehret. Sobald sie ein wenig erwachsen, so saget man ihnen vor, es sey wider den Wohlstand, wenn man einem jungen Frauenzimmer nicht allerhand artige Schmeicheleyen vorsage, sie mit aller nur erdenklichen Sorgfalt bediene, und alle nur mögliche Kennzeichen an den Tag lege, daß man sie hochhalte. Aus diesem Grundsatze fliessen so viel schlimme Schlüsse her, die wir etwas zu untersuchen unumgänglich nöthig haben, ehe ich meine Gedanken von den Nachtmusiken eröffne. Ich habe gesagt, daß obige Grundlehre, welche man jungen Personen vorschreibet, um solche in Gesellschaft mit Personen unsers Geschlechts zu beobachten, zu sehr übeln Folgerungen Gelegenheit gebe: dieses werde ich, mit vielen weitläuftigen Gründen zu erweisen, mir nicht Mühe geben dörfen, wenn sich meine Leserinnen nur die Mühe nehmen wollen, zu untersuchen, ob die erforderte Höflichkeit und Gefälligkeit nicht zum öftersten in eine kindische Tändeley, oder eine hämische Verstellung, verwandelt werde; wenn sie nur dabey aber auch die Erfah-

rung, entweder an sich, oder an anderen, zu Rathe ziehen wollen.

Die letzte Gattung von Schmeichlern sind meistens Leute von ziemlichem Verstande; gegen uns aber in der That nichts als Spötter, die, indem sie dieser Regel genug zu thun suchen, nichts anders zum Zwecke haben, als, indem sie unserer Eigenliebe wohlthun, uns zu höhnen. Wie schädlich die Schmeicheley der Mannspersonen überhaupt unserm Geschlechte sey, das werden diejenigen erkennen, welche sich die Mühe genommen haben, das scharfsinnige Schreiben der unvergleichlichen Clarice zu lesen, worinnen sie von der Schädlichkeit der Schmeicheleyen gehandelt hat, und womit wir allbereit eines unserer Blätter ausgezieret haben. Wie viel giebt es aber über dieses nicht Personen unsers Geschlechtes, welches ohne dem mehr Leichtgläubigkeit besitzet, als das männliche Geschlecht, so die verpflichtete Aufführung dieser Betrüger öfters mit anderen Augen ansehen, als sie wohl billig sollten. Sie glauben den Betheurungen, womit dieselben ihre Hochachtungsversicherungen bekräftigen, bis sie endlich, nicht selten am Ende, zu ihrem großen Verdrusse, Nachtheile und Jammer wahrnehmen, wie schädlich sie betrogen worden sind.

Diejenigen Leute, die diese Regel auf eine andre Art verdrehen und misbrauchen, sind diesen obigen ganz entgegen gesetzet. Sie sind meistentheils einfältig; oder doch zum wenigsten unerfahren, und von noch nicht sattsam geübtem Verstande; dabey aber von so zärtlicher Gemüthsbeschaffenheit, daß, so bald sie nur ein Frauenzimmer sehen, sie sogleich in dasselbe verliebt werden können. Sie sind geschickt, die Ehre und den Vorzug ihres Geschlechtes vor dem unsrigen ohne Bedenken auf die Spitze zu setzen, und sich gegen ihre Schöne so zu erniedrigen, daß solche selbst, wo sie noch den Gebrauch eines einzigen Funkens

kens ihres gesunden Verstandes besitzet, einen Abscheu vor einem so sklavischen Tropfe haben muß. Ich habe niemals eine Mannsperson anders als einen Freund geliebet, daher muß ich auch in dergleichen Sachen nur aus fremder Erfahrung schreiben; inzwischen wünsche ich täglich, von den Verehrungen dieser Art Leute verschonet zu bleiben, und will mich mit größerer Zufriedenheit des Gemüths von einem losen Spötter höhnen, als von einem solchen Thoren seiner gegen mich tragenden Hochachtung versichern lassen.

Meine Leserinnen werden diese Art von Leuten leicht erkennen lernen. Ihre Complimenten bestehen aus weitgesuchten, gespannten, leeren und oft nichts bedeutenden Redensarten: Ihr werdet euch Göttinnen von ihnen nennen hören. Die Lobserhebungen, die sie euren Vorzügen beylegen, werden gutentheils in Gleichnißreden bestehen. Ihr werdet wahrnehmen, daß sie eine gute Gabe von Schwatzhaftigkeit besitzen, und daß an keinem Orte ein Geheimniß schlimmer aufgehoben sey, als bey ihnen. Sie geniessen keine Süßigkeit vollkommen, wenn sie nicht Zeugen ihres Vergnügens um sich haben, und die größte Glückseligkeit würde ihnen etwas gleichgültiges scheinen, wofern ihr guter Freund nichts davon wissen sollte. Ihre Geliebten haben insonderheit aus dem letzten Striche des Abrisses, den ich von der Gemüthsbeschaffenheit dieser Leute gemacht, zu überlegen, wie weit sie sich mit ihnen in einige Vertraulichkeit einzulassen haben, und wie lange solche Vertraulichkeit vor anderen Leuten geheim bleiben werde.

Zu dieser letztern Art gehören auch diejenigen Herren, über welche sich die artige Florette in obigem Briefe beschweret. Denn da sie sich an nichts ergetzen, darum nicht andere Leute zugleich wissen: so vermeynen sie, einem jungen Frauenzimmer müsse es ohnstreitig sehr wohl gefallen, wenn es sich öffentlich

vor allen Leuten so geehret sähe. Durch diese vermeynte Ehrenbezeugungen hoffen sie sich in das Gemüthe und in die Hochachtung ihrer Geliebten einzudringen. Und da sie täglich an sich erfahren, wie viel ein Schmeichler über sie vermöge: so suchen sie auf eben solche Weise die Gewogenheit eines geliebten Frauenzimmers zu erwerben. Ich bin eben so wenig eine Feindinn der Musik, als Florette. Allein ich gestehe gar gern, daß ich nicht begreifen kann, worinn doch bey einem sogenannten Ständchen eigentlich die Ehre bestehet, die einem Frauenzimmer hierdurch erzeiget wird. Wer mir eine Ehre erweisen und mich vor anderen unterscheiden will, der muß es auf solche Art thun, daß nicht andere, die weder mich noch ihn angehen, zugleich mit Theil dran nehmen. Bey einer Musik hören andere sowohl als ich; also habe ich nichts besonders. Singt man nur mir zu Ehren ein Gedichte dazu; so beschämt man mich, daß man mich öffentlich und so unbescheiden lobet. Ist nun die Musik nichts besonders, oder das Gedicht an sich selbst schlecht; und bestehet es in läppischen und abgeschmackten Gedanken und Ausdrückungen, wie es in verliebten Gedichten nicht ungewöhnlich ist: so werde ich sowohl als der, der mich beehren will, beschimpfet. Man spottet meiner, daß ich eine Freundschaft mit einem Menschen von so schlechtem Verstande unterhalte. Denn dieses schließet man aus der Freyheit, die er sich nimmt, mir solche Gedichte und Musiken aufführen zu lassen. Und für ihn ist es Schimpfs genug, wenn man ihn aus eben dieser Ursache unter die Einfältigen rechnet. Derer Verdrießlichkeiten will ich nicht erwähnen, welche man sich bey eifersüchtigen Personen unsers gleichen, den Nachbarn und unserer eignen Verwandschaft, zuzieht, weil Florette in ihrem Schreiben derselben allbereit gedacht hat. Jedoch nur des guten Namens, als des wichtigsten Kleinods eines jungen Frauenzim-

mers,

mers, nicht zu vergessen, welcher durch dergleichen öftere Musiken nicht um ein geringes gemindert wird; so ist dieser eines der wichtigsten Gründe, welche eine junge Mannsperson bewegen sollen, ein Frauenzimmer mit dergleichen schimpflichen Ehrenbezeugungen zu verschonen.

Ich habe oben erinnert, daß man insgemein eine besondere Vertraulichkeit zwischen den zwoen Personen, da eine der andern mit Abendmusiken aufwartet, so zu sagen, zum voraus glaubet. Dieser Glaube ist einem guten Namen so schädlich, als ein langwieriges Fieber einem schönen Angesicht: und eine junge Mannsperson, die nur das geringste von einer rechtschaffenen Hochachtung gegen ein Frauenzimmer hat, wird diesen Grund für wichtig genug halten, in Zukunft mit dergleichen Nachtmusiken vorsichtig zu verfahren.

Der annehmlichen Florette zum Vergnügen wünschen wir, durch diese Vorstellung etwas Gutes ausgerichtet zu haben. Uebrigens bitten wir, daß sie ihrem zu Ende ders Schreibens befindlichem Versprechen mit ehestem nachleben möge.

Iris.



****

Das XXIX Stück.

Den 18 Julius, 1725.

Rachel.

Der Mutter Abriß ist die Tochter insgemein;
Wie ietzo Thais ist, so wird ihr Kind auch seyn.

Ich muß mich oftmals wundern, daß der Haß, gegen die Gelehrsamkeit des weiblichen Geschlechts, bey vielen Leuten so gar groß ist. Man kann bey den meisten Leuten ein Frauenzimmer nicht lächerlicher, nicht abscheulicher abbilden, als wenn man ihm den Titel eines gelehrten Frauenzimmers beyleget. Und es giebt unstreitig Männer, welche sich lieber entschliessen würden, ihr Lebenlang Junggesellen zu bleiben, als eine gelehrte Frau zu nehmen.

Wir sind entschlossen, dieser Materie in gegenwärtigem Stücke etwas weitläuftiger nachzusinnen. Niemand darf das übereilte Urtheil fällen, als ob wir gesonnen wären, uns selbst eine Lobrede zu halten: dieß Blatt selbst wird einen ieden eines andern belehren, und unsere Leser überzeugen, daß wir uns des Titels, gelehrter Frauenzimmer, nicht einmal anmaßen. Wir wünschen uns nur genugsame Fähigkeit, diejenigen, welche diesem Blatte die Ehre thun, es zu lesen, von folgenden Wahrheiten gnugsam überführen zu können: daß ein Frauenzimmer, welches nicht mehr weiß, als diejenigen, die man gewöhnlich mit dem Titel gelehrt zu beehren pflegt, noch lange nicht gelehrt heißen könne; daß es aber nothwendig sey, daß ein Frauen-

zimmer sich die Erlernung gewisser Künste und Wissenschaften, zu Beobachtung ihrer Pflichten, angelegen seyn lasse; und daß sie dadurch zwar vernünftig, aber noch lange nicht gelehrt werden wird.

Gelehrt kann nur derjenige heißen, welcher von einer Wissenschaft, der er sich beflissen, eine vollkommene gründliche Einsicht hat; welcher von allen seinen Proben in derselben Rede und Antwort geben, und diese Wissenschaft auch anderen, mit gnugsamer Gründlichkeit und Deutlichkeit, beybringen kann. Ferner glaube ich, daß der Name der Gelehrsamkeit nur bey solchen Wissenschaften statt haben könne, die wirklich zur Gelehrsamkeit gehören. In den schönen Künsten wird er nur eine Fertigkeit können genennet werden. Es kann also derselbe in der Tonkunst, Malerey, Tanzkunst, Dichtkunst, Fechtkunst, in den Anfangsgründen der Rechenkunst, in den Sprachen (die gelehrten ausgenommen) nicht gebraucht werden. Es wird zwar allemal schätzbar seyn, wenn man in allen diesen Dingen geübt ist; es wird eine gute Erziehung, einen aufgeweckten geschickten Geist anzeigen: aber eine Gelehrsamkeit wird es niemals mit Recht heissen können. Von dem ausländischen Frauenzimmer rede ich hier nicht: denn es wäre zu viel, dasselbe vor unsern Richterstul zu ziehen. Aber wie viele Mitschwestern haben wir doch wohl in Deutschland aufzuweisen, die die gewöhnlichen Grenzen der sogenannten weiblichen Gelehrsamkeit überschritten hätten? Einer Schurmanninn können wir den Titel eines gelehrten Frauenzimmers nicht absprechen. Sie hat es in der lateinischen und in den orientalischen Sprachen so weit gebracht, als ein akademischer Lehrer dieser Sprachen. Und sie hätte diese Stelle allenfalls mit Würden bekleiden können. Aber wer hat es ihr denn noch unter uns gleich gethan? Bleibt es nicht wahr, was der scharfsinnige Rachel sagt:

: : : : Um aller Welt Gewinn
Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schurmanninn!

Laßt uns doch untersuchen, worinnen die Gelehrsamkeit unserer Mitschwestern heute zu Tage bestehet. Sie sprechen ihre Muttersprache; oftmals auch nicht besser, als sie dieselbe von den Mägden erlernet haben. Sie haben ein paar Jahre einen Tanzmeister gehabt, und erinnern sich zuweilen seiner Lehren, wenn ihnen etwa in Gesellschaft die Zeit lang wird. Sie haben von der Malerey etwa so viel behalten, daß sie auf einem mit Oele getränkten Blatte einen Kupferstich nachzeichnen können. Vom Französischen haben sie auch noch nicht alles vergessen. Die Anfangs- und Abschiedscomplimenten in einer Gesellschaft können sie zur Noth hersagen; auch wohl einen deutschen Brief mit einem vôtre veritable Amie, oder très humble servante schließen. Wenn sie in einem leichten französischen Romane hier und dar ein Wort verstehen; so gelingt es ihnen zuweilen auch, daß sie, wo nicht den eigentlichen, doch einen ähnlichen Sinn des Verfassers errathen. Das Einmaleins können sie auch noch wohl; zuweilen gar addiren. Sie schreiben nach einem Linienblatte, in vier oder drey Stunden, eine ordentliche und orthographische Seite: das letztere sage ich meinem Geschlechte nur zu Liebe nach; ich mag aber durchaus nicht dafür gut seyn. Nun kömmt das beste: sie machen Verse! Aber was für welche? Sind sie rein? Sind sie regelmäßig? Sind sie voller edlen, erhabenen, tugendhaften und vernünftigen Ausdrückungen? Was sind es für Gattungen? Sind es Heldengedichte? Sind es dogmatische Gedichte? Sind es edle, neue und sinnreiche Erfindungen? Ich mag diese Fragen nicht beantworten. Man frage die im Drucke vorhandenen Werke meiner Mitschwestern selbst darum. Ich wünsche aber, daß niemand die großen Mängel

im äußerlichen, und die gemeinen, schwülstigen, nichtssagenden, frechen, pöbelhaften, groben und unzüchtigen Stellen, des innerlichen Wesens ihrer Gedichte, gewahr werden möge, worüber ich schon oftmals in meinem Herzen geseufzet. Wie viel fehlt nicht noch daran, ehe wir eine einzige Deshoulieres in der Poesie, eine einzige de Sevigné in Briefen, eine einzige Gomez in der Beredsamkeit, und eine einzige Barbier in Trauerspielen aufzuweisen haben.

Nun sage mir ein ieder, was von der bisherigen Gelehrsamkeit unsers Frauenzimmers zu halten sey? Auf einiger schmeichelnden Freunde Lobsprüche, auf das niederträchtige Lob übereilter Poeten, ja auf alle unverdiente Ehre, die man uns erzeiget, kömmt es nicht an. Es bleibet wahr, was Rachel in seinem Poeten sagt:

Jetzund, wenn einer nur kann einen Reim herschwatzen,
Die Leber ist vom Huhn, und nicht von einer Katzen:
Da heißt er ein Poet.

Indessen, gesetzt auch, daß ein Frauenzimmer alle obige Wissenschaften in einem hohen Grade besäße; gesetzt, daß sie in denselben alle Personen ihres Geschlechts überträfe: wird sie denn deswegen vernünftiger, wird sie tugendhafter, oder klüger seyn? Nein, die angeführten Künste tragen zu der Verbesserung unsers Herzens, das ist, des Verstandes und Willens, wenig oder gar nichts bey. Sie kann bey aller Musik eine unverständige Ehegattin, bey den künstlichsten Tänzen eine närrische Mutter, und bey allen poetischen Künsten dennoch eine sehr unwissende Hausfrau seyn: wofern sie sich nicht auf andere Wissenschaften leget, die sie zu Beobachtung ihrer Pflichten fähiger und geschickter machen.

Ich rede hier von solchem Frauenzimmer nicht, welche sich in einem so niedrigen Stande befinden, daß sie einmal bey

ihren Männern, allem Ansehen nach, nur die Stelle einer treuen Magd vertreten werden. Es würde thöricht seyn, von dergleichen Leuten mehr zu begehren, als sie leisten können: sondern ich rede hier von denen, deren Glück ihnen Zeit, Vermögen und Gelegenheit genug erlaubt, sich desjenigen zu befleißen, welches sie künftig einmal zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen kann. Daß diese meine Anforderung billig sey, wird man leicht erachten können, wenn man auf die Pflichten sieht, welche uns sowohl in geistlichen als weltlichen Gesetzen auferleget sind. Diese sind aber der Gehorsam gegen die Männer, die Besorgung des Hauswesens, und die Erziehung der Kinder.

Alle drey sind von sehr großer Wichtigkeit; und wer dieses wohl einsehen kann, der wird mir leicht zugestehen, daß dazu ein aufgeklärterer Verstand gehöre, als man ihn auf die Welt bringt. Man darf mir hier auch nicht einwenden, daß dasjenige Frauenzimmer, welches sich zum ehelosen Stande entschließt, an meiner Ermahnung keinen Antheil nehmen dörfte. Denn einestheils muß man schon sehr wichtige Ursachen haben, um eine Lebensart zu erwählen, die dem Gesetze der Natur zuwider ist. Zum andern glaube ich, daß solche Vorsätze durch tausend Zufälle können umgestoßen werden, die eine Person zwinget, ihre Meynung zu ändern. Und drittens kömmt es mir sehr unwahrscheinlich vor, daß dasjenige Frauenzimmer, welches man im ehelosen Stande leben sieht, sich dazu von freyen Stücken sollte entschlossen haben. Gesetzt aber auch, daß dieses wäre; so ist ein lediges Frauenzimmer um so viel mehr verbunden, auf die Verbesserung ihres Gemüthes bedacht zu seyn, ie weniger sie durch die häuslichen Geschäffte davon abgehalten wird. Denn es ist die Anzeige eines närrischen Ge-

müthes,

müthes, so lange gelebt zu haben, und dennoch weder der Welt, noch sich selbst, nützlich gewesen zu seyn.

Zu dem täglichen Umgange mit einer Person, die man allezeit hochschätzen, und niemals vorsetzlich beleidigen muß, gehört eine größere Klugheit, als der Mensch mit auf die Welt bringet. Dieses aber ist nicht genug; wir müssen einer solchen Person auch noch beständig gefallen, wir müssen uns bestreben, ihre Gunst gegen uns täglich zu einem höhern Grade zu treiben, und also die Liebe der Männer, in welcher das einzige Glück einer vernünftigen Frau bestehet, niemals erlöschen zu lassen. Hierzu gehöret nun eine genaue Erkenntniß der Gemüther, eine philosophische Einsicht in die Natur unserer Handlungen, und ein weises Vorhersehen derer, aus denselben entspringenden, Folgen. Ja wir müssen auch ein richtiges Erkenntniß von der Natur des Guten und Bösen, von Tugenden und Lastern haben. Denn da nicht alle Männer vernünftig sind, und diese leichtlich von ihren Frauen etwas Unbilliges und Böses begehren könnten: so muß hier eine Frau das Wahre von dem Falschen wohl zu unterscheiden wissen. Ich gestehe, daß dieses einer der schwersten Umstände für unser Geschlecht ist: denn da auch ein boshafter unverständiger Mann gleichwohl gegen seine Frau alle Vorrechte eines Mannes hat; so ist sie in desto gefährlicheren Umständen, wenn sie weder ihren Pflichten gegen ihn, noch der Tugend, zu nahe treten soll. Ja sie ist verbunden, wenn es möglich ist, ihn von dem Bösen zum Guten zu lenken. Wie viel Vernunft, Vorsichtigkeit und Klugheit hierzu erfordert wird, das werden diejenigen leichtlich einsehen, die diese Sache gründlich überlegen. Kurz, unser Geschlecht ist das glückliche Werkzeug, wodurch die weise Vorsicht das Leben, die Bequemlichkeit und das Vergnügen des männlichen Geschlechts

befördern

befördern wollen. Und wie können wir unsere Bemühungen wohl besser anwenden, als wenn wir uns zu derjenigen Pflicht tüchtig machen, die uns unser weiser Schöpfer auferleget hat?

Die Herrschaft über das Gesinde ist gleichfalls eine Sache, die denen nicht mehr als ein Spielwerk vorkommen wird, welche es vernünftig erwägen, daß befehlen viel schwerer sey, als gehorchen. Ich kann mirs nicht anders vermuthen, als daß mich einige meiner Leser mit einem so ungewöhnlichen Sprüchworte auslachen werden. Allein ich versichere sie, daß ich sie von Herzen bedaure; und es lieber sähe, daß sie in Zeiten der Sache besser nachdenken möchten, als daß ich ihnen, die bösen Folgen ihrer Unbesonnenheit zu erfahren, gönnen wollte. Ich rede nicht zu hart: würde man es nicht unbesonnen nennen, wenn sich iemand unterstehen wollte, ein paar ungezähmte und wilde Pferde vor einem Wagen zu regieren, da er doch sein Lebenlang niemals von der Kunst, ein solches Thier zu lenken, etwas gehöret hätte? Eben die Bewandniß hat es mit dem Hausgesinde. Dieses bestehet aus Thieren, die von der Wiegen an, ohne alle Regeln irgend einer Sittenlehre, aufgewachsen sind; ja die durch Aberglauben, Unvernunft und die Gewalt ihrer Begierden noch viel wilder geworden sind, als sie von Natur seyn würden. Gleichwohl soll mit diesen Leuten etwas Vernünftiges ins Werk gerichtet werden. Es soll ein ordentliches, wohleingerichtetes Hauswesen durch sie bestellt werden, und sie selbst sollen nach und nach mehr aus Gewohnheit, und ohne daß sie es merken, als durch Zwang und Schlag, tugendhaft und menschlich werden. Hierzu gehört aber ein hoher Grad der Klugheit bey demjenigen, unter dem sie stehen: dieser muß wissen, wie ihre Gemüthsart beschaffen ist, und nach dieser muß er sie ziehen. Den einen durch Schärfe, den andern durch Güte; den einen

durch

durch Lob, den andern durch Verachtung; den einen durch Wohlthaten, den andern durch Einhaltung mit denselben. Weil nun die Männer mit so vielen wichtigen Geschäfften außer dem Hause beladen sind, daß sie auch an diese Sorge nicht denken können; so fällt dieselbe wiederum auf die Frau, und dieß ist eine neue Bestätigung meines Begehrens. Sie wird von dieser Bemühung viele Früchte haben. Das Vergnügen einer angenehmen Ordnung in ihrem Hause; das Lob ihrer Bekannten; die innerliche Zufriedenheit, daß ihre Bedienten bey ihr nicht nur gespeiset und gekleidet, sondern auch zu vernünftigen Menschen gemacht werden; und endlich die Liebe dieser Leute selbst, die sie als ihre Mutter betrachten, und ihr mit desto größerer Liebe und Treue dienen werden: das alles wird sie erhalten! Was soll ich aber von den Herrschaften sagen, welche es in der Unvernunft ihrem Gesinde weit zuvor thun? Ich mag mein Urtheil davon nicht sagen: Vernünftigen würde es nichts neues seyn; und denen, die es träfe, würde es viel zu hart scheinen.

Wir kommen auf die Kinderzucht, und sehen dabey auf die Pflichten, welche einer Mutter auch in diesem Stücke obliegen. Wer sollte nun denken, daß man es nöthig hätte, hierinnen die geringsten Lehren zu geben? Wer sollte nicht glauben, daß die natürliche Liebe eine iede Mutter schon selbst antreiben würde, hierinnen ihren möglichsten Fleiß anzuwenden? Allein die Erfahrung überzeugt uns, daß fast keine Sache im gemeinen Leben schlechter bestellet wird, als die Kinderzucht. Eine Mutter denket Wunder was sie gethan hat, wenn sie das Kind zur Welt gebiehret. Hierauf vertraut sie es der Aufsicht einer leichtfertigen Metze an, die ihm sogleich mit der Milch die Liebe zu den Lastern einflößet. Kaum kann es lallen, so schickt man es in eine Schule, allwo

die bösen Beyspiele anderer Kinder, und die unvernünftige Unterweisung eines eigennützigen Lehrers, dasselbe vielmehr zur Dummheit als zur Wissenschaft führen. Zu Hause wird es auch mehr durch henkermäßige Strafen, als durch gründliches Ueberzeugen vom Bösen zum Guten, wo nicht gar von diesem zu jenem, geführt. Wer aber nur ernstlich bedenken will, wie viel an der Zucht unserer ersten Kindheit gelegen ist; und wie stark sich dasjenige, was man in der Jugend annimmt, unserm Gemüthe einverleibet: der wird leicht erkennen, daß hierzu viel mehrere Geschicklichkeit gehöret, als insgemein bey der Kinderzucht angewandt wird.

Eine Mutter muß von rechtswegen bey einem Knaben bis ins sechste, bey einem Mädchen aber bis ins zehnte Jahr, der einzige Lehrer seyn. Alles, was Kinder in dieser Zeit zu lernen haben, das muß sie ihnen selbst beybringen. Und dieses werden alle diejenigen Wissenschaften seyn, zu welchen nicht sowohl viel Ueberlegung und Urtheilskraft, als vielmehr nur ein gutes Gedächtniß, gehört. Alles, was wir in der Jugend fassen, das bleibt unserm Gedächtnisse sehr tief eingepräget. Man gebrauche sich also dieser Zeit bey den Kindern, doch so, daß man ihren Kopf nicht gar zu sehr beschwere. Das bloße Auswendiglernen schafft selten guten Nutzen; und es ist allemal besser, daß man den Kindern durch oftmaliges Erzählen, ja durch äußerliche Bilder, was beybringe; als daß man sie ganze Bücher auswendig lernen läßt, die sie mit großer Mühe erlernen, und in wenig Tagen wiederum vergessen. Das Schreiben, Lesen, Rechnen, einen kurzen Begriff von der Religion, von der Moral, von der Historie und Geographie, sollte eine Mutter billig ihren Kindern selbst beybringen. Nicht, daß sie es von ihr schlechter lernen sollen, als von anderen; sondern ich

setze

setze fest, daß sie geschickt sey, es ihnen besser beyzubringen, und deswegen muß sie sich keine Mühe verdrießen lassen. Da sie die Kinder beständig um sich hat: (auch dieses setze ich zum Voraus, und was kann man von einer Mutter billigers begehren?) so ist sie im Stande, den Kindern alles spielend beyzubringen; und deswegen muß sie die Gemüthsart eines ieden Kindes wohl erkennen, und sich in dieselbe vernünftig schicken. Denn es ist thöricht, wenn man von solchen Kindern begehren wollte, daß sie sich in die Großen schicken sollten: das thut man aber, wenn man unterschiedene Gemüther nach einem Leisten ziehen will. Man kann selbst von der Ungleichheit dieser Gemüther einen Nutzen ziehen: wenn man das träge Kind durch das lebhafte; das zärtliche durch das verstockte; das böse durch das gute, zum edlen Nacheifer anspornet. Doch ich kann meinen Leserinnen von dieser Materie nichts schöners sagen, als was der vortreffliche Richard Steele in seiner Frauenzimmerbibliothek, die auch in französischer Sprache heraus ist, gesagt hat. Dieses ganze Buch sollte, nach der Bibel, von unserm Geschlechte am meisten gelesen werden. Zumal der dritte Theil, darinn er den besonderen Ständen eines Frauenzimmers Regeln giebt. Ich will, zu Bestärkung meines Satzes, nur einige Regeln übersetzen, die er einer Mutter zu Erziehung ihres Kindes giebt. Man wird daraus sehen, daß ich zwar nichts neues; aber wohl etwas fordere, dazu eine klügere Mutter gehört, als man sie gemeiniglich hat.
" Untersuche," heißt es, " die Gemüthsart deines Kindes, und
" richte dich darnach. Leide nicht, daß das Gesinde ihm allerley
" abergläubisches Zeug vorsage. Bringe ihm einen angenehmen
" Begriff vom Guten, und einen abscheulichen vom
" Bösen bey. Gib wohl Acht auf die kleinsten Anzeigen der
" Vernunft, die sich in demselben zu zeigen anfängt, und stärke
" dieselben, so viel möglich ist. Gewöhne es an, allerley zu fra-

" gen, und antworte ihm kurz und deutlich. Bringe ihm bey,
" oder locke vielmehr aus dem Kinde selbst einige Beweise her-
" aus, von dem Unterschiede zwischen Seele und Leib, von dem
" Wesen und der Geistlichkeit Gottes, von seinen Eigenschaften
" und Vollkommenheiten, von der Erschaffung der Welt, von
" der Unsterblichkeit der Seele, von der Sünde, von der Gnade,
" u. s. w. Zeige ihm, worinn die wahre Klugheit und der Wohl-
" stand bestehen, und wie es beydes wohl entdecken könne. Lehre
" es die Kunst zu befehlen und sich bedienen zu lassen, und führe
" es zu einem vernünftigen Regimente an. Erfülle es ja mit
" den Empfindungen einer edlen Ehrliebe, und lehre es die-
" selbe von dem Hochmuthe unterscheiden."

Ich habe von siebenzig Regeln, die Herr Steele hier giebt, nur diese wenigen angeführt, weil der Raum es nicht verstattet: sie sind aber alle so billig und vernünftig, daß sie niemals aus den Augen einer Mutter kommen sollten. Ich wünsche, daß dieses treffliche Buch in deutscher Sprache erscheinen möchte; damit auch unsere deutsche Mitschwestern es mit Nutzen anwenden könnten.

Was denkt man aber nun von einer solchen Mutter? Wird sie nicht die zwanzig ersten Jahre ihres Lebens fleißig seyn müssen, wofern sie alle diese Forderungen erfüllen will? Wird sie nicht von der Philosophie, sonderlich von der Vernunft- und Sittenlehre, ja auch von der Physik, von der Metaphysik, von der Historie, Geographie, und allen dergleichen Wissenschaften, viel wissen müssen? Dünkt euch dieses zu viel, ihr Mütter? Ist euch diese Sorgfalt für eure Kinder zu mühsam? Fürchtet ihr euch vor eurer und eurer Kinder Klugheit und Tugend? Ist es euch eine Last, diejenigen um euch zu haben, die die Natur unter euer Herz geleget hat? Ist euch nichts daran gelegen, daß ihr der Welt vernünftige Bürger erziehet? Ist es euch gleich viel,

ob eure Kinder zu einer ewigen Glückseligkeit gelangen, oder nicht? Wollet ihr eurem Gesinde mehr zutrauen, als euch selbst? Sollen eure Kinder ihre Tugend, ihre Vernunft, ihre Wissenschaften, ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt nicht euch, sondern Fremden, zu verdanken haben? Dünkt es euch nicht süße, wenn ihr dieselbe auf einer Tugendbahn wandeln seht, darauf ihr ihnen selbst mit Nachdruck vorgehet? Dünkt es euch nicht angenehm, alle ihre edlen Empfindungen, alle ihre löblichen Thaten, alle ihre Vollkommenheiten, als so viel aufgehende Früchte eures ausgestreuten Saamens anzusehen? Dünkt es euch nicht angenehm, den guten Namen, den ihr euch im Leben erworben, durch eure tugendhaften Kinder, noch zu höheren Ehren erhaben zu sehen? Und muß euch die Vorstellung nicht entzücken, in der Ewigkeit ein Gefolge von Seelen mit euch zu haben, die ihr voriges Leben, ihre Tugend, und deswegen auch ihren ietzigen glücklichen Zustand, euch und eurer Sorgfalt zu verdanken haben? Ja freylich! muß euch dieses ungemein rühren. Wofern ihr nur noch Menschen seyd, wofern ihr die Lust, die aus der Tugend entspringt, iemals empfunden habt: so muß es euch rühren, so muß es euch nothwendig bewegen.

Was sollen wir aber von denen Männern sagen, welchen vielleicht schon Angst und bange ist, daß dieß Blatt eine gute Wirkung haben wird? welche schon zittern und beben, aus Furcht, daß sie künftig keine dummen Weiber mehr werden haben können? und welche lieber eine alberne Frau nehmen möchten, als eine, die ihre Kinder wohl gar klüger machen möchte, als sie selber sind? Wir wollen ihnen ihr närrisches Beginnen nicht verweisen; sondern ihnen nur, zum Besten ihrer Nachfolger, alle die glückseligen Folgen, einer Ehe mit einer dummen Frauen, einer unvernünftig eingerichteten Haushaltung, und einer übeln Kinderzucht, von Herzen angewünschet haben.

Calliste.

****

Das XXX Stück.

Den 25 Julius, 1725.

Canitz.

Man sieht ein sichres Volk bey Höfen und in Städten,
Das, wie ums Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten.
Das, weil es Arbeit haßt und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müßigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden.
Es ist ihr Höflichseyn mit Ungestüm verbunden.

Die Mannspersonen denken Wunder, was unser Geschlecht für Ehrerbietung, Gefälligkeit und Vergnügen von ihnen genießt. Sie stehen in der Einbildung, daß sie uns niemals beleidigen; wohl aber unzählige Lust zuwege bringen. Daher wissen sie uns alle ihre Reverenze, Complimenten, Schmeichelenen, verliebten Blicke, Briefe, Verse, Musiken und andere dergleichen Tändeleyen mehr, sehr hoch anzurechnen. Sie fordern, ich weiß nicht was für eine besondere Erkenntlichkeit dafür. Wenn diese nicht sogleich fertig ist: so sind sie mit den Beywörtern der Undankbaren, Grausamen, Unempfindlichen, Felsenharten, 2c. augenblicklich da. Sie machen ein solches Geschrey über unserer Unbilligkeit und schlechten Art zu leben, daß man große Beleidigungen von unsrer Seite daraus schließen könnte, wenn die lange Gewohnheit diesen Argwohn nicht vorlängst unkräftig gemachet hätte. Insbesondre ist es auslachenswürdig, wenn Herr Leporander, dem Yba-

rine durch das Zuziehen des Vorhanges in ihrem Fenster, nach seiner Einbildung, zuviel gethan, ihr in einem Schreiben durch den Titel einer Bedaurenswürdigen das Herz zu rühren gedenket. Gerade, als ob man ein Mitleiden verdienete, wenn ein unzeitiger Liebhaber unsere Fenster von seinen Blicken befreyet, und sowohl seiner Schuhe als des Pflasters zu schonen anfängt, nachdem er merket, daß sein Patrolliren ganz und gar vergeblich sey.

Wir kamen neulich, in einer von unseren Versammlungen, auf diese Materie zu reden, und es schien fast, daß eine iede unter uns mit einer besondern Vorbereitung erschienen wäre, so einig waren wir, diejenigen Verdrießlichkeiten zu erzählen, die uns bey vielen Gelegenheiten von den Herren Mannsleuten widerfahren. Wir gedachten dießmal nicht an den übeln Verdacht, in den uns manche durch ihre ungestüme Höflichkeit bringen, indem sie Mittel ersinnen, uns einen Tag wohl zehnmal zu grüßen: da wir uns denn aus Höflichkeit bedanken, und hernach manch ungegründetes Urtheil über uns müssen ergehen lassen. Wir berührten auch die übeln Nachreden nicht, die uns einige, ihrer Meynung nach, Beleidigte zu verursachen pflegen: wenn sie Dinge von uns erzählen, die sie sich zwar tausendmal gewünschet; aber niemals erlanget haben. Wir ließen nicht weniger die thörichten Versuchungen beyseite gesetzet seyn, die uns durch manche ehrvergessene Abgeordnete bisweilen geschehen. Wir schränkten uns weit enger ein, und betrachteten nur die unhöflichen und ungeschickten Sitten mancher jungen Galane, die uns so gröblich zu beleidigen pflegen, daß man gewiß eine wichtige Probe seiner Gelassenheit ableget, wenn man ihnen dergleichen Dinge nicht mit einem derben Verweise unter die Augen stellet.

Ich befand mich vor einiger Zeit, an einem grossen Festtage, in einer Zusammenkunft naher Freunde und Verwandten, wo sich auch einige junge Herren, vielleicht als ungebethene Gäste, eingefunden hatten. Man trank Caffee, und diese Ceremonienmeister meyneten eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, sich bey mir einzuschmeicheln. Ein ieder zapfete ein Schälchen voll, füllte es mit Zucker bis oben an, und eilte, mir dasselbe zu überreichen. Sie wurden alle zugleich fertig; doch weil keiner die Ehre der Geschwindigkeit einem andern lassen wollte: so kamen sie mit solchem Ungestüme auf mich zugelaufen, daß sie aneinander stießen, und mir drey volle Tassen auf mein neues Kleid schütteten, welches ich eben zum erstenmale angezogen hatte. Ein andermal hatte ich das Unglück, von dem Herrn Grobian, einem übelgezogenen Menschen, auf einer Hochzeit zum Tanze aufgefordert zu werden. Dieser wußte mich nun so sauber zu führen, daß er mir fast den Arm aus der Schulter gezogen hätte. Ich gab ihm meine Empfindung einigermaßen zu verstehen; machte aber mein Uebel dadurch noch ärger: denn weil er mich wegen eines solchen Versehens um Vergebung zu bitten suchte; so drückte er mir die Finger der linken Hand so oft und so kräftig zusammen, daß sie mir etliche Tage davon aufgeschwollen blieben.

Dieses erzählte ich meinen Freundinnen, und ich wollte noch weiter fortfahren, als mir Phyllis in die Rede fiel, und gleichermaßen etwas zu erzählen anfieng. Ich, sprach sie, habe ebenfalls mehr als einmal dergleichen angenehme Gesellschaft gehabt. Ich hatte einmal einen angestiefelten Tänzer, der mir von dem Ueberflusse seiner Schwärze an den Beinen bey iedem Tritte was mittheilte, so daß mein halber Rock auf der linken Seite schwarz gefärbet wurde.

Ein andrer guter Mensch, den ich Herr Eingelenk nennen will, machte mir auf eben der Hochzeit viel artige Complimenten und Reverenzen: bis er endlich mit dem Stachel seiner Schuhschnalle mir am Rocke hangen blieb, und im Davongehen das vierte Theil desselben hinter sich her zog; welches zwar bey vielen ein großes Gelächter, bey mir aber keinen geringen Verdruß erweckte.

Iris lösete sie bald ab, und erzählte, daß ihr der Herr von Tölpelshausen einmal die verpflichtesten Dinge vorgesagt, und, dieselbigen destomehr zu bekräftigen, in dem bald darauf angefangenen Tanze einen unvermerkten Kuß beyzubringen gesuchet. Er habe aber die Wendung, so dazu nöthig gewesen wäre, so artig zu machen gewußt, daß sie beyde mit den Köpfen so sanft gegeneinander gestoßen, daß ihr eine große Beule vor der Stirne aufgelaufen: so daß sie nicht nur alles Vergnügens beraubet worden, welches sie denselben Tag hätte haben mögen, sondern auch etliche Wochen nicht aus dem Hause kommen können; weil sich das Geblüt über das Augenlied herunter gezogen, und also sehr langsam wieder zertheilet worden.

Ihr seyd am übelsten angekommen, liebe Iris, versetzten wir beyde: denn weil ihr die schönste unter uns seyd; so habt ihr größere Zumuthungen auszustehen gehabt, als wir, die aber so unglücklich abgelaufen. Wir wollten noch mehr solche artige Begebenheiten zu erzählen anfangen, die theils uns selbst, theils unseren Freundinnen begegnet waren, als wir durch die Ankunft einer ernsthaften Dame gestöret wurden. Indessen wünschen wir, daß die guten Mannspersonen dieses in eine reife Erwägung ziehen möchten. Können sie es wohl verlangen, daß man ihnen dergleichen grobe Fehler zu gute halten soll? Können sie sichs

wohl einbilden, daß man in der Gesellschaft, so übelgearteter Leute recht vergnügt seyn könne? Entweder sie müssen sich in unsre Zusammenkunft nicht wagen: oder eine geschicktere Lebensart an sich blicken lassen. Ich schweige vorietzo noch von allen den unleidlichen Scherzworten, die uns oft, einmal über das andre, schamroth machen: denn davon wird sich mit der Zeit ausführlicher reden lassen. Ich bitte vorietzo nur alle unsere Mitschwestern, die durch ungeschickte Mannspersonen beleidiget worden, uns diese Grobheiten kund zu thun. Wir wollen dieselben, zur Beschämung des männlichen Geschlechts, in unseren Blättern der Welt vor Augen legen, und uns dadurch von solchen Leuten zu befreyen suchen. Den Anfang dazu machen wir ietzo mit einem Schreiben, welches wir vor etlichen Wochen einzurücken versprochen haben. Dasselbe handelt von der ungestümen Aufführung junger Leute auf Hochzeiten. Doch was halte ich meine Leser auf? Hier ist der Brief selber nach der Länge zu lesen:

Vernünftige Tadlerinnen!

Da der meiste Theil der Leute, welchen eure angenehme Blätter zu handen kommen, theils ein großes Vergnügen, theils auch erwünschten Nutzen daraus genießen; so muß ich mich gleichfalls zu dieser Zahl rechnen. Unser Geschlecht ist bisher nicht nur für ganz dumm und unverständig gehalten; sondern auch in vielen Büchern und täglichen Gesprächen zum Gespötte gemachet worden: da ihr aber ein solch ruhmwürdiges Unternehmen so glücklich fortgesetzet; so verdienet ihr nicht nur für Lehrmeisterinnen, sondern auch für Rächerinnen des sämmtlichen Frauenzimmers, gehalten zu werden.

So wird eure vernünftige Arbeit von uns angesehen; wie aber dieselbe von Mannspersonen aufgenommen werde, das kann ich nicht für gewiß sagen. Ihr habt ihre wunderlichen Handlungen so deutlich vorgestellet, daß ich fast muthmaße, sie werden sich durch die Verachtung eurer Blätter an euch zu rächen suchen. Das Vorurtheil, daß das Frauenzimmer in gelehrten Sachen alles von ihnen lernen müßte, hat so tiefe Wurzeln bey ihnen gefasset, daß es gewiß so bald nicht wird ausgerottet werden können. Nur das, was sie selbst anfangen, halten sie für ruhmwürdig; bloß ihr eigenes Thun und Lassen soll angenehm und gefällig seyn; da doch die Erfahrung sattsam das Gegentheil lehret. Denn so sehr sie sich auch bemühen, uns einige Höflichkeit und angenehme Dienste zu erweisen: so viele von dergleichen Sachen pflegen uns doch höchstens unangenehm und verdrießlich zu fallen.

Die gezwungene und gezierte Art in ihren Geberden und Kleidungen ist so wunderlich und so vielfach, daß ich sie nicht beschreiben kann. Ich betrachte nur ihre vermeynte Gefälligkeit. Da ist ja ihr bester Grundsatz und ihre allerklügste Regel diese: nichts ernsthaftes mit uns zu reden. Alles, was ihrer Meynung nach artig seyn soll, das muß gespielt, gescherzt und gekindert seyn. Wie ist es aber möglich, daß dieses Verhalten einem ernsthaften und verständigen Gemüthe angenehm und gefällig seyn kann? Was zeiget das nicht für eine Geringschätzung an, wenn man einen nicht für so klug hält, daß er auf eine ernsthafte Rede zu antworten geschickt sey? Und welche Strafe verdienen sie wohl mehr als diese, daß man sie für solche kindische Gemüther halte, dergleichen zu seyn sie sich mit aller Gewalt zwingen.

Als ich neulich auf zwoen Hochzeiten meiner nahen Verwandtinnen war, habe ich die schönste Gelegenheit gehabt, diese vermeynte Höflichkeit, besser als sonst, kennen zu lernen. Es schien in der That nicht anders, als wenn die jungen Mannspersonen sich vorgesetzet hätten, kein kluges Wort zu reden. Alles, was sie vorbrachten, das war bloß dahin gerichtet, die jungen Eheleute zu verspotten, oder, wie sie reden, recht zu vexiren. Dieses ist mit eine von ihren allerartigsten Gefälligkeiten, darum sie sich eifrigst bemühen. Vernünftige Hochzeitgäste trachten dem neuen Paare iederzeit höf-

lich und ehrerbietig zu begegnen, und dadurch ihre Hochachtung an den Tag zu legen. Diese indessen thaten gerade das Widerspiel, indem sie sich ein Vergnügen daraus machten, mit lauter wunderlichen, abgeschmackten, ja fast tollen Reden, die verlobten Personen zu übertäuben, und ihnen also ihren neuen Stand ganz verdrießlich zu machen.

Die Trauung war noch nicht geschehen, als schon der verdrießliche Scherz, die Braut und den Bräutigam zu martern, anfieng. Diese bezeigten zwar gleich von Anfang kein Vergnügen darüber; allein vergebens. Des unzeitigen Spottes ward den ganzen Tag kein Ende. Ein aufgeweckter Scherz ist sonst nicht unangenehm; hier aber war nichts Sinnreiches zu finden. Was Neues hörte ich auch nicht hervorbringen. Die oftmalige Wiederholung derselben Einfälle und Redensarten, die von verschiedenen Personen geschah, wies klärlich, daß dieses ganz alte, und auf anderen Hochzeiten längst abgedroschene Formeln, wären. Ihre frostigen Köpfe waren viel zu kalt, als daß sie etwas Neues und Angenehmes hätten hervorzubringen vermocht. Das währte nun den ganzen Abend lang; und ihr Lärmen verdoppelte sich, als die Braut in die Schlafkammer geführet wurde: wovon ich nur so viel sagen will, daß man ihr kaum so viel Muße gelassen, daß sie ihre Kleidungen ablegen und sich zur Ruhe begeben können.

Denket nicht, wertheste Tadlerinnen, daß sich dieses abgeschmackte Wesen mit dem ersten Hochzeittage geendiget habe. Nein, des andern Tages fiengen sie allererst an, ihre größeste Gefälligkeit gegen die Braut zu bezeigen. Dazu gab ihnen nun die alberne Gewohnheit des Strohkranzes Anlaß. Ich stehe im Zweifel, ob dieselbe an eurem Orte auch im Schwange geht: darum will ich sie kürzlich beschreiben.

Als man zu Tische saß, und endlich etwas Geschicktes von unseren jungen Herren zu hören verhoffte: so stunden alle Junggesellen auf einmal auf, und giengen zum Zimmer hinaus. Bald kamen sie alle, mit langen Trauermänteln behangen, in einem ordentlichen Gefolge, wiederum herein getreten. Zum Anführer hatten sie einen Jungen erkohren, ohne Zweifel, weil sonst niemand einen Narren vorzustellen Lust hatte. Dieser trug einen Flederwisch

wisch und eine Leuchte, und gieng etlichemal um den Tisch herum. Gleich nach diesem kam derjenige, der die Rede halten sollte: sodann folgten die übrigen, davon der eine den Strohkranz; die anderen aber allerhand andere närrische Sachen trugen. Die ganze Reihe zog etlichemal um die Tafel, und ließ ein sehr klägliches Heulen und Weinen von sich hören. Man hätte denken sollen, daß sie ihre eigene Thorheit beklagen wollen; wenn es nicht widersinnisch wäre, dasjenige zu beklagen, wornach man mit solchem Eifer strebet. Ihrer Meynung nach wollten sie ihre Betrübniß, über den Verlust eines Mitgliedes aus dem Junggesellenorden, vorstellen. Man fieng an, die Rede zu halten, von welcher ich nichts mehr sagen will, als dieses, daß bey ihrer Ausarbeitung die vornehmste Grundregel diese gewesen: Je abgeschmackter, je besser. So bald dieselbe geendet war, mußten die Anwesenden unter dem Strohkranze die Gesundheit trinken. Dieser Kranz ist wirklich aus Stroh gemacht, und von oben her mit allerley kleinem aus Holze verfertigten Hausgeräthe, nebst etlichen brennenden Lichtern gezieret. Endlich kam ein überaus höflicher Mensch zur Braut getreten, um derselben den Kranz abzustecken. Er vollführte auch sein Vorhaben mit solcher Geschicklichkeit, daß er, nebst dem Kranze, zugleich eine gute Hand voll Haare aus ihrem Haupte zog, die man als deutliche Proben seiner besondern Artigkeit anzusehen hatte.

Ich sehe es fast voraus, daß euch, vernünftige Tadlerinnen, diese Erzählungen unglaublich vorkommen werden. Ich selbst würde mich kaum davon überreden lassen, wenn ich nicht wäre genöthiget gewesen, alles erwähnte persönlich anzusehen. Ja es scheint um so viel unglaublicher, wenn man erwäget, daß alle diese Thorheiten in der Absicht begangen werden, sich höflich und gefällig aufzuführen. Ich verdamme einen unschuldigen und klugen Scherz aufgeräumter Köpfe nicht: derselbe erweckt tiefsinnige Gemüther von ihren traurigen Gedanken, er macht den Umgang angenehm, und eine Gesellschaft vergnügt. Allein, wer dergleichen läppische Dinge für einen Scherz ansehen kann, der muß gewiß noch nicht den geringsten Begriff von der Sache haben. Was für ein schlechter Ruhm ist es derowegen nicht für unsere

Mannspersonen, wenn sie sich solcher groben Gefälligkeiten gegen uns bedienen? Geschieht dieses auch wohl irgend in anderen Ländern? Ja ist es wohl in den übrigen Landschaften von Deutschland so gewöhnlich als in Sachsen? Ich kann mirs nicht einbilden; und deswegen ersuche ich euch, vernünftige Tadlerinnen, als wahrhafte sächsische Patriotinnen, solchen albernen Gebrauch, und andere vermeynte Höflichkeiten, mit lebendigen Farben vorzustellen, und zugleich zu zeigen, auf was Art und Weise eine geschickte Mannsperson mit uns umzugehen habe. O daß sie doch solchen heilsamen Lehren folgen möchten! dadurch würde ich gewiß vieler Qual los werden, und eure Mühe mit schuldigstem Danke erkennen. Ich nenne mich

Eure

Elbnahe, den 25 May,
1725.

ergebene

Seriosa.

Wir halten die geschehenen Vorstellnngen für so kräftig, daß wir nicht Ursache haben, sie noch weitläuftiger vorzustellen.

Calliste.



Das

****

Das XXXI Stück.

Den 1 August, 1725.

Canitz.
Verachte mit Vernunft den Wahn der dummen Welt.

Kaum war Calliste vor etlichen Tagen bey mir ins Zimmer getreten, als mein Papagey, dessen ich schon im II Stücke unserer Blätter gedacht habe, mit vollem Halse etlichemal zu schreyen anfieng: Buhrinne ist eine stolze Närrinn, Buhrinne ist eine stolze Närrinn. Sie wunderte sich über diese unvermuthete Rede des Vogels, welche sie noch niemals von ihm gehöret hatte. Sie wußte nicht, was diese Worte bedeuten sollten, und bath mich, ihr zu entdecken, warum ich doch solches gethan hätte? Liebe Schwester, war meine Antwort, mein Vogel nimmt sich eurer Ehre an, und suchet diejenigen mit gleicher Münze zu bezahlen, die sich unterstehen, euch auf einige Weise zu beschimpfen. Ein gewisses Frauenzimmer, der man fürwahr solche Einfalt nicht zutrauen sollte, hat sich eingebildet, ihr hättet in einem eurer Blätter eine Abbildung von ihr gemacht: darum hat sie sich dergestalt an euch zu rächen gesucht, daß sie ihrem Schooßhunde euren Namen gegeben. Sobald ich nun solches erfuhr, that es mir so wehe, daß ich meinem Papagey die obigen Worte etliche mal vorsagte, die er auch mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit gefasset; und schon mehr als tausendmal in Gegenwart unzähliger Personen ausgerufen hat. Ich würde euch aber die ganze

Sache niemals entdecket haben; wenn ihr nicht von ohngefähr dazu gekommen wäret, und das Geschrey eures Verfechters selbst angehöret hättet.

Liebe Phyllis, sprach Calliste zu mir, seyd ihr noch so einfältig, euch über dergleichen Dinge zu erzürnen? Meynet ihr denn, daß mir dadurch ein Schimpf geschieht, wenn ein Hündchen meinen ietzo angenommenen Namen führet? Ist es doch nicht mein rechter Name, der gewiß allen unseren Feinden bis auf diese Stunde unbekannt geblieben, auch noch wohl länger bleiben soll. Und gesetzt, es wäre mein rechter Name; meynet ihr, das dieses was ärgers wäre? Wisset ihr nicht, daß manches Schooßhündchen Isabelle heißt, ein Name, den Königinnen geführet haben? Glaubet ihr denn, daß eine Fürstinn beschimpfet werde, wenn eine Bäurinn ihr Kind Sophia, Leonora, Maria, &c. taufen läßt? Was gehet ihr dadurch ab? Wird sie deswegen geringschätziger? Höret sie auf, das zu seyn, was sie ist? Ich will nicht hoffen, daß ihr dieses glauben werdet. Was kann es mir also schaden, wenn meinem Namen eben das widerfähret? Charmante, Jolie, Belle, sind ja gleichfalls Wörter, daraus sich alles Frauenzimmer eine Ehre machet: ob sie gleich von Unverständigen ebenfalls ihren Hunden beygeleget werden. Und wie mancher Hund muß Tallard, Luxenburg, Scanderbeg, Sultan und Kaiser heissen; ohne daß man daraus eine Beschimpfung der erwähnten Helden und hohen Würden machen sollte.

Es ist wahr, was ihr saget, wertheste Calliste, erwiederte ich: allein die Absicht dieses Frauenzimmers ist doch böse, da sie es ausdrücklich aus Rache gegen euch gethan. Ihr habt Recht, versetzte sie; die Rachgier ihres Gemüths ist das einzige, was man tadeln kann. Allein glaubt ihr, daß diese die einzige sey, die uns feind ist? Wisset ihr denn nicht,

daß

daß Placidia, von der wir doch so viel Gutes geschrieben, von unserm XV Blatte geurtheilet, daß es werth wäre, von dem Henker verbrannt zu werden. Vielleicht ist ihr Haß und ihre Furcht vor uns Tadlerinnen so groß, daß selbige durch unsere Lobeserhebungen nicht getilget werden können. Wir werden in dieser unserer Meynung gestärket, da sie sich unlängst vernehmen lassen, eine von den Tadlerinnen wäre neulich in der Schulkirche gewesen, und hätte kein Auge von ihr abgewandt, um wieder etwas Neues in ihre Blätter setzen zu können. O unruhiges Gewissen! Und solcher schwachen Gemüther giebt es noch unzählig viele. Was wollen wir aber thun? Sollen sie das Vergnügen haben, uns böse zu machen? Wollen wir uns ihnen gleich stellen? Nein, die Ehre wäre zu groß für sie. Und was ist es uns für eine Schande, wenn andere Leute boshafte Gemüther haben? Genug, daß sie auf eine so schlechte Weise ihren ohnmächtigen Zorn an uns auslassen müssen. Ich wollte also, daß ihr eurem Papagey die oberwähnten Worte wieder abgewöhnen könntet. Das wird sich so leicht nicht thun lassen, gab ich zur Antwort; und indem ich dieses sagte, fieng er von neuem an zu rufen: Buhrinne ist eine stolze Närrinn, Buhrinne ist eine stolze Närrinn.

Wohlan! ich lasse mich also durch keinen vergeblichen Zorn der Unvernünftigen in meiner Arbeit hindern. Ich fahre fort, die Fehler der Lasterhaften zu entwerfen; und wenn ja an ihnen selbst meine Arbeit vergeblich seyn sollte: so werden sich doch andere daran spiegeln, und sich vor demjenigen hüten, was sie vor den Augen aller Tudendhaften tadelnswürdig machet.

Denke nicht, du herrschsüchtige Xantippe, denke nicht, daß deine unvernünftige Kinderzucht unseren Augen verborgen sey. Wir haben dir schon eine geraume Zeit mit großem

Verdrusse

Verdrusse zugesehen. Daß wir dir die nöthigen Warnungen darüber nicht eher mitgetheilet, das ist aus guten Absichten geschehen. Wir haben gehoffet, du würdest dich durch die Furcht, in unseren Blättern abgemalet zu werden, auf einen bessern Weg bringen lassen. Da es aber bisher nicht geschehen, so können wir dich nicht länger verschonen. Wir bejammern deinen Mann, dem du das Joch deiner Herrschaft so meisterlich über den Hals geworfen, daß er ietzo ohne deinen Willen nicht das Geringste mehr thun kann. Wir bedauren deinen Sohn, den du aus einer unvernünftigen Affenliebe so verzärtelst. Wir bedauren endlich am allermeisten deine artige Tochter, die ihrer Tugenden halber wohl einer bessern Mutter würdig wäre. Wer kann es ohne ein herzliches Mitleiden ansehen, wie grausam du, Tyranninn, mit dem lieben Kinde umgehest? Wie oft haben mir schon die Thränen in den Augen gestanden, wenn ich dein grausames Verfahren gegen dasselbe, entweder von andern erzählen gehöret, oder selbst angesehen habe? Du schmählest, du keifest, du schlägest und strafest sie ohn Unterlaß. Du verdienest den Mutternamen nicht mehr. Dein gräuliches Stäupen macht dich zu einer Henkerinn an ihr.

Und was ist es, womit die unschuldige Seele deinen wüthenden Zorn verdienet? Hat sie nicht bis in ihr vierzehntes Jahr so viel gelernet, als du selber bis auf diese Stunde nicht kannst? Redet sie nicht französisch? Verstehet sie nicht das Latein? Lieset sie nicht griechisch und hebräisch? Kann sie nicht alle Gattungen des Nähens und Stickens, davon du so viel Werkes machest? Ist sie nicht von angenehmer Leibesgestalt? Tanzet sie nicht wohl? Ist sie nicht höflich, freundlich und bescheiden gegen iedermann? Was verlangest du mehr, harte Rabenmutter? Ich sehe, daß du ihr einige

Fäden

Fäden um die Hände wickelst, ein Licht ergreifest und dieselben anzündest, auch wohl mit Ruthen drein schlägest, wenn sie dieselben nicht stille halten kann. Ich sehe, wie blutrünstig dieselben täglich sind, und wie alle Fingerchen so dicke aufgelaufen stehen. Warum thust du alles dieses? Darum, sprichst du, weil das Aas nicht Spitzen genug kleppeln will.

Ist das nicht ein unvernünftiges Verfahren! Ist dir denn eine Elle von diesem phantastischen Gewebe lieber, als dein Kind? Muß es denn nothwendig sein Brod durch diese läppische Arbeit verdienen? Gesetzt, daß deine Tochter gar kein Geschick dazu hätte; hat dir denn Gott nicht so viele Mittel gegeben, daß du sie ohne ihre Arbeit damit versorgen könntest? Sind nicht arme Kinder genug, die um ihr tägliches Brod zu Gott rufen, welches sie mit dieser langwierigen Beschäfftigung verdienen müssen? Gieb diesen etliche Thaler zu lösen, und halte dein Kind zu anderen Dingen. Zudem ist es falsch, daß deine Tochter keine Spitzen machen könne, oder wolle. Ich habe es selber gesehen, daß sie dergleichen künstliche Arbeit verfertiget hat, davon die Elle nicht weniger als acht Reichsthaler kostet.

Allein ich weiß schon die wahrhafte Ursache deiner Strengigkeit, gegen dein wohlgerathenes Kind. Du hast alle deine Neigung deinem Sohne gewidmet. Diesen liebest du über alles, diesen verzärtelst du, diesen wirst du dadurch unglücklich machen. Dieser weiß dir zu schmeicheln, wie du es selbst verlangest. Allerliebstes Mamachen! ist das erste und letzte Wort, das er im Munde führet. Dadurch hat er dich gewonnen, dadurch erhält er auch deine Gewogenheit. Deine Tochter hat ein weniger sklavisches Gemüthe; sie hat keine so niederträchtige Seele; sie hat nicht Ursache, ihre Bosheit durch solchen Firniß schöner Worte und Schmeicheleyen zu verkleistern, wie dein Sohn thut. Darum bist du ihr gram. Sie unterläßt

nicht, dich als eine Mutter zu ehren. Geschieht es mehr aus Furcht, als aus Liebe; so hast du selber Schuld. Fange nur selber an, ihr deinen mütterlichen Affect zu zeigen: so wirst du sehen, daß sie sich zärtlicher gegen dich bezeigen wird, als dein schmeichelnder Sohn thut, der nur die Erfüllung seiner Begierden dadurch zu erlangen suchet.

Ich nehme bey dieser Vorstellung Gelegenheit, zwo nöthige Betrachtungen anzustellen. Die erste betrifft das wundersame Gewebe, welches wir Spitzen nennen. Doch getraue ich mir davon nichts sinnreiches zu sagen, als was die Schweizer-Maler in ihren Discursen auf dem 129sten Blatte des andern Theils geschrieben haben: " Ein Mensch," schreiben sie, " der sein
" Lebetage keine Spitzen gesehen, und im übrigen eine billige
" Hochachtung gegen unser Frauenzimmer heget, sollte auf
" die Meynung gerathen, daß dieselbigen ein vortrefflich schö-
" ner Schmuck seyn müßten: wenn man ihm sagte, daß sich
" die schönsten Hände damit müde arbeiten, und die wohlge-
" machtesten Jungfern, sich ohne dieselben nicht wohl gekleidet
" zu seyn, bedünken lassen. Wenn ihr einer jungen Dame in
" der ersten Stunde des Morgens einen Besuch abstattet, so
" werdet ihr sie auf dem Spitzenpulte beschäfftiget antreffen.
" Besuchet ihr sie an dem späten Abende das andremal, so wird
" sie sich noch mit dergleichen Bemühung schleppen. Aber was
" für ein Urtheil vermeynet ihr, würde der Mann, den ich euch
" vorgebildet habe, der nämlich keine Spitzen gesehen hat, von
" diesen grossen Liebhaberinnen der Spitzen fällen; wenn er
" hernach diese unförmliche Geburth einer gothischen Phanta-
" sie, die allen Regeln feind ist, zu sehen bekäme? Es ist ge-
" wiß, daß sein Urtheil zu ihrer größten Unehre ausfallen
" würde. Er würde ihnen ihre Originale in den Zierrathen
" der Baukunst unserer beyden Münsterkirchen (zu Zürch in

" der

" der Schweiz) vorweisen; welche den gothischen Meister
" nicht verleugnen können, der sie erbauet hat. Diese häßli-
" chen Zierrathe stellen euch tausend krumme Züge und un-
" geheure Lineamenten vor, die kein Original in der Natur
" haben, aber den Spitzen vollkommen ähnlich sind. Die
" Jungfern glauben vielleicht, daß diese schöne Figuren, welche
" sie in den Spitzen heraus bringen, Röschen und Tulpen sind,
" und also durch die Aehnlichkeit, die sie mit denselben haben,
" das Auge erfreuen. - - Welche Summe soll ich von dem
" Gelde setzen, das unsere Weiber und Töchter auf Spitzen
" wenden? Sie beläuft sich höher, als diejenige, die sie für
" Leinwand ausgeben. Ich kenne die Frau eines Handwerks-
" mannes, die auf einem Hemde an Spitzen trägt, was ihr
" Mann in einer Woche mit dem Schweiße seines Angesichts
" erworben hat. - - Ein einziges paar Manschetten ist schon
" auf vierzehn Thaler gestiegen. - - Und das ist gewiß, daß
" ein Edelmann bey uns genöthiget wird, die Einkünfte, die
" er von einem ganzen Dorfe hat, zu jährlichen Spitzen für
" die Frau zu widmen." So weit die Maler.

Es wäre in der That zu wünschen, daß diese so theure, un-förmliche gothische Tracht zu unseren Zeiten ganz ins Vergessen gestellet würde. Wie manchen Thaler könnte ein Frauenzimmer zu anderen Zierrathen, die vernünftiger sind, ersparen? Wie mancher Bräutigam dörfte nicht so viel Geld an diese unnütze Spinnewebe wenden, welche desto theurer ist, ie leichter sie zu nichte werden kann. Wie manches arme Kind würde auch seiner Plage los werden, welche es des Spitzenpultes halber erdulden muß? Ja wie viel ungeduldige Flüche würden nicht nachbleiben, die bey oftmaliger Zerreißung des mürben Zwirns, oder wegen Verwirrung so vieler hundert Fäden ausgestoßen werden. Wie nützlich könnte die lange Zeit, die zu

der unförmlichen Spitzenmacherey verschwendet wird, zur Verfertigung künstlicher Tapeten mit ausgenäheten Blumen, Historien und Landschaften gebrauchet werden? In dieser edlen Kunst ist vorzeiten das römische Frauenzimmer geübt gewesen, als man den übeln gothischen Geschmack noch nicht über die Alpen hatte kommen lassen. Darinnen läßt sich mehr Verstand und Lebhaftigkeit blicken, als in dieser ungereimten Verwickelung, Zusammendrehung und Durchwirkung fast unsichtbarer Flachsfäserchen, die nichts als ein durchlöchertes Sieb, ohne alle vernünftige Ordnung der Löcher, vorstellen. Doch nein, ich besinne mich! die Spitzenmacherey ist gut, die Geduld des Frauenzimmers zu prüfen. Ich rathe deswegen einem jeden Freyer, daß er, seine Liebste kennen zu lernen, ihr die Fäden auf ihrem Pulte, so viel möglich, durch einander werfe und in Unordnung bringe, auch wohl eine Handvoll abreisse. Kann sie dieses ein, zwey, drey bis viermal mit Gelassenheit ertragen, und ihm dennoch gewogen bleiben: so mag er endlich glauben, daß sie ihn ernstlich liebt. Allein ich weiß gewiß, daß sich auf diese Weise weniges Frauenzimmer einlassen wird: darum rathe ichs ihnen, alle ihre Pulte beyzeiten an die Seite zu schaffen. Die Mannspersonen sind schlimm. Sie könnten vielleicht diesen Vorschlag unter allen denen, die wir ihnen schon gethan haben, am allerersten ausrichten. Und wie schlecht würde es alsdann um das Heirathen dererjenigen stehen, die ihre Ungeduld nicht bergen, und ihre Liebe durch keine so grossen Merkmaale bekräftigen könnten?

Die andre Betrachtung betrifft die ungleiche Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. So gemein diese Sache ist, so schädlich ist sie auch. Kaum wird ein Vater oder eine Mutter gefunden werden, die etliche Kinder haben, wo sich nicht sogleich ein Unterscheid in der Liebe sollte blicken lassen. Bald fällt der

Vater

Väter auf die Söhne, und die Mutter auf die Töchter. Bald geht es umgekehrt. Bald lieben beyde Aeltern ein Kind vor allen anderen: bald machen sie zwo widerwärtige Parteyen, indem einer dasjenige liebet, was die andre hasset. Was ist nun schädlicher, als dieses Verfahren der Aeltern? Was für Feindschaft entstehet nicht, theils unter ihnen selbst, theils unter den Kindern deswegen? Es ist ganz natürlich, daß der Gehassete dem Geliebten gram werden muß. Ja diese Feindschaft, die in so zarten Herzen Wurzeln schlägt, kann oft lebenslang nicht ausgerottet werden. Ich gebe es zu, daß oft ein Kind, seines guten Verhaltens wegen, mehr Liebe verdienet, als das andre. Allein davon ist die Rede nicht. Wenn die Gewogenheit der Aeltern eine Vergeltung der Tugend ist; so hat sie einen guten Zweck: wenn nur die Entziehung äußerlicher Liebesbezeugungen den innerlichen Affect nicht ganz ersticket. Auch ein strafender Vater liebet sein Kind; ja die Ruthe muß eine Wirkung seiner Liebe seyn. Nur diejenige Ungleichheit der Liebe, da Aeltern aus einem blinden Eigensinne, und um nichtiger Ursachen halber, ein Kind dem andern vorziehen, richtet ein solches Unheil an. Ich will hier eine Fabel erzählen, welche ich nennen will:

Der Mann, der Hund und die Katze.

Ein Mann, der eine Katze und einen Hund in seinem Hause hatte, liebete die erstere mehr, als den andern. Sie lag mehrentheils in seinem Schooße. Er streichelte ihr unaufhörlich über das sanfte Fell; er aß keinen Bissen, den er nicht mit ihr theilete, und des Nachts schlief sie auf seinem Hauptküssen. Der Hund hingegen bekam kaum die Knochen, welche man zum Hause hinauswarf. Er durfte nur in die Stube riechen, so wurde er mit Prügeln hinausgetrieben. Indessen

wachte er doch Tag und Nacht für die Wohlfahrt des Hauses, er folgte seinem Herrn, wo er hingieng, behütete auf Reisen seine Sachen, und auf der Jagd hat er ihn oft aus Lebensgefahr errettet. Die verzärtelte Katze aber mausete nicht; weil sie niemals hungerte: sie lernete keine Kunst; weil dieses ohne Schläge nicht abgegangen wäre. Dennoch mußte eine iede Bewegung ihres Schwanzes ein besondres Zeichen ihrer Klugheit heissen; denn er sagte, daß ihr von einem menschlichen Verstande nichts als die Rede fehlete. Oft ward sie ganz wilde, und sprang auf Tischen und Fenstern herum, zerbrach Gläser, Porcellan und Spiegel: allein es ward ihr alles geschenket. Ihr Herr sagte: sie verstünde es nicht besser, man hätte sie nicht scheuchen sollen; ja der Hund mußte oft das Bad entgelten. Als nun der Herr starb, fieng der Hund ein erbärmliches Heulen an, und wollte in etlichen Tagen weder fressen noch saufen: die Katze hingegen schlich sich zu seinem Sarge, kratzete ihrem Wohlthäter die Augen aus dem Kopfe, und fraß ihm Nase und Ohren ab. Da sah man, daß derjenige der Liebe seines Herrn am würdigsten gewesen war, der sie am wenigsten genossen hatte.

Phyllis.



Das

* *

Das XXXII Stück.

Den 8 August, 1725.

Canitz.

Dieß ist der alte Streich verschmitzter Buhlerinnen,
Die weinen oft um nichts, um etwas zu gewinnen.

Man hat zu allen Zeiten sehr viel von den Verstellungen des weiblichen Geschlechts gesprochen. Es ist fast kein Historienschreiber zu finden, der nicht zum wenigsten etliche Exempel davon aufgezeichnet hätte. Die heiligen Bücher selbst gedenken einer listigen Delila, die durch ihre verfluchten Künste einen unüberwindlichen Helden bezwungen. Und ich besinne mich, daß Cleopatra, die neulich von unsrer Calliste im Reiche der Todten redend aufgeführet worden, fast verdient, für eine Meisterinn in dieser Verstellungskunst gehalten zu werden. Man lese nur Lohensteins Trauerspiel, welches ihren Namen führet: so wird man davon genugsam überführet werden. Indessen ist mir bisher noch keine Betrügerey einer verschmitzten Weibesperson vorgekommen, die mich in ein solches Erstaunen gesetzet hat; als diejenige, die ich dieser Tage in einer gewissen Reisebeschreibung gelesen. Ich übersetzte sie sogleich, wiewohl mit einiger Freyheit, in meine Muttersprache, und beschlöß es, dieselbe ehestens meinen Lesern mitzutheilen; dabey aber einige moralische Betrachtungen anzustellen.

Ein parisischer Parlamentsrath fuhr eines Tages durch eine abgelegene Straße dieser überaus weitläuftigen Stadt; in welcher Straße, ihrer entferneten Lage halber, sehr wenige Leute

ihrem Gewerbe nachzugehen hatten. Er mochte kaum in die Hälfte derselben gekommen seyn, als er von weitem ein junges und wohlgekleidetes Frauenzimmer gewahr wurde. Er hörte ihr klägliches Geschrey. Er sah, daß sie die Arme bald von einander warf, bald über dem Haupte zusammen schlug. Er bemerkte, daß sie die Augen, die ihr voller Wasser stunden, bald gen Himmel, bald wieder zur Erden richtete: kurz zu sagen, daß sie alle Merkmaale einer wahrhaften Verzweifelung an sich blicken ließ. Das Rasseln der Räder an seiner Kutsche, und das Getöse, welches die Pferde mit ihren Füßen auf dem Pflaster erweckten, verursachte, daß sich diese Wehklagende umsah, ein wenig stille stund, die Thränen von ihren Wangen wischte, und sodann ihren Weg mit langsamen Schritten fortsetzte. Der Parlamentsrath hatte sie kaum eingeholet, als er dem Kutscher stille zu halten befahl, und diese Unglückliche nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen anfieng. Was fehlt ihnen, meine Jungfer? war seine Anrede. Ich sehe sie ganz voller Thränen. Ist ihnen in ihrer Familie irgend etwas Schmerzliches begegnet; oder fehlt ihnen sonst was? Sagen sie es nur frey heraus. Sie sind zu allem Glücke in gute Hände gerathen. Viele würden sich ihr Unglück zu Nutzen zu machen wissen; bey mir aber haben sie nichts zu besorgen. Ich bin ein ehrlicher Mann: ich habe, Gott Lob! das Vermögen, ihnen zu helfen, und an meinem guten Willen fehlt es auch nicht. Sagen sie nur, womit ich ihnen dienen kann.

Wiewohl das erwähnte Frauenzimmer nur sechszehn oder siebenzehn Jahre alt zu seyn schien: so wußte sie sich doch augenblicklich zu fassen, und sich ganz ernsthaft anzustellen. Sie sagte mit einer sittsamen Gesichtsstellung, sie wäre ihm für sein gütiges Anerbiethen sehr verbunden: ihr fehle gar nichts; und darum sey es vergebens, daß er ihr seinen Beystand versprochen hätte.

Sie verlange auch nichts mehr von ihm, als daß er sie ungehindert ihre Straße wolle gehen lassen. Dieser artige Herr war damit nicht zufrieden: er fuhr fort, sein Mitleiden auf eine liebreiche Art zu bezeugen, und vergaß nichts, wodurch er in ihr, ein Vertrauen gegen sich, zu erwecken hoffte. Nach vielem Anhalten, und unzähligen Versicherungen, schien sie endlich nachzugeben: sie fieng an, ihm ihre Noth zu klagen, und ihr Schmerz ward dabey von neuem rege; so gar, daß sie sich auch vor Wehmuth der Thränen nicht mehr enthalten konnte. Ach ja, mein unbekannter Gönner! sagte sie mit unterbrochener Stimme, sie haben vollkommen Recht; ich Elende bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Mein Gemüth ist halb verzweifelt: ich laufe unaufhörlich durch die Straßen, und es fehlt nichts viel, daß ich mir nicht was leides thue. Ich bin die einzige Tochter meines seligen Vaters, der mich so lieb gehabt, daß er mich auch fast angebethet hätte. Was er mir an den Augen ansehen konnte, das that er mit dem größten Vergnügen, und ich habe ihn niemals um etwas gebethen, welches er mir abgeschlagen hätte. Er war noch in seinen besten Kräften, als ihn Gott vor einem Jahre zu sich nahm; da war es ihm schwerer, mich zu verlassen, als sein eigenes Leben zu verlieren. Diese zärtliche Liebe bewog ihn, kurz vor seinem Ende, mich seiner Frauen, die er nach meiner Mutter geheirathet, auf das nachdrücklichste anzubefehlen. Sie mußte ihm und mir selber die Hand geben, und fast eidlich versprechen, mich allezeit mütterlich zu lieben. Sie that dieses alles auch ganz willig, sie umhalsete mich in seiner Gegenwart etliche mal, und bekräftigte ihr liebreiches Versprechen mit einem Strome von heißen Thränen. Aber ach! Gott sey es geklaget, wie es mir Unglückseligen nach der Zeit ergangen ist. Kaum hatte der liebe Mann seine Augen geschlossen, als diese grausame Stiefmutter anfieng, mich

ihre Tyranney empfinden zu lassen. Nunmehro geht kein Augenblick vorbey, da sie mich nicht mit den ärgsten Schimpfworten und Drohungen martert. Ja vom Drohen kömmt es nicht selten zu Schlägen; und heute hat sie mich, nach einem sehr harten Tractamente, gar zum Hause heraus gestoßen. Ach ich Unglückselige! Ich verlassene Wäyse! O daß mein Vater nicht mehr lebet! der gewiß im Grabe keine Ruhe haben würde; wenn er wüßte, daß es mir so elend geht. Hier liefen ihr nun die Zähren mit solcher Heftigkeit über das Angesicht, und sie begleitete dieselben mit so vielem Kluchzen und kläglichen Geberden, daß sich ein Stein über sie hätte erbarmen mögen.

Mein liebes Kind! gab der Parlamentsrath zur Antwort, das ist ein gewaltsames und unbilliges Verfahren. Ich beklage sie herzlich. Sie setze sich zu mir in den Wagen, ich will sie zu ihrer Frau Mutter bringen, und sie entweder mit einander vereinigen; oder doch zum wenigsten die Ursachen einer so gefährlichen Uneinigkeit erfahren. Er hatte sehr viel Mühe, ehe er sie bewegen konnte, seinen Vorschlag anzunehmen. Der Zorn ihrer Stiefmutter machte, daß sie zitterte und bebete: und sie wollte sich anfänglich durchaus nicht wagen, derselben vor die Augen zu kommen. Doch endlich entschloß sie sich dazu: sie stieg in die Kutsche, und man fuhr nach ihrer Anweisung fort, bis vor die Wohnung ihrer vorgegebenen Stiefmutter. Das Haus dieser Wittwe sah ziemlich gut aus, und war durch eine starke Mauer, welche den Vorhof umgab, von der öffentlichen Straße abgesondert. Sie stiegen aus, und der Parlamentsrath fragte einen Bedienten, ob es seiner Frauen gelegen wäre, ein paar Worte mit ihm zu sprechen? Er ward in einen wohltapezierten Saal genöthiget, darinnen er ihre Ankunft erwarten sollte. Sie kam auch in der That, und wie entsetzte er sich nicht, als er einer ohngefehr vierzigjährigen Frauen ansichtig würde, die wohlgewachsen,

sen; schön, von geschicktem Leibe, und einer angenehmen Gesichtsbildung war: ja die mehr einer vornehmen Dame, als einer gemeinen Bürgersfrauen ähnlich sahe. Nach einigen Complimenten erzählte er ihr, auf das umständlichste, alles, was zwischen ihm und ihrer Tochter vorgegangen war. Er stellete ihr daraus die übeln Folgen vor, die dergleichen Begebenheiten nach sich ziehen könnten; und als er sie um Vergebung gebethen, daß er sich die Freyheit genommen, sich in ihre häusliche Angelegenheiten zu mischen: so ersuchte er sie sehr höflich, ihm die Ursachen ihrer Uneinigkeit zu entdecken. Die Frau bedankte sich für die gegen ihre Familie bezeugte Güte, und hub an ihre Tochter so schwarz abzumalen, als es ihr immer möglich war. Sie wollte von derselben und ihrer Wiederannehmung weder hören noch wissen; bis sie doch endlich, in Betrachtung eines so ansehnlichen Schiedsmannes, dieselbe vor sich kommen ließ. Die Vorstellungen, die er hier abermal gegen beyde that, fruchteten indessen soviel, daß die Tochter wieder zu Gnaden angenommen wurde, und er ruhete nicht eher, bis sie einander versprechen mußten: die Tochter zwar, inskünftige gehorsamer zu seyn; die Mutter hingegen, ihr etwas mehr durch die Finger zu sehen, und sich so zu verhalten, als eine zärtliche Mutter gegen ihre leiblichen Kinder zu thun pflegt.

Wie vergnügt war nicht der Parlamentsrath dabey, und wie herzlich freuete sich der mitleidige Mann, daß er an dieser Vereinigung ein so gutes Werk gestiftet hätte! Die Tochter mußte ihren Abtritt nehmen, und die Mutter fieng nochmals an, die große Verbindlichkeit zu bezeugen, die sie ihm für diese sonderbare Güte schuldig wäre. Sie bath ihn inständigst um die Erlaubniß, mit seiner Eheliebsten Bekanntschaft zu machen, als wodurch sie Gelegenheit haben würde, sich zuweilen seiner heilsamen Anschläge zu bedienen. Ja sie trieb endlich ihre Gefälligkeit

fälligkeit so hoch, daß sie ihn ersuchte, ihr zu Mittage die Ehre seiner Gesellschaft zu gönnen, und mit ihr zu speisen. Der Tisch wäre schon gedeckt, und da sie eben Gäste bey sich haben würde: so fände sie sich im Stande, denselben drey oder vier gute Schüsseln vorzusetzen. Dieses Compliment brachte sie mit einer so redlichen und liebreichen Mine hervor, daß es ihm nicht möglich war, ihrer Einladung eine abschlägige Antwort zu geben. Er befahl seinem Kutscher, zu Hause zu melden, daß man auf ihn nicht warten dörfe, und innerhalb zwo Stunden sollte er wieder da seyn, ihn abzuholen. Hierauf verließ ihn die Wirthinn mit seiner Genehmhaltung: weil sie, ihrem Vorgeben nach, noch einige Anstalten zu machen hätte. Er aber spazierte indessen in dem Zimmer auf und nieder, und erwartete ihre Zurückkunft.

Nachdem er drey oder viermal hin und her gegangen war; geschah es, daß er im Umwenden von ohngefähr an den Teppicht fühlte, womit die Mauren des Gemachs behangen waren. Er bemerkte dabey, daß die Wand hinter denselben hohl seyn müsse, und seine Neugierigkeit trieb ihn, diesen Ort genauer zu besehen. Es kamen auf eben dieser Stelle zween Teppiche mit ihren Enden zusammen, so, daß der eine etwa eine halbe Elle über den andern reichete. Er hub den obersten auf, um zu sehen, was dahinten wäre: allein man kann leicht denken, was ihn für ein heftiges Schrecken überfallen, als er einen ganz nackten und blutigen Menschenkörper gewahr wurde, der vermuthlich nicht lange zuvor ermordet, und auf das Stroh, eines in der Mauer gemachten Bettes, hingeworfen war. Er ließ vor Entsetzen den Teppich aus den zitternden Händen fallen, und da ihn dieser schreckliche Anblick belehrte, in was für ein Haus er gerathen wäre, und was auch ihm begegnen könnte: sprang er als ein Blitz aus dem Zimmer, und lief voller Be-

stürzung zum Hause hinaus. Er war schon mitten im Vorhofe, ehe ihn iemand im Hause gewahr wurde. Man rief ihm auf das freundlichste nach, man bath ihn, er möchte sich die Zeit nicht lang werden lassen: die Frau würde sogleich wieder bey ihm seyn; es wäre alles fertig, die Mahlzeit anzufangen, und was dergleichen Dinge mehr waren. Allein vergebens: das alles war viel zu schwach, unsern Parlamentsrath aufzuhalten. Er verdoppelte seine Schritte, und rief ihnen rückwärts zu: Es sey ihm etwas Nothwendiges eingefallen, welches keinen Verzug verstatte; er wolle augenblicklich wiederkommen, und die Mahlzeit gar nicht aufhalten, oder bey seiner Wiederkunft schon genug finden: wenn sie gleich den Anfang im Speisen zu machen beliebten. Indessen kömmt er an das äußerste Hofthor, und siehe! als er hinaustritt: so stehen schon vier baumstarke Bösewichter da, welche ohne Zweifel bestellet waren, ihm eine blutige Mahlzeit anzurichten, und dadurch seine gutgemeynte Bemühung zu belohnen. Aber es war zu spät: der ehrliche Mann war ihren Klauen entgangen. Die verwegene Kuplerinn war in ihrer mörderischen Hoffnung betrogen; und die junge Hure, so ausgelehret sie war, hatte ihre Rolle vergeblich gespielet.

Derjenige müßte fürwahr sehr unfruchtbar an Gedanken seyn, dem nicht aus dieser Begebenheit eine Menge nützlicher Lehren einfallen sollte. Wenn würde ich aber zu Ende kommen, wenn ich alle diejenigen Betrachtungen herschreiben wollte, die man dabey anstellen kann? Die Enge des Raums erlaubet mir nur einige Schlüsse daraus zu machen, die ich meinen Leserinnen zu weiterer Erwägung mittheile:

1. Abgelegene Häuser, und einsame Gassen, sind, zumal in großen Städten, gemeiniglich der Aufenthalt verdächtiger Einwohner. Wer seine Ehre und sein Leben lieb hat, der meidet sie nicht weniger, als die Mördergruben.

2. Das Gesetz der allgemeinen Liebe verbindet uns nicht; wenn dessen Beobachtung uns in grössere Gefahr und Schaden stürzet, als der Nutzen ist, den wir einem andern damit schaffen.
3. Die Redlichkeit muß man nicht aus den Minen; sondern aus einer langwierigen Wirkung beurtheilen. Unter einem gütigen Gesichte steckt bisweilen ein boshaftiges Gemüth.
4. Ein freundliches Gesicht eines Frauenzimmers ist öfters eine Hülse eines giftigen Wurms; und ein Kluger hält unter tausend angenehmen Geberden derselben nicht zehen für untrüglich.
5. Wer sich ohne Noth in fremde Händel mischet, der ist nicht zu beklagen, wenn er schlechten Lohn davon trägt.
6. Ein Unschuldiger verdirbt nicht leicht im Unglücke.
7. Je mehr ein Mensch im Winseln und Jammern ausschweifet; ie grössern Verdacht einer schlechten Tugend giebt derselbe. Wahre Tugend ist in Glück und Unglück gleichmüthig: Leichtsinnigkeit verfällt von einem Ende aufs andre.
8. Eine unbeständige oder treulose Liebe ist keine Liebe; und hat unfehlbar zu gewarten, daß ihr gleiches mit gleichem vergolten werde.

Meinen Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich aus dem vortrefflichen Herrn von Canitz die ganze Stelle, aus welchem die Anfangsverse genommen sind, an das Ende dieses Stückes setze:

Dieß ist der alte Streich verschmitzter Buhlerinnen,
Die weinen oft um nichts, um etwas zu gewinnen.
Da ist bald ein Rubin, ein Armband dort geraubt.
Wo aber läufts hinaus? Daß ihnen keiner glaubt,
Wenn sonder allen Scherz die wahren Thränen fliessen.
Du kennest jenen Schalk, der mit gesunden Füßen
Zuweilen niederfiel, als wär er krumm und lahm,
Und ieden spöttisch hielt, der, ihn zu retten, kam.
Allein was war sein Lohn? Er brach einst seine Knochen,
Und kam, in rechtem Ernst, als Krüppel hergekrochen.

Iris.

Das

* *

Das XXXIII Stück.

Den 15 August, 1725.

Philander von der Linde.
Wer allzuekel ist, der mag es immer seyn!

Träume sind Träume! das ist, unordentliche Vorstellungen unserer Gemüther, welche entstehen, wenn die Phantasie sich im Schlafe an keine Regeln der Vernunft bindet. Nichts ist so ungereimt, was uns nicht zuweilen träumen könnte. Erdenke dir mit Fleiß unmögliche und abentheuerliche Begebenheiten: deine Träume werden allezeit noch weit abgeschmacktere Dinge vorstellen können. Bilde dir ein, daß du Flügel habest wie ein Adler: die nächtliche Phantasie wird noch weiter gehen; sie wird dich, ohne dir Federn zu geben, in der Luft schweben lassen. Erdichte dir ein Gespräch mit abwesenden Personen: ein Traum wird dich in die Gesellschaft der Todten führen. Setze, daß du in einer Stunde nach Rom und Paris reisen könntest: das ist noch nichts, gegen die Wunderthaten deiner eingeschläferten Einbildungskraft. Sie wird dich, ohne D. Faustens Mantel zu besitzen, in einem Augenblicke aus Amsterdam nach Constantinopel, aus der alten Welt in die neue, ja von der Erden in den Mond, führen; und was noch mehr ist, sie wird bisweilen gar machen, daß du an zween entlegenen Orten zugleich seyn wirst. Hieraus urtheile man nun von dem wunderbaren Zustande eines vernünftigen Wesens im Träumen!

Niemand ist unter uns so einfältig, daß er dieses nicht wissen sollte. Dem ohngeachtet kann es unter den Chaldäern,

Aegyptiern und anderen abergläubischen Völkern unmöglich so viel Träumer und Traumdeuter gegeben haben, als ietzo. Der Pöbel schleppet sich nicht nur mit eigenen Auslegungen seiner nächtlichen Einfälle: sondern man hat auch eine unzählige Menge von Traumbüchern, darauf die Unverständigen mehr bauen, als auf die Bibel selbst. Was gedruckt ist, das hat ohnedem bey solchen viehischen Gemüthern ein großes Ansehen. Ich habe es oft gehöret, daß man die in Lieder verfassete Wundergeschichte bloß deswegen geglaubet hat, weil sie doch gleichwohl gedruckt wären. Wobey ich nur zufälliger Weise erinnern will, wie unverantwortlich es sey, die Buchdruckerkunst, welche Gott zu einem Mittel der Erleuchtung ersehen, zu einem ganz widrigen Endzwecke, nämlich zur Ausbreitung des Unverstandes und Aberglaubens, misbrauchen zu lassen. Unsere Obrigkeiten haben ja die türkische Staatsregel nicht, den Pöbel fein in der Dummheit zu erhalten. Warum verhindert man denn nicht, daß solche ungereimte Misgeburten aberwitziger Köpfe, als Glücksrädlein, Traumbücher, Hocuspocuskünste, Wundergeschichte, und dergleichen Fratzen mehr, gedrucket und unter das gemeine Volk gestreuet werden?

Doch ich weiche gar zu sehr von meiner vorhabenden Materie ab. Ich habe mehr als eine Person in meiner Freundschaft, die sich gerne für Propheten ausgeben möchten. Sie erwachen keinen Morgen, da sie nicht besondere Offenbarungen gehabt zu haben vorgeben. Sie wissen ganze Stunden lang ihre Träumereyen herzuschwatzen, und so lieb es ihnen ist, wenn sie von ihres gleichen gerne gehöret, und in ihren Auslegungen gestärket werden; so verdrießlich werden sie, wenn sie an iemanden gerathen, der sie damit verlachet. Ich kann es nicht leugnen, daß ich mir schon manchen Feind dadurch gemacht habe. Ich kann mich des Lachens unmöglich enthalten,

wenn

wenn ich höre, daß Traumholdinn, eine Meisterinn in der Rockenphilosophie der alten Weiber, mir frühmorgens erzählet, daß ihr von einem Gastmaale geträumet, wo man einen Rinder- und zweene Kälberbraten gehabt hat; welches ohnfehlbar eine große, und zwene kleine Leichen in der Nachbarschaft bedeuten werde. Ein Traum von Eyern bedeutet, nach ihrer Deutungskunst, Zänkerey: ein anderer, von unbändigen Pferden, Verdruß mit Kindern und Gesinde; so wie die Predigt eines Geistlichen, Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Ehegatten. Diese Erklärungen haben in der That keinen Zusammenhang mit ihren Träumen; bey ihr aber gelten sie so viel als Evangelia. Es kann ihr auch den ganzen Tag nichts begegnen, dabey sie nicht sogleich rufen sollte: Das ist mein Traum, den ich heute, gestern, oder vor etlichen Wochen hatte! Habe ichs nicht gesagt, daß er mir richtig eintreffen würde? Denn das ist bey solchen Träumerinnen zu merken, daß die Bedeutung ihrer Träume sich auf halbe, ja ganze Jahre, erstrecket. Da ist es also kein Wunder, daß sich doch endlich etwas zutragen muß, was mit ihren Phantasien übereinkömmt, oder eine bey den Haaren hergezogene Erklärung anzunehmen scheint.

Was ist es aber zu verwundern, daß ungelehrte Leute in solchen Thorheiten stecken? Finden sich doch wohl Gelehrte, ja gar solche, die den Namen der Weltweisen führen wollen, die in gleichen Gedanken stehen. Wie allezeit, nach dem Ausspruche eines unserer größten Männer, die gelehrten Narren die ärgsten sind; so geht es auch wie den gelehrten Träumern. Sie wissen ihren Einbildungen einen größern Schein der Wahrheit zu geben als andere. Wenn ein dummes Krautweib sich bloß auf die tägliche Erfahrung berufet; so behauptet ein tiefsinniger Philosoph: Unsere Seele habe eine Kraft zu prophezeihen. Diese werde mehrentheils von dem Körper, und den Eindrü-

kungen der äußerlichen Sinne gehemmet und ersticket; allein im Schlafe komme die Seele zu einer grössern Freyheit. Da sey sie von denen Bildungen gegenwärtiger Dinge so sehr nicht eingenommen, als bey Tage: darum könne sie an das Künftige denken, und manchen Glücks- und Unglücksfall zum voraus gewahr werden und verkündigen. Wenn Unvernünftige dergleichen Dinge hören, so kommt zu ihren alten Einbildungen noch das Vorurtheil des Ansehens hinzu: weil die Gelehrten dieses glauben, sprechen sie, so muß es doch wohl wahr seyn. Ich wäre nicht schwer zu bewegen, durch ernstliche Gründe diese hohe Weisheit zur Thorheit zu machen: wenn ich nicht ein Bedenken trüge, ihren Verfechtern dadurch einzuräumen, daß sie wirklich eine Meynung hätten, die einer grossen Widerlegung werth wäre. Ich will also dergleichen grossen Leuten den Vorzug gern lassen, daß ihre Seelen des Nachts und im Schlafe klüger sind, als am Tage: welches sie nothwendig behaupten müssen, wenn sie diese ihre böse Meynung, von der prophezeihenden Kraft des Gemüthes, im Ernste vertheidigen wollen. Ich erinnere aber alle Träumer und Träumerinnen, alle Traumdeuter und Traumdeuterinnen, daß sie mit den Zauberern, Tagewählern und Zeichendeutern in eine Rolle gehören, welche Gott im alten Testamente unter seinem Volke ausgerottet wissen wollte.

Doch was eifre ich wider die Träume? Habe ich nicht selbst in einer von meinen ersten Schriften einen Traum erzählet, den ich von einer weiblichen Republik gehabt? Ich verdamme mich also selbst, indem ich andere zu tadeln gedenke.

Dieser Einwurf ist ohne Grund. Ich habe geträumet: das ist wahr. Ich habe meinen Traum erzählet: das kann ich auch nicht leugnen. Ich habe aber aus meinem Traume nichts mehr gemacht, als einen Traum. Ich habe nichts daraus prophezeihet, und bin zufrieden gewesen, daß mir meine Phantasien zu

einigen vernünftigen Gedanken Anlaß gegeben. Man schlage das erwähnte Blatt nach, so wird mans sehen. Vor einiger Zeit habe ich wiederum einen sonderbaren Traum gehabt, den ich meinen Lesern ietzo mittheilen will. Prophetisch ist er nicht; ich werde auch keine künftige Dinge daraus vorhersagen. Indessen hat er mir doch zu mancher guten Betrachtung Anlaß gegeben.

Ehe ich am Sonntage in die Nachmittagspredigt gehe, bin ich gewohnt einen kleinen Mittagsschlaf zu halten: damit ich nicht in währender Predigt von dem Schlummer übereilet werde, mich selbst eines heilsamen Unterrichtes beraube, und meinem Nächsten ein Aergerniß gebe. Kaum waren mir diesesmal die Augen zugefallen, als ich mich, wie es mir vorkam, auf einem weiten Platze befand, wo ich keine geringe Anzahl von gewaffneten Kriegesleuten gewahr wurde. Ich sah ein großes, und nach alter Art eingerichtetes Gebäude vor Augen, und hörte sagen: Daß es Zeit wäre hinein zu gehen. Es umgaben mich alsofort unzählige Gattungen von Menschen, junge und alte, männlichen und weiblichen Geschlechts; die sich aber, meinem Bedünken nach, alle in wunderliche Fastnachtskleider verstecket hatten, so daß ich keinen erkennen konnte. Ich war wie verirret, und wußte nicht, wo ich hin sollte; als ich ein Frauenzimmer neben mir stehen sah, welches etwas mehr als menschliche Eigenschaften zu besitzen schien. Sie hatte einen Cypressenkranz auf dem Haupte; der aber weit größer war, als ihn unsere Bräute tragen. In der Hand trug sie ein Kreuz von schwarzem Holze, und ihre Kleidung war schneeweiß. Aus ihrem Antlitze blickte ein lieblicher Ernst, und aus den Augen stralte ein recht majestätisches Wesen. Ich ward sie kaum gewahr, als sie mich bey der Hand ergriff, und diese Worte sprach: Komm und siehe, was ich dir zeigen will. In einem Augenblicke deuchte es mir, daß ich in dem vorerwähnten Hause an einem erhabenen

Orte war, und hier sah ich allererst, daß es eine Kirche wäre. Ich konnte alles darinnen übersehen, und wunderte mich, daß alle Stände so voll waren. Ich hörete ein schönes Danklied anstimmen, und griff schon nach meinem Buche, als meine Begleiterinn zu mir sagte: Was siehest und hörest du? Ich sehe, war meine Antwort, eine Menge andächtiger Christen, und höre sie mit großer Einhälligkeit einen Lobgesang anfangen. Du irrest! sprach meine Führerinn, du irrest sehr, und darauf kam es mir vor, als wenn sie mir von ihrem Balsam zu riechen gab, davon sie mir auch nahe bey den Ohren etwas an die Schläfe strich. Alsofort schien sich alles vor mir zu verwandeln. Die Kraft des Balsams hatte mein Gesicht und Gehör dergestalt verändert, daß ich mich nicht genugsam verwundern konnte. Es war nichts anders, als wenn Circe mit ihrem Zauberstecken die meisten, die ich vor mir sah, berühret hätte. Ich sah nicht mehr Menschen in der Kirche; nein, es waren lauter wilde und zahme Thiere, Vögel, Gewürme und Ungeziefer. Der Gesang war nichts anders, als ein vermischtes Geschrey, von Raben und Aelstern, Katzen und Hunden, Affen und Eseln, davon mir die Ohren weh thaten. Hier und da hörete ich eine Nachtigall, oder ein Zeisichen, viel künstliche Veränderungen der Töne machen, woran sie sich selbst ergetzeten; ob sie gleich keine Gedanken dabey hatten: denn meine Augen sahen nunmehro bis in das Verborgene der Herzen. Da kam ein stolzer Pfau mit ausgespanntem Schwanze hergetreten, und war von seiner eingebildeten Schönheit so eingenommen, daß er an nichts anders gedenken konnte. Dort saß eine alte Katze bey ihren Jungen, und war wechselsweise bemühet, bald sich selbst, bald ihre Kinder zu lecken und zu putzen. Hie saßen ein paar Gänse beysammen, welche unaufhörlich schnatterten, und sich einander erzählten, was sie die Woche über für Futter gehabt; wie oft

sie

sie sich gebadet; was ihre Nachbarn und Gefreunde machetenz wie die eine gerupfet und die andre geschlachtet worden wäre, u. s. w. Zu der einen Thüre kamen ein paar Hunde hinein gelaufen, welche von einem Stande zum andern liefen, um durch den Geruch ihre Buhlen auszuspüren, alsbald aber wiederum davon eileten. In einem Winkel saß ein beißiger Hahn, der, seiner äußerlichen Ruhe ungeachtet, auf Mittel und Wege sann, sein Müthchen an einem seiner Camraden zu kühlen. Und gegen über stund ein stolzer Hengst, der nicht wußte, wie er sich brüsten oder den Kopf halten sollte. Hie und da sah ich etliche Katzen, welche in einem tiefen Schlafe begraben lagen; indessen daß einige Bienen innerlich bekümmert waren, wie sie ihren Stock, der allbereit vom Honig überlief, noch größer machen möchten.

Ich erstaunte über diese seltsamen Vorstellungen, so daß ich meine Gefährtinn um eine Nachricht ersuchete, wie es doch mit dieser Verwandlung zugienge? Mein Balsam, gab sie zur Antwort, hat deine Sinnen so gestärket, daß sie sich nicht von dem äußerlichen Scheine der Dinge blenden lassen; sondern das innere Wesen entdecken können. Du siehst iezo die wahre Beschaffenheit der meisten Kirchengänger, und kannst leicht urtheilen, wie mir, als einer Vorsteherinn der Gotteshäuser, dabey zu muthe sey. Ich sehe ja aber, erwiederte ich, daß fast nirgends eine menschliche Gestalt erscheinet: sollte es denn der rechtschaffenen Kirchengänger so wenig geben? Uebereile dich nicht, versetzte meine Begleiterinn: es giebt derselben doch noch verschiedene. Hierauf wies sie mir mit dem Finger hin und wieder einige, die sie ihre Freunde nennete, und die ich auch mit meinen geänderten Augen für Menschen ansahe. Diese sind es, setzte sie hinzu, um derer willen ich diesen Ort noch liebe; da ich ihn, der übrigen halber, längst für einen Greuel würde

gehalten haben. Bemühe dich, daß du ihnen gleich werdest, und hier berührte sie meine Augen mit ihrer Hand. Die wunderlichen Gestalten verschwanden sogleich: ich mußte dreymal niesen, und davon erwachte ich.

Ich darf keine weitläuftige Erklärung dieser, obgleich wunderlichen Vorstellungen, hieher setzen. So viel aber kann ich wohl gestehen, daß meine oftmaligen Betrachtungen über den meisten Theil der Kirchengänger Gelegenheit dazu gegeben hatten. Ich habe oft mit großer Betrübniß und mit Unwillen gesehen, wie schlecht man sich in den Gotteshäusern verhält. Insonderheit unser Frauenzimmer fängt sich an ganz frey, oder vielmehr wild, aufzuführen. Garrula schwatzet ohne Scheu, und machet in währender Predigt eine vollständige Specialhistorie ihrer Nachbarschaft, ja der ganzen Stadt, welche sie zugleich mit ihren Anmerkungen begleitet. Licentiosa wirft ihren Liebhabern öffentlich Blumen zu, die sie von ihrer Brust abreißet. Und Jungfer Frechstirninn kann sich nicht enthalten, die Tabacksdose wohl zehnmal hervorzuziehen, und nicht nur selbst daraus zu riechen, sondern dieselbe auch einigen um sie stehenden Mannspersonen anzubiethen. Was kann nun einem Frauenzimmer unanständiger seyn, als dieses? Und wo wird es endlich hingerathen, wenn die hällische Freyheit, die unter den Studierenden herrschet, auch bey unseren Mitschwestern Wurzeln schlagen wird?

Calliste.



Das

****

Das XXXIV Stück.

Den 22 August, 1725.

Opitz.

= = = = = = Wird Cato auch erschreckt,
Um daß Vatinius, der Abschaum aller Thoren,
Zum Bürgermeisteramt vor ihm wird auserkohren,
Und sitzet oben an? = = = = = =

Die Ehre ist allemal ein Endzweck edler Seelen gewesen, und die Begierde nach Ruhm ist die fruchtbare Quelle, der wir die größten Thaten der Sterblichen zu verdanken haben. Nichts ist natürlicher, als daß wir bey allen unseren Handlungen zuvor den Vortheil erwägen, den sie uns zuziehen können, und die Ehre ist unstreitig ein Trieb, welcher nur erhabene und große Seelen anreizen kann, bloß im Absehen auf dieselbe, und ohne allen fernern Gewinn, schwere und wichtige Sachen zu übernehmen. Niemand argwöhne, daß ich hier von thörichten und unvernünftigen Leuten rede, die weder einen rechten Begriff von der wahren Ehre haben, noch die Mittel erkennen, welche man zu deren Erlangung anwenden muß. Nein, ich rede von Leuten, welche Verstand und Klugheit genug besitzen, das wahre vom falschen, und diejenige Ehre, welche sich auf die unstreitige Tugend gründet, von dem falschen Glanze zu unterscheiden, den die Schmeicheley oder ein blinder Glücksfall manchen Personen ertheilet. Dergleichen Leute scheinen mir ganz bewundernswerth zu seyn. Der Trieb, welcher sie zum Guten führet, ist einer der edelsten und uneigennützigsten: denn was ist billiger, als daß

Ruhm und Ehre der Tugend auf dem Fuße folgen? Und was ist unsträflicher, als daß man die Tugend auch um dieser ihrer Folgen willen liebe? Da uns indessen die tägliche Erfahrung lehret, daß die Umstände der Zeit, die Gemüthsbeschaffenheit unserer Mitbürger, und vielleicht auch die Fügungen des höchsten Wesens, der Tugend oftmals das ihr gebührende Lob versagen; da es uns fast keinen Tag unsers Lebens an Beyspielen einer unterdrückten Tugend und geschmäheter Verdienste fehlet; die Liebe zum Guten aber, und die Ausübung der Tugend gleichwohl nothwendig sind; so muß man auch bey der Begierde nach Ruhm sehr behutsam seyn. Es ist zwar ganz gut, die Vortheile zu lieben, die aus der Tugend zu entspringen pflegen; es ist aber noch viel besser, wenn man sie bloß um ihrer selbst willen liebet. Die innere Vortrefflichkeit der Tugend überwiegt noch bey weiten alle Ehre, die uns iemals aus ihr entstehen kann. Die Begierde nach Ruhm muß uns also nur zu einer Wegweiserinn dienen, durch deren Beyhülfe wir zur Tugend gelangen; niemals aber muß sie die Hauptabsicht unserer Handlungen werden. Vielmehr müssen wir uns in gewissen Fällen zufrieden sprechen, wenn wir gleich durch unsere Tugend keine Ehre erlangen; wenn gleich unser guter Wille mit ungegründetem Verdachte, unser patriotisches Bestreben mit Leichtsinnigkeit, und alle unsere Verdienste um das gemeine Wesen mit Undanke belohnet werden. In diesen Fällen müssen wir der Tugend ihr Recht wiederfahren lassen, und zugestehen, daß sie uns, auch bloß durch sich selbst, völlig glücklich machen kann.

Auf diese Betrachtungen ward ich gestern Abends geleitet, da ich von einem Besuche nach Hause kam, den ich bey einer meiner Anverwandtinnen abgestattet hatte. Es ist vor wenigen Tagen ihr Sohn von seinen Reisen zurück gekommen, und hatte also genug zu thun, einem ieden von den Anwesenden seine

Fragen,

Fragen, wegen alles dessen, was er gesehen, zu beantworten. Unter andern beschrieb er uns auch die berühmte Bildseule des Erasmus in Rotterdam; wobey wir alle der Meynung waren, daß dieselbe dieser Stadt nicht minder Ehre bringe, als diesem großen Gelehrten. Dergleichen Denkmäler der Dankbarkeit ehren allemal denjenigen, der sie aufrichtet, eben so sehr, als den, dem zu Ehren sie aufgestellet werden: und vielleicht würde man mehrere Muster außerordentlicher Vorzüge unter uns sehen, wenn nicht dergleichen öffentliche Belohnungen der Tugend in neuern Zeiten so sehr in Verfall und Abnahme gerathen wären. Nichts war natürlicher, als daß die Gesellschaft sich bey dieser Gelegenheit des größten deutschen Weltweisen, des Freyherrn von Leibnitz, erinnerte, und sich einhällig verwunderte, daß dessen Vaterstadt sich gegen seinen unsterblichen Namen nicht eben so dankbar bewiesen hätte: da ja gewiß in den Augen aller Verehrer wahrer Verdienste, Leipzig nicht minder Ehre von diesem seinem vortrefflichen Sohne hat, als von allen seinen übrigen Vorzügen. Der jüngst zurückgekommene Sohn des Hauses nahm sich, ich weiß nicht aus was für Ursachen, in diesem Stücke der Stadt Leipzig an. Er meynte, Leibnitzens Nachruhm stünde fester, als daß er Stein und Metall zu seiner Verewigung gebrauchte. Einen Mann, dem die gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten das Licht, was sie erleuchtet, ganz allein zu verdanken hätten, den würden sie ohnedem niemals vergessen können; so lange noch Künste und Wissenschaften in einigem Flore blieben: und der bekannte sinnreiche Einfall eines solchen öffentlichen Undanks ward auch nicht vergessen; nämlich daß es rühmlicher sey, wenn man fraget: **Warum einem großen Manne keine Ehrenseule gesetzet werde? als: warum ihm eine gesetzet worden?** Bey dieser Vertheidigung hatte er nun zwar nicht alle Stimmen auf seiner Seite, und meine Leser werden sich selbst leicht vorstellen

 können,

können, wie vieles man ihm dawider eingewandt habe; Calliste aber, die mit mir war, und gern, wenn es sich ungezwungen thun läßt, das Gespräch auf einen festen Satz lenket, brachte die Frage vor: Ob es angenehmer sey, eine Ehre zu verdienen, die man nicht erhält? oder eine Ehre zu erlangen, die man nicht verdienet? So ausgemacht dieser Satz bey allen Tugendhaften von rechtswegen seyn sollte; so vielen Bejahungen und Widersprüchen war er hier gleichwohl unterworfen. In langer Zeit habe ich kein Gespräch so lebhaft und mit einem so parteyischen Eifer fortsetzen hören. Da wir nun lauter vertraute Freunde unter einander waren, so sagte auch ein ieder die unverstellte Meynung seines Herzens; und eben daher kam es, daß, nach einem zweystündigen Gefechte, wenn ich so reden darf, der Streit gleichwohl noch nicht entschieden war, und keiner von beyden Theilen sich des Sieges rühmen konnte. Weil mir indessen diese Materie schon der Mühe werth zu seyn scheint, daß man sie etwas näher untersuche; so will ich, theils was dort zerstreuet und sonder Ordnung vorgebracht ward, ein wenig sammlen, theils hier und da meine eigenen Gedanken hinzufügen.

Die Zufriedenheit des Gemüths ist außer allem Streite ein wesentliches Stück unserer irdischen Glückseligkeit; und dieser Satz ist in der Natur unserer Seele selbst gegründet. Es giebt kein Vergnügen in der Welt, das uns nicht zur Last fällt, wofern wir es für kein Vergnügen halten. Einer hält sich bey der Feder, der andre bey dem Degen für glücklich. Cajus liebt das Hofleben; Sempronius die Stadt; und Titus das Land. Chloris ist gern auf dem Tanzplatze; Sylvia in ihrem Zimmer; und Chloe kann ohne ihre Laute nicht vergnügt seyn. Sie alle schätzen sich glücklich: sie alle aber würden sich für die unseligsten Personen des Erdballes halten, wenn man ihre Glückseligkeiten unter ihnen vertauschen, die Sylvia zum Tanze, die Chloris

zur

zur Musik, den Titus zum Hofleben, den Cajus zum Lande, u. s. w. zwingen wollte. Wir müssen also nicht nur glücklich seyn: das heißt, wir müssen nicht nur in einem Zustande leben, den hundert andere Menschen für beglückt halten würden; sondern wir selbst müssen uns auch beglückt schätzen, wofern wir bey unseren Umständen einer wahren Gemüthsruhe und Zufriedenheit genießen wollen. Nun haben die größten Ergötzungen dieser Erden noch nie die Kraft gehabt, ein unruhiges Gemüth zu besänftigen. Die heimlichen und unverstellten Vorwürfe unsers Gewissens wissen sich, durch Stand, Vermögen, ja durch unsere Leidenschaften selbst, einen Weg zu bahnen; und wenn uns gleich das Urtheil der Leute, unsere Eigenliebe, und andere Umstände, eine Zeitlang verblenden; so vergiebt doch unser Gewissen deswegen nichts von seinem Vorrechte. Es fängt dereinst an mit uns die Sprache der Wahrheit zu reden; und diese ist oftmals um desto lauter und furchtbarer, ie länger wir schon im Irrthume gestecket haben, und ie tiefer wir in einem Labyrinthe irren, dessen Ausgang ie länger ie schwieriger wird. Ein ruhiges Gewissen ist also das höchste Glück; und diejenige Ehre, die mit demselben am besten bestehen kann, wird ohne allen Zweifel für uns die angenehmste und vortheilhafteste seyn.

Das gute Urtheil, welches die Welt von unseren Thaten fället, wird insgemein unter dem Namen der Ehre verstanden. Dieses nun erlangen wir gemeiniglich, theils durch allgemeine und besondere Lobsprüche, theils durch wirkliche Belohnungen. Keines von beyden aber kann uns in ein wahres Vergnügen setzen, so lange wir noch einen Richter in unserm Busen tragen, der uns beständig unsere Unwürdigkeit vorrücket. Wir wissen, daß die Anzahl der Verständigen zu allen Zeiten die kleinste gewesen ist. Die wenigsten Menschen sind vermögend, die innere Natur des Guten und diejenigen Handlungen zu unterscheiden, die aus

einer wahren Tugend entspringen. Daher aber ist auch nichts unsicherers, als ihr Beyfall. Furcht, Unverstand, Schmeicheley und hundert andere Umstände, das sind ja nur gar zu oft die Quellen des allgemeinen Beyfalls. Diese That wird bis an den Himmel erhoben; weil man albern genug ist, sie von einer vortrefflichen Tugend herzuleiten: da doch wohl ein ungefährer Zufall, oder gar ein Laster, deren Mutter ist. Jenen Mann vergleicht man mit den größten Helden des Alterthums: warum? weil er aus einem Hause entsprossen ist, dem man nach den feineren Sitten der neueren Zeiten keine gemeineren Namen beylegen darf. Einer wird gerühmet, weil sein großes Vermögen nicht Vielen geholfen hat; sondern weil es Vielen helfen könnte. Ein andrer, weil sein großes Ansehen denen, die ihn nicht vergöttern, zu schaden pflegt, u. s. w. So unsicher ist es nun mit dem allgemeinen Beyfalle beschaffen, mit eben dem Beyfalle, von dem schon einer der vortrefflichsten alten Schriftsteller sagt, daß er gerade anzeige, eine Sache tauge nichts. Kann aber nun eine solche Ehre unser Gemüth in Ruhe setzen? Wird unser Herz sich wohl an einem unverdienten Ruhme genügen lassen? Nimmermehr! Wir wollen aus Julius Cäsars Beyspiele sehen, wie wenig auch der eitelste Mensch mit einem allgemeinen Lobe zufrieden sey, wenn sein Gewissen ihn überzeuget, daß er es nicht verdiene.

Keiner von allen Römern ist wohl iemals der Ehrsucht mehr ergeben gewesen, als dieser Mensch; die Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit, zu seinen Mitbrüdern, ja gar zu seinem eigenen Leben, hat er dieser gewaltigen Leidenschaft aufgeopfert: sogar daß er auch vergaß, daß er ein Römer war, und ein Wütherich seiner eigenen Mitbürger ward, die doch nichts schlechter waren als er. Sollte nun dieser Mensch nicht vollkommen zufrieden gewesen seyn, als er seinen Zweck erlangte? Sollte der allge-

meine

meine Beyfall, den er mit so grosser Begierde gesuchet hatte, ihn nicht befriedigen, gesetzt daß er von seiner Unwürdigkeit innerlich überzeuget wäre? Wir wollen bald das Gegentheil sehen, wenn wir ihn auf der Stelle betrachten, allwo ihm, an dem Tage seines Todes, der gottlose Antonius die Krone aufsetzte. Cäsar bemerkte die mürrische Stille des ganzen Volkes wohl; der Unwillen freygebohrner Seelen, bey dem Anblicke eines Königes, blieb ihm nicht verborgen. Er legte also aus verstellter Großmuth die Krone wieder ab. Sogleich entstunden tausend freudige Zurüffe. Man lobte ihn einhällig und mit lauten Stimmen. Hat nun dieser Beyfall ihn zufrieden gestellet? Hat ihn dieses, obgleich unverdiente Lob ergötzet? Keinesweges. Cäsar ergrimmete über einen Ruhm, wozu sein Gewissen ihn für unfähig erklärete. Er entrüstete sich sehr, daß ihm das Volk eine Großmuth zuschrieb, die ihm nie in den Sinn gekommen war: denn als, nach abermaliger Aufsetzung der Krone, das Volk abermals stille schwieg, und bey der zweyten Ablegung derselben ein noch stärkeres Freudengeschrey entstand, als das vorige gewesen: so ergrimmte dieser Ehrsüchtige auf das äußerste, und alle seine Verstellungskunst, darinnen er es doch in seinem Leben so hoch gebracht hatte, konnte ihm diesesmal die Wuth seiner Seelen nicht verbergen helfen.

Gesetzt auch, daß es dem Cäsar gelungen wäre; gesetzt, das römische Volk hätte sich, aus Liebe zu ihm, und in der Zuversicht, daß er die oberste und unumschränkte Gewalt nicht misbrauchen würde, gefallen lassen, ihn zum Könige anzunehmen: wie lange würde denn die Verstellung gewähret haben? Wie bald hätten sich seine Herrschsucht und sein Ehrgeiz nicht verrathen? Wie bald würden seine wahren Absichten sich entdeckt, und das ihm unverdient erbauete Ehrenmaal wieder eingerissen haben. So und nicht anders geht es mit

einer

einer leeren Ehre, die uns ohne unser Verdienst zu Theile wird. Wie können wir doch nur einen Augenblick bey solchem falschen Schimmer sicher seyn? Die Wahrheit behält ihr ewiges Recht! Sie kömmt endlich an den Tag: und die grössesten Meister in der Verstellungskunst haben es doch dahin nicht bringen können, daß sie die künftigen Zeiten mit ihren künstlichen Larven betrogen hätten. Alsdann aber, wofern es nicht vorher geschehen, rächen die Enkel ihre Voraltern, sie reißen mit rächerischen Händen die Ehrenzeichen von den Grüften solcher Betrüger des menschlichen Geschlechts, und nennen sie und ihre Thaten bey den rechten Namen. Verdruß, Furcht, Unruhe, Scham und Zorn, sind also die Folgen und Begleiter einer Ehre, die wir nicht verdienen: und da sie unser Gemüth in Unruhe setzen, wie können sie unsere Glückseligkeit befördern?

Wir wollen hingegen einen gerechten Aristides betrachten, den sein undankbares Vaterland ins Elend verweiset. Wie geruhig verläßt er nicht die Thore einer Stadt, die ihm die verdiente Ehre nicht erweiset. Er hatte stets für ihr Bestes gesorget. Er hatte ihren Flor seinem eigenen Wohl vorgezogen. Aus ihrem Sohne, war er ihr Vater und Versorger geworden. Er hatte sie bereichert, und war arm geblieben; er hatte sie zu Ehren erhoben, und ward verachtet: er liebte sein Vaterland, und iedermann haßte ihn. Er beschützte die Nothleidenden, und man verfolgte ihn. Ja da er seine Vaterstadt zu einer der glückseligsten und angenehmsten Wohnungen gemacht hatte; so verweiset man ihn ins Elend. Er geht auch: aber wie? Ist er traurig? ist er verzagt? ist er trostlos? Vergießt er Thränen, daß ihm das Volk keine Ehrenseulen setzet? Ringet er die Hände, daß sich die Seinigen, so wie er gethan, bloß durch die Tugend allein

werden

werden forthelfen müssen? Bricht ihm der Angstschweiß aus, daß sein Name nicht auf den Lippen aller Schmeichler schweben wird? O nein! er geht ganz unbekümmert von dannen; ich sage mehr: er geht vielleicht ruhiger und unbekümmerter davon, als er zuvor darinnen gewesen war. So gleichgültig stand er in diesem Unglücke, welches er mit weisen Augen ansah. Gerechter Aristides! wie ist das zugegangen? Ach! dein gutes Gewissen gieng mit dir. Dieses versicherte dich, daß du alle die Ehrenbezeugungen verdienet hättest, die dir das undankbare Griechenland versagte; daß alle deine Lästerer dich nicht strafbar machen konnten, da du dir eines bessern bewußt warest; und daß du in dem Elende, wohin dich ein ruhiges Gemüth und das Andenken deiner edlen Thaten begleiteten, nicht elend seyn konntest.

Man erblicket allerdings das menschliche Geschlecht auf einer sehr häßlichen Seite, wenn man es nach seiner Neigung betrachtet, Wohlthaten mit Undank zu belohnen, und die durch wahre Verdienste errichteten Ehrenmäler mit neidischen, oder boshaften Händen einzureissen. Indessen können alle Leute, die nur ihrer innern Tugend gewiß versichert sind, ungezweifelt glauben, daß es nicht in der Lästerer Macht stehe, die Würde eines weisen und rechtschaffenen Mannes zu beschmitzen.

= = = = = = Der todtenbleiche Neid
Kömmt nur bis an das Grab, thut keinem weiter Leid.
So viel von Lügen auch durch falsche Lästerungen
Der Sachen Billigkeit kann werden aufgedrungen,
Hat mislichen Bestand, bleibt in die Länge nicht:
Die bloße Wahrheit dringt doch endlich an das Licht,
Reißt durch der Bosheit Dampf, gleichwie der Sonnen Wagen
Durch aller Wolken Dunst pflegt unverletzt zu jagen,

Und

Und weibt den Nebel fort: wie sehr man sie versteckt,
So bleibt sie von der Zeit doch nicht unaufgedeckt,
Die nach uns kommen wird, die nichts weiß von Schmarotzen,
Die nicht bestochen wird, die weder Gunst noch Trotzen
Betreugt, und wiederum betrogen werden kann.
Da wird der ganzen Welt ohn alle Scheu verkündet,
Was sonst vertuschet wird; die Fackel angezündet,
Die klärlich offenbart, was beydes schlim und gut
Gehandelt worden ist, die keinem Unrecht thut.

Opitz.

Freylicht haßt ein Narr den Weisen, und ein Schlämmer einen mäßigen Mann. Allein der Rechtschaffene und Tugendhafte geht deswegen seinen Gang doch fort, und stralet wie die Sonne am Firmamente, die sich in ihrem Laufe durch nichts irre machen läßt; ja die mit ihren Wohlthaten nicht aufhöret, auch sogar gegen diejenigen fortzufahren, die sich hiernieden den Kopf zerbrechen, ob sie nicht gar der Wohnplatz der Höllen und aller Teufel sey. Ein Lästerer aber wird ewig gehaßet; und gehen ja zuweilen auch große Leute mit ihm um; so geschieht es doch mehr aus Begierde, seine Satiren zu hören, als aus Hochachtung gegen seine Person.

Ueberhaupt wäre der Tausch so übel nicht, wenn man alles Gute, was die Leute von einem sagen können, dafür hingäbe, daß sie nur nichts Uebels sagen möchten. Da nun aber die Welt sich wohl nicht ändern wird; da sie gewohnt ist, den Verdiensten die gehörige Ehre zu versagen, und dieselbe nach Vorurtheilen und Parteylichkeit auszutheilen: so ist es der beste Rath, daß ein ieder sich der erstern befleiße, und in Absicht auf die letztere, lieber wünsche, mit dem gerechten Aristides verachtet, als mit dem Cäsar vergöttert zu werden. Daß er lieber eine Ehre zu verdienen trachte, die er

gleich

gleich nicht erhält, als nach einem Ruhme strebe, den er nicht verdienet. Wem dieses zu hart vorkömmt, der kehre nur die Frage um, und prüfe sich, ob er lieber eine Schmach ertragen wolle, die er nicht verdienet; oder ob er aller Schande werth seyn und derselben entgehen wolle. Ich halte die allermeisten von meinen Lesern für viel zu tugendhaft, als daß sie hier einen Augenblick wählen werden.

Phyllis.



****

Das XXXV Stück.

Den 29 August, 1725.

Günther.
Was kann mein Blatt dafür, daß Flaviens Gestalt
Sich hier im Spiegel sieht? = = = = = =

Ich war eben im Begriffe, einen Aufsatz von der Schönheit des weiblichen Geschlechts zu verfertigen; als ich durch ein Schreiben aus Halberstadt, welches bey uns einlief, bewogen wurde, meinen Vorsatz zu ändern. Ich lasse also die erwähnte Materie so lange ausgesetzt, bis wiederum die Ordnung an mich kommen wird, und will meinen Lesern und Leserinnen ietzo das wohlgesetzte Schreiben einer von unseren Gönnerinnen mittheilen: welches ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn wird; ob ich mich gleich genöthiget sehe, in einigen Anmerkungen meine unparteyischen Gedanken darüber zu eröffnen.

Halb. den 28 Jul. 1725.

Vernünftige Tadlerinnen!

Ob zwar anfangs, da eure Blätter zum Vorschein kamen, einige zweifeln wollten, ob ihr auch fähig seyn würdet, dasjenige auszuführen, was ihr euch vorgenommen hattet; indem sie der Meynung waren, daß unser Geschlecht dergleichen nicht ausarbeiten könne, und daß ihr ein allzugroßes Vertrauen in euch selbst gesetzet hättet, da ihr euch die vernünftigen Tadlerinnen genennet: so hat doch ein iedes Blatt nicht nur diesen Zweifel völlig gehoben, und die Möglichkeit genugsam dargestellet; sondern auch überflüßig erwiesen, daß ihr mit Recht diesen Namen verdienet. Einige zwar, die sich, durch eure kluge und lebhafte Vorstellung ihrer Fehler, noch

nicht haben wollen zu vernünftigen Menschen machen lassen, wissen nicht, wie sie ihren Zorn und Eifer wider euch deutlich und empfindlich genug sollen zu erkennen geben: dahingegen andere, die sich dadurch sowohl zur Erkenntniß, als zur Verbesserung ihrer Fehler haben bringen lassen, euch nach Verdienste verehren und bewundern, und nichts mehr wünschen, als daß ein jeder Leser den Nutzen davon haben möge, welche sie bey sich verspüren. Jenes habe ich mit dem grössesten Misfallen an einigen Personen, beyderley Geschlechts, in unsrer Stadt wahrnehmen müssen: denn diese lassen sich ihren gegen euch gefaßten Widerwillen dazu bewegen, daß sie, ob gleich alle eure Blätter ihnen verhaßt sind, sich dennoch wöchentlich dieselben bringen lassen, nur damit sie Gelegenheit haben mögen, durch Verbrennung derselben, alle Wochen ein neues Zeichen ihrer Unvernunft sehen zu lassen, und deren Andenken bey allen tugendliebenden Gemüthern zu erneuern. Dieser Gewohnheit wird auch so strenge von ihnen nachgelebet, daß auch diejenigen Blätter, in welchen sie, nach dem Zeugnisse ihres Gewissens, sich sonderlich getroffen finden, eine noch weit empfindlichere Marter ausstehen müssen. Sehet also, wertheste Tadlerinnen, daß es auch an unserm Orte Leute giebt, die es eben so wenig verdauen können, wenn ihre Fehler vorgestellet werden, als in eurer Stadt. Ihr thut aber wohl, daß ihr das Verfahren einiger Menschen, die ihre Vernunft so wenig dabey zu Rathe ziehen, euch von eurem löblichen Werke nicht abhalten lasset. Eben dieses ist es, was mich bewogen hat, euch von einer Sache Nachricht zu geben, die hier und in unsrer Gegend viel Aufsehens gemacht hat; und zugleich zu bitten, daß ihr in eurer wöchentlichen Schrift euch die Mühe nehmen, und euren Lesern einige nöthige Erinnerungen dabey geben wollet.

Scarron, ein Doctor der Arzneykunst, von mäßiger Erfahrung, aber desto größerer Einbildung, war bemühet, sich eine Gehülfinn zu suchen, und ließ sich die vielen abschlägigen Antworten, die er bereits hin und wieder auf seine Anwerbungen erhalten hatte, von seinem Vorsatze keinesweges abschrecken; da er doch hätte erwägen sollen, daß ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich mit keiner Person verbinden würde, die kein gerades Glied am ganzen Leibe hat. Allein, weil dieser kleine und ungestalte Körper so unglücklich ist, daß ihn eine Seele bewohnet, die nicht nur gebrechlicher als der Leib; sondern auch

zugleich sehr verliebt ist; auch noch die gute Meynung heget, daß er liebenswürdig genug sey: so sollte und mußte er sich nothwendig verehlichen. Hatte er bey dem Frauenzimmer seines Standes kein Gehör gefunden, so fand er solches wider Vermuthen bey Arimenen, einem adelichen Fräulein von gutem und ansehnlichem Geschlechte. So bald er derselben ihr bevorstehendes Glück schriftlich entdeckete, fieng diese dergestalt an zu brennen, daß keine Vorstellung der Aeltern und Verwandten vermögend war, dieses Feuer zu löschen; welches von dieser ihrer Einbildung unterhalten ward: daß es nicht nur besser sey, einen kleinen hinkenden Scarron zu heirathen, als dereinst unter das jungfräuliche Alterthum gerechnet zu werden; sondern daß diese Partey auch wegen des großen Reichthums, den dieser Freyer zu besitzen vorgab, sehr vortheilhaftig sey. Da Arimene nun die Einwilligung ihrer Aeltern nicht erhalten konnte; so läßt sie sich von ihrem geliebten Scarron entführen: und, weil geschehene Dinge nicht zu ändern sind; so müssen die Aeltern, wiewohl mit größestem Unwillen, geschehen lassen, was sie nicht hindern können. Nun lebt dieses ungleiche Paar allhier, und hilft, da Arimenens Aeltern die Hand gänzlich von ihrer ungerathenen Tochter abziehen, die Zahl solcher Leute vermehren, die ihres Mangels wegen genöthiget werden, den Schmalhanns als Küchenmeister in Bestallung zu nehmen. Dieses rühret hauptsächlich daher, daß die neue Frau Doctorinn siehet, wie ihr Liebster seine ganze Baarschaft und alle seine Habe, wie die Schnecken, auf einem gebogenen Rücken herumträget. Obwohl ich nun so glücklich nicht bin, wertheste Tadlerinnen, euch von Person zu kennen, so haben doch eure moralische Betrachtungen euch bey mir und anderen solche Hochachtung erworben, die mich nicht zweifeln läßt, ihr werdet, nach eurem durchdringenden Verstande, hierbey, sonderlich unserm Geschlechte, solche Erinnerungen zu geben wissen, die vermögend seyn werden, sie künftig von dergleichen Vergehen abzuhalten. In dieser Zuversicht werde ich bey ieder Gelegenheit erweisen, wie ich mit dem größesten Vergnügen mich nenne

Eure obwohl unbekannte doch aufrichtige Dienerinn,

Lesbia.

Lesbia hat in ihrem artigen Schreiben viel Eifer für unsre Ehre, auch eine gute Geschicklichkeit, ihre Gedanken wohl auszudrücken, spüren lassen. Wir danken ihr für das erste, und loben sie wegen des andern; hoffen aber, daß sie uns vergönnen wird, bey dem Innhalte ihres Briefes, eins und das andre zu erinnern. Sie ist anfänglich ein wenig zu leichtsinnig, da sie einem Menschen seine natürlichen Fehler vorrücket. Es ist zwar eine unschätzbare Wohlthat Gottes, einen gesunden Leib und wohlgebildete Gliedmaßen zu haben. Wer dieses weder erkennet, noch seinem Schöpfer deswegen Dank abstattet, der ist nicht werth, daß er eine einzige Stunde gesund ist. Diejenigen, die sich durch ihre Schuld und wohl gar durch grobe Laster um dieses herrliche Gut bringen, verdienen nicht allein die natürliche Strafe, die auf ihre Verwahrlosung gewiß folget: sondern sind auch werth, daß sie anderen zum abscheulichen Exempel vorgestellet werden. Allein was können Lahme, Taube, Höckerichte davor, daß sie nicht gesundes Leibes sind? Mehrentheils entstehen dergleichen Gebrechen in der ersten Kindheit, durch die Schuld und Unvorsichtigkeit anderer Leute. Die heiligen Geschichte erzählen uns von einem Mephiboseth, den seine Amme fallen lassen, daß er lahm geworden. Was kann nun ein solcher Krüppel dafür, daß er nicht so gerade einhertreten kann, als andere? Es ist ihm Unglücks genug, daß er sich mit einem ungesunden Körper schleppen muß. Ist es denn wohl vernünftig, ich will nicht sagen christlich, einem Unglücklichen, durch einen unbedachtsamen Scherz, sein unverdientes Uebel zu verdoppeln? Ist die Seele eines Ungestalten eben so gebrechlich, als der Leib: so ist dieses zwar mit mehrerer Wahrscheinlichkeit dem Menschen selbst zuzurechnen. Wir haben allerdings mehr Gewalt über unser Gemüth, als über unsern Körper; es kömmt aber doch sehr viel auf die Umstände

an, darinnen sich ein Mensch befindet. Die Auferziehung, die Exempel der Aeltern, der Unterricht, unsere Lehrmeister, alle Personen, mit welchen wir umgehen, ja Glücks- und Unglücksfälle, tragen alle etwas dazu bey, daß ein Mensch vernünftig oder unvernünftig, ein Liebhaber der Tugend, oder ein Sklave der Laster wird. Glücklich ist, wer in solche Umstände gesetzet worden, die ihm beförderlich gewesen sind, den Weg zur wahren Glückseligkeit zu finden. Ich pflege also diejenigen mit einem mitleidigen Erbarmen anzusehen, die es weder in Verbesserung des Verstandes, noch in Aenderung des Willens weit bringen können. Ich halte dafür, daß ich es selbst nicht besser gemacht haben würde, wenn ich in allen Stücken an ihrer Stelle gewesen wäre. Ich wundere mich nicht, daß die Dornen stechen, und daß eine Nessel brennet: und es befremdet mich nicht, daß sie nicht Trauben und Feigen tragen. Sie können solches nicht thun, so lange sie das bleiben, was sie sind. Da nun eine vernünftige Creatur durch allerley Mittel und Wege gelenket werden kann, ihre ganze Beschaffenheit zu ändern: so hat man große Ursache, ihr aus allen Kräften dazu behülflich zu seyn; nicht aber dieselbe, durch Verlachung ihres dermaligen Zustandes, von dem Wege der Vernunft und Tugend noch mehr zu entfernen. In Wahrheit, die geschickte Lesbia muß dieser Sache niemals recht nachgedacht haben; sonsten würde sie mit mehrerer Behutsamkeit von den natürlichen Unvollkommenheiten einer Person geschrieben haben.

Was soll ich aber von der halberstädtischen Gesellschaft urtheilen, die sich durch die Verbrennung unserer Papiere an uns zu rächen denket? Sollen wir uns darüber entrüsten? Sollen wir sie hassen, und als Personen, die uns beschimpfen, in die Rolle der Auslachenswürdigen setzen? Nein! wir haben ein Mitleiden mit ihrem ohnmächtigen Zorne. Die guten Leute

verstehen

verstehen noch nicht, was zu ihrem Besten dienet. Sie sind unbedachtsamen Kindern gleich, welche die wohlmeynenden Warnungen ihrer Vorgesetzten mit Widerwillen annehmen, und wohl gar die Ermahnungsschreiben ihrer eigenen Aeltern zerreißen, und mit Füßen treten. Unsere Blätter sind solche Briefe, die wir unbekannter Weise an allerley Personen ablassen, sie zu lehren, zu strafen und zu bessern. Dieser Briefwechsel erstrecket sich ietzo schon weiter, als wir vormals gedacht haben. Wenn wir aus Ulm in Schwaben bis nach Königsberg in Preußen rechnen, so ist der Weg nicht kürzer als hundert und funfzig deutsche Meilen; und wer weiß, ob sie nicht von erwähnten Orten noch weiter geschicket werden. Es ist uns auch überaus lieb, daß uns die Abbildung vieler Laster so wohl gerathen, daß sie allen Orten kennbar sind. Dieses ist ein Merkmaal, daß sie die Natur selbst zum Muster, und eine aufmerksame Betrachtung zur Urheberinn haben. Unsere hällische Mitbürger und Mitbürgerinnen können daraus abnehmen, daß nicht alle Originale unserer Bilder in unseren Stadtmauren anzutreffen sind. Sie finden sich allenthalben, wo unsere Blätter gelesen werden. Man wird es uns also ins künftige nicht verargen, wenn hier und da ein Entwurf solcher Fehler vorkommen wird, die auch bey uns im Schwange gehen. Dieses kann theils von ohngefähr kommen, wie bisher oft geschehen ist; theils aber achten wir uns verbunden, das Beste unserer Landesleute vor allen anderen zu befördern.

Will man an weitentlegenen Orten auf uns zürnen? Immerhin! Kann man uns doch nicht schaden. Die guten Leute wissen nicht einmal, auf wen sie böse sind: denn da wir bisher in unsrer eigenen Vaterstadt unbekannt geblieben sind; so wird man uns anderwärts noch viel weniger kennen. Sie zürnen auch ohne Ursache. Wie können sie es vermuthen, daß

wir eine besondre Absicht gehabt, Personen abzuschildern, die wir niemals gesehen haben, ja die uns nicht einmal den Namen nach bekannt sind. Indessen ist es ihnen erlaubt, unsere Blätter wöchentlich zu zerreißen, zu verbrennen, und sonst nach ihrem Belieben damit zu verfahren. Meynen sie, dieselbigen dadurch auszurotten, so irren sie sehr kindisch. Was wird es denn verschlagen, wenn gleich hundert Stücke wöchentlich umkämen, da ein iedes Blatt zweytausend mal abgedruckt wird? Zudem bekömmt unser Verleger diejenigen Stücke eben sowohl bezahlt, die zerrissen, als die mit der größesten Sorgfalt aufgehoben werden. Die Neugierigkeit dieser Rachgierigen wird es auch ohne Zweifel nicht verstatten, daß sie uns ungelesen verderben sollten. Und das ist uns schon genug! Denn wer weiß, ob sie nicht endlich durch die Kraft der Wahrheit auf andere Gedanken kommen werden. Schlüßlich erinnere ich noch dieses, daß wir uns aus ihrem Zorne gegen uns keine Schande machen: wir triumphiren vielmehr damit. Wenn dieses nicht wäre, so hätten wir uns nimmermehr entschlossen, vorgesetztes Schreiben einzurücken, und also dasjenige, was an einem Orte vorgeht, in ganz Deutschland bekannt zu machen.

Die Anmerkungen über den Herrn Scarron und seine geliebte Arimene, hat sich Calliste bis ins nächste Blatt vorbehalten.

Iris.



****

Das XXXVI Stück.

Den 5 September, 1725.

Philander von der Linde.

Erwählt man eine Frau vom hohen Stand und Adel:
So findt sich keine leicht, sie hat doch ihren Tadel,
Daß insgemein der Mann nichts, oder wenig gilt,
Dafern er sie nicht stets hochwohlgebohren schilt.

Scarron ist ein Doctor der Arzneykunst von mäßiger Erfahrung, höckericht und ungestalt von Leibe, aber dabey sehr verliebt; weswegen er sich nach einer Ehegattinn umsieht, aber so unglücklich ist, verschiedene Körbe davon zu tragen. So hat uns, in dem letzten Briefe, Lesbia eine gewisse Mannsperson beschrieben: und da ich ietzo, zum Besten junger Leute, die zu heirathen gesonnen sind, oder inskünftige Lust dazu haben möchten, meine Gedanken davon eröffnen soll: so fraget es sich zuvorderst: Ob es wohl rathsam sey, daß eine höckerichte Mannsperson aufs Freyen ausgehe?

Ich weiß schon, was ich auf die Frage zur Antwort bekommen würde, wenn ich sie dem jungen Frauenzimmer von zwölf bis zwanzig Jahren vorlegen sollte. Ein Pucklichter soll auf die Freyte gehen? höre ich sie im Geiste rufen: der gute Mensch mag immer zu Hause bleiben! Welches Frauenzimmer wird denn so thöricht seyn, und sich einen Krüpel an den Hals nehmen? Es müßten gewiß keine gerade Männer mehr in der Welt seyn, so daß man aus Noth ein Ungeheuer wählen müßte: oder man müßte sein Gesicht verlohren haben, wenn man sich einem solchen Duodezmanne antrauen ließe. Ich

wollte es keinem rathen, daß er sich an mich mit seiner Anwerbung wagen möchte: ich würde ihn gewißlich so abführen, daß er sein Lebenlang daran denken sollte. Ein Pucklichter? Je, ich dachte, was mir wäre! Daß ich doch nicht lachen kan! 2c.

So redet, meines Erachtens, die erste Hitze der Jugend, bey unserm Geschlechte, die nur auf das sieht, was ins Auge fällt; sonst aber ihren wahren Nutzen nicht sonderlich überleget. Soll ich aber, als die ich das zwanzigste Jahr längst zurücke geleget, mein eigenes Gutachten über diese Frage eröffnen: so dünket mich anfänglich, daß Leute, die durch unglückliche Zufälle so ungestalt an ihrem Leibe geworden, freylich sehr gut thun würden, wenn sie sich alle Heirathsgedanken vergehen ließen. Ich frage einen Höckerichten auf sein Gewissen: Ob er nicht von seiner künftigen Ehegattinn geliebet werden will? Ich frage ihn ferner: Ob er selbst, wenn er gesundes Leibes wäre, gleichwohl eine besondere Neigung zu einem höckerichten Frauenzimmer empfinden würde? Und ob ihm endlich nicht alle andere Gattungen der Häßlichkeit, selbst das Lahmseyn nicht ausgenommen, erträglicher seyn möchten? Es könnte seyn, daß sich iemand aus gewissen Ursachen entschlösse, eine Puckelichte zu heirathen; allein, davon ist die Rede nicht: es fraget sich bloß, ob er sie aus Liebe heirathen würde? Und da bin ich versichert, daß er mir nothwendig mit einem lauten Nein! antworten werde. Nun gebe ich ihm zu bedenken, ob unser Geschlecht in diesem Stücke nicht noch weit zärtlicher sey? Ist aber dieses? Wie will sich denn ein so ungestalter Freyer die Hoffnung machen, daß sich ein Frauenzimmer wahrhaftig in ihn verlieben, und ihm also eine vergnügte Ehe machen werde? Die ansehnlichsten nnd wohlgewachsensten Mannsbilder sind oft so unglücklich, daß sie von ihren Frauen nicht geliebet werden.

Geringe

Geringe Kleinigkeiten sind oft fähig, leichtsinnige Gemüther kaltsinnig zu machen. Was wird nicht ein Uebel verursachen, das so sehr ins Auge fällt; zumal da die Leibeslänge der Mannspersonen fast zu allen Zeiten sehr hoch gehalten worden ist. Ich sage es also noch einmal: Es wäre am besten, wenn ungestalte Personen sich die Freyergedanken vergehen ließen.

Doch, das Gelübde der Keuschheit ist nicht iedermanns Ding. Und wie wäre es, wenn ein so ungestalter Leib eine verliebtere Seele hätte, als der schöne Narcissus? Ist es da nicht besser zu freyen, als Brunst zu leiden: gesetzt, daß ein solcher gleich anfänglich etliche Jahre lang Körbe sammlen müßte? Ich gestehe es: diese Frage macht mir Schwierigkeiten. Doch ich weiß noch Rath! Gleich und gleich gesellt sich gerne, sagt ein bekanntes Sprüchwort: es wäre daher am allerbesten, wenn ein höckerichter Freyer sich auch nach einer höckerichten Braut umsehen möchte. Wie manches Mägdchen sieht ihren hohen Rücken als eine Bürde an, die ihr deswegen noch unerträglicher wird, weil sich keine Mannsperson entschließen will, nach ihr zu freyen. Dieses könnte niemand leichter thun, als ein Pucklichter. Keines hätte alsdann Ursache, dem andern etwas vorzuwerfen. Beyde würden einander leicht ertragen lernen. Ja wie angenehm würde es nicht ins Auge fallen, wenn man nachmals ganze Familien solcher kleinen Leute beyeinander antreffen würde!

Doch genug von ungestalten Freyern. Es fragt sich ferner: Ob es rathsam sey, daß Personen von bürgerlichem Stande in adeliche Familien heirathen? Ich meinestheils stehe in den Gedanken, daß solches keinem zu rathen sey. Vielleicht thue ich dieses nur deswegen; weil ich selbst bürgerlich bin, und also besorgen müßte, daß viele meiner Mitschwestern unverheirathet bleiben würden, wenn unsere Mannspersonen sich nach vornehmen Damen umsehen möchten. Nein, das ist meine Ursache

sache nicht! Heirathen zwischen Personen von ungleichem Geschlechte gerathen sehr übel. Mecänas, ein Vornehmer von Adel, verheirathete sich mit einer Gräfinn von berühmtem Stamme: allein der Stolz dieser Gemahlinn hat dem wackern Minister, der doch die Leutseligkeit zu seiner eigenen Tugend gemacht hatte, eine sehr misvergnügte Ehe zuwege gebracht. Ein Geistlicher in einem Flecken, der zugleich die Aufsicht über verschiedene andere Prediger in seiner Gegend hatte, ließ sich auch gelüsten, ein Fräulein zu heirathen: vielleicht, weil er nicht schlechter seyn wollte, als sein Großvater Adam. Es gelung ihm auch dergestalt, daß er seine sechs und dreyßigjährige Violanta bekam, welche nahe bey seiner Pfarre ein kleines Rittergut hatte. Die Hochzeit wird auf demselben vollzogen: doch als die Heimführung geschehen soll, will die wohlgebohrne Dame von keinem Priesterhause was wissen. Man stellet ihr vor, daß es doch nicht anders seyn könne; wer einmal ja gesagt habe, der müsse sich auch das übrige gefallen lassen. Der junge Mann bittet und schmeichelt, so viel ihm möglich ist; allein vergebens. Seine Amtsgeschäffte rufen ihn nach Hause, und er sieht sich genöthiget, seine adeliche Ehegattinn auf ihrem Rittersitze zu lassen. Die Fortsetzung des Ehestandes ist dem Anfange ganz ähnlich. Des Sonntages läßt die vornehme Frau ihren Mann zu Mittage mit sich speisen, und bis Montag oder Dienstag in ihrer Gesellschaft zubringen: alsdann hat er wieder seinen Abschied, bis auf den nächsten Sonntag. Anderer Stücke zu geschweigen; welche sehr deutlich erweisen, daß es wahr sey, was Philander schreibt:

> Denn Weiber-Hofart läßt sich keine Schranken setzen,
> Und herrscht Tyrannen gleich. = = = = = = =

Ich will hiemit nicht behaupten, daß unter allem adelichen Frauenzimmer keine einzige sey, die sich durch Vernunft auch

in einen bürgerlichen Ehemann schicken könnte, wenn sie sich etwa durch die Armuth genöthiget sehen sollte, ihrer Ahnen zu vergessen: allein es ist doch nicht leicht zu vermuthen. Die hohen Vorzüge des Adels sind ihnen von Jugend auf so tief eingepräget, daß sie sich niemals enthalten können, alle bürgerliche Personen unter den Pöbel, oder wie sie reden, unter die Canaille zu rechnen. Wenn sie nun ihren Mann, auch nur in Gedanken, für eine solche Canaille hält, was kann er sich von ihr für eine Liebe versprechen? Es bleibe derowegen ein ieder Freyer bey seinem Stande. Es ist leichter, eine glückliche Ehe zu erlangen, wenn sich beyde Verlobten nichts vorzurücken haben. Ein bürgerliches Frauenzimmer kann im übrigen eben die Annehmlichkeit haben, die ein adeliches besitzet. Ja, die Natur hat nichts an jenen vergessen, was sie diesen ertheilet hat. Und da von denselben eine größere Anzahl vorhanden ist: so kann er unter so vielen desto leichter etwas finden, was schön, artig und seiner Gemüthsart am meisten gemäß ist.

Sind unsere Blätter so glücklich, auch in die Hände adelicher Personen zu gerathen: so muß ich sie um Vergebung bitten, daß ich hier dem Frauenzimmer von meinem Stande das Wort geredet habe. Ich billige indessen das Verfahren der Aeltern, welche ihre Fräulein Tochter, Dorimene, keinem bürgerlichen Doctor haben geben wollen. Vielleicht haben sie es bloß aus der Absicht gethan, eine üble Ehe zu verhindern. Sie werden ohne Zweifel die Gemüthsbeschaffenheit ihrer Dorimene aus dem Grunde gekannt, und den Zustand des Freyers in reifere Ueberlegung gezogen haben. Nichts war also billiger, als ihre Bemühung, diese ungleiche Heirath zu hintertreiben. Aeltern verstehen insgemein besser, was zur Wohlfahrt ihrer Kinder dienet, als diese selbst; ob sie sich gleich noch so klug zu seyn dünken. Atalanta erfähret es mit ihrem Schaden.

den. Der eingebildete Reichthum ihres Liebsten ist zu nichts geworden; der adeliche Stand ist verloren; das Vergnügen an ihrem ungestalten Manne wird so groß nicht seyn, als sie wohl vorher gedacht hat; die Gewogenheit ihrer Aeltern ist verscherzt: und an Verspottung wird es theils in ihrer Familie, theils auch in ihrer neuen Nachbarschaft nicht fehlen. Das sind nun die Früchte ihres halsstarrigen Ungehorsams.

Doch sollten sich an diesem Exempel alle harte Aeltern spiegeln, die ihre Kinder oft nach ihrer eigensinnigen Phantasie verheirathen wollen. Die Tochter mag wollen oder nicht; was Vater und Mutter liebet, das soll und muß sie auch lieben. Was Vater und Mutter hasset, das soll ein junges Frauenzimmer auch verfluchen, wenn es ihr gleich die vergnügteste Ehe von der Welt verursachen könnte. In Wahrheit, hier versehen es viele Aeltern. Sie geben so vielen Freyern abschlägige Antworten, daß sich endlich niemand mehr unterstehet, nach ihren Töchtern zu fragen. Ein Jahr läuft nach dem andern vorbey, und endlich müssen sie ihr veraltetes Kind, als eine ungeweihete Nonne, bis in ihr Alter ernähren. Kein Wunder! wenn manche ihren Gehorsam vergißt; den ersten den besten erwählet, und, wie Atalanta, ohne Vorwissen ihrer strengen Aeltern, aus dem Kloster entwischet.

Das niederträchtige Gemüth der ietzigen Gemahlinn des Herrn Scarrons scheint auch eines Tadels werth zu seyn. Doch wenn man es recht bedenkt, so ist sie noch einiger maßen zu entschuldigen. Wenn ein Fräulein einen Doctor heirathet, das ist noch lange so ungeschickt und unanständig nicht, als wenn eine geheime Räthinn, aus vornehmen adelichem Geschlechte, nach dem Tode ihres Eheherrn, mit einem bäurischen Schafknechte zuhält. Und doch sind dergleichen Exempel bekannt. Wo muß da die wahre Tugend geblieben seyn, wo die Ehrbar-

keit,

keit, und die Liebe zum Wohlstande, so gar erloschen ist? Die Schande vor der Welt hält ja auch die boshaftesten Gemüther von Lastern ab: nur diese Dame läßt sich dadurch nicht bewegen, ihre unbändigen Begierden zu zähmen. O! wie viel besser thäte sie, wenn sie sich, nach dem Exempel der Arimene, einen Mann von mittelmäßigem Stande erwählete; als daß sie sich, durch eine so lasterhafte Lebensart, bey allen ihren ehrliebenden Verwandten zum Scheusal machet!

Noch eine Warnung habe ich an unsere hochmüthige Schönen, nach Veranlassung dieser Geschichte, zu thun. Ich weiß es, wie ekel manche lüsterne Schwester im Punkte des Heirathens ist. Sie weiß ihren künftigen Liebsten vom Haupte bis auf die Füße abzumalen. Er soll der schönste, wohlgewachsenste, artigste Mensch von der Welt seyn. Wofern er eine Pockengrube mehr haben sollte, als sie es etwa zu erlauben gedenket; so kann sie ihm unmöglich gut seyn, geschweige denn gar denselben heirathen. Sie mustert und mäkelt alle Gestalten der Mannspersonen. Dem einen fehlt dieß, dem andern das; und wer ihr gefallen sollte, der müßte ein halber Engel, und kein Mensch mehr seyn. Man sehe aber nur, wie sich endlich dergleichen ekelgesinnete Schönen verändern. Wie manche danket zuletzt dem gütigen Himmel, wenn sie, nach verrauchter Hitze, wie Arimene, einen angenehmen Scarron zum Schatze bekömmt. Ich weiß, wie es mancher Mannsperson gegangen ist. Diejenigen, welchen Helena selbst noch lange nicht schön genug gewesen wäre, haben mehrentheils die häßlichsten Frauen bekommen. Und das ist eine billige Belohnung ihrer vormaligen Tadelsucht gewesen!

Ich halte es um so viel nöthiger, diese Erinnerung zu dieser Zeit zu geben, da unser Frauenzimmer auf eine außerordentliche Art anfängt, ihr spöttisches Wesen merken zu lassen. Geht

doch

doch fast keine junge Mannsperson über die Straße, der nicht Nasutula, mit ihren Schwestern, einen schimpflichen Namen ertheilet. So gut mir die Beywörter, deren sie sich bedienen, bekannt sind; so gut weiß ich auch die wahren Namen derer- jenigen, die sich nicht entblöden, dergleichen Muthwillen zu verüben. Wollen sie nun, daß ich sie nicht allen unseren Lesern öffentlich nennen und zum allgemeinen Gelächter machen soll: so mögen sie beyzeiten dergleichen Spottnamen nicht mehr von sich hören lassen. Sie wissen ja wohl, wie empfindlich sich die jungen Mannspersonen an ihnen rächen können. Wer weiß, wo wiederum ein Günther erwachet, der solchen kützlichen Schwestern dergleichen Text lieset, als an einem Orte seiner Gedichte zu finden ist, davon ich ihnen, zur nöthigen Warnung, nur etliche Zeilen hieher setzen will.

Die spröde Clelia tractirt die Bursche so,
Als wär ihr Rittergut ein Gut in Folio,
Sie thut, ich weiß nicht wie? Der Franzmann nennt es fade.
Doch weil wir Deutsche sind: so sprech ich nur, o Schade!
Daß doch zu dieser Zeit der arge Nickel List,
Zu seiner Strafe, nicht auf ihrem Mäulchen ist:
Sie würd' ihn wahrlich mehr, als Strick und Leiter, renken,
Und bald nach Ost und West, als auf der Folter, schwenken.
Ihr flämisches Gesicht ist wie der Spitzenkram,
Aus dessen Fächern jüngst ein Dieb die Waaren nahm.
Und so verrieth sie oft die selbstgemachten Falten,
Als ob die Einfalt längst darinnen hausgehalten.
St. St. sie spitzt das Ohr: was Neues aufs Tapet!
Dort kömmt ein schwarzer Pfau in bunter Majestät,
Und drechselt Aug und Fuß: Bon jour, ma precieuse!
Ihr Leute lacht doch nicht, sonst wird der Affe böse. ꝛc.

Calliste.



Das

* *

Das XXXVII Stück.

Den 12 September, 1725.

Canitz.

Man redt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket.
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht;
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht;
Da doch ein ieder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Weil eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn man es in Gestalt der Riesen aufgeführt.

In diesen herrlichen Worten hat ein vortrefflicher Staatsminister und Poet schon zu seiner Zeit den Verfall einer vernünftigen und regelmäßigen Schreibart bedauret. Ich habe dieselbigen deswegen vor mein heutiges Blatt gesetzet; weil ich meinen Lesern vor dreyen Wochen versprochen habe, meine Gedanken, von einem sinnreichen Ausdrucke im Reden und Schreiben, mitzutheilen. Ich hatte dieser Materie schon eine zeitlang nachgedacht, und, aus Gegeneinanderhaltung einiger sinnreichen Gedanken, mich bemühet, eine Beschreibung davon abzufassen; als ich auf diese Stelle gerieth, welche überhaupt von einer guten Schreibart handelt, und, wo ich nicht irre, nachfolgende Regeln in sich hält:

1. Ein guter Scribent muß natürlich schreiben.
2. Ein guter Scribent muß vernünftig schreiben.
3. Ein guter Scribent muß in Vergrösserungen und Verkleinerungen Maaß halten.

Ich sah zwar, daß diese drey Hauptregeln einer guten Schreibart so nothwendig sind, daß sie auch aus der sinnreichen Art nicht ausgeschlossen werden können: allein, es schien doch, außer diesen dreyen Stücken, noch was mehrers zu einer sinnreichen Schreibart zu gehören. Z. E. Wenn der Herr von Besser in dem Lebenslaufe seiner Gemahlinn so anfänget: „ Wenn wir „ unsere Todten herzlich beweinet, und ihre Gebeine ehrlich zur „ Erden bestattet; scheinen wir wohl ihr ganzes Verlangen „ und unsre Pflicht erfüllet zu haben: aber der allernützlichste „ Liebesdienst, den wir ihnen und uns leisten können, ist, daß wir „ ihr Gedächtniß zum Exempel der Lebenden bewahren, und „ wie wir aus ihrem Tode unsre Sterblichkeit erkennen, also „ auch aus ihrem rühmlich geführten Wandel uns zu dieser un„ vermeidlichen Nachfahrt bereiten lernen:“ So sind diese Zeilen zwar nach den vollkommensten Regeln einer guten Schreibart abgefasset. Sie sind natürlich; denn ich sehe nichts Gekünsteltes oder Gezwungenes darinnen. Sie sind vernünftig; denn alles, was er sagt, ist wahr, man mag es betrachten von welcher Seite man immer will. Sie sind endlich auch nicht voller gar zu hoch getriebenen Vergrößerungen. Er beweint die Todten herzlich, da sie vielleicht ein andrer in Thränen würde nach dem Grabe geschwemmet haben, rc. Doch die Wahrheit zu sagen, so sind alle diese schönen Ausdrückungen noch nicht sinnreich. Hingegen, wenn er bald darauf, das nette und wohlgesittete Leipzig, die Mutter und Säugamme, beydes der Musen und Gratien, nennet; wenn er von dem Vater seiner Kühleweininn schreibet: „ Unter den funfzehn Kindern, mit denen er von dreyen „ Ehefrauen das Vaterland bereichert, hat er, außer einer bald „ nach der Geburt wieder erblichenen Johannen, keine als „ diese einzige Tochter erzeuget. So werden die Edelgesteine „ nur einzeln gefunden: und so sparsam war das Verhängniß

„ gegen

" gegen denjenigen mit Töchtern, der das gemeine Wesen zur
" Tochter hatte:" So glaube ich, daß diese Ausdrückungen und
Gedanken iedermann als edel und sinnreich vorkommen werden.

Ich will auch eine Stelle aus unsers großen Poeten, des Herrn von Canitz, Klagrede, über die damalige brandenburgische Churprinzeßinn, Henriette, hersetzen: " Der Untergang
" eines Tyrannen," schreibet er, " entdecket ein Frohlocken
" bey allen; daß auch ein sterbender Herodes sein Testament
" zu einem Bluturtheile machen muß, damit, wo nicht sein
" Abschied, doch zum wenigsten das Andenken seiner Grausam-
" keit nasse Augen verursachen möge. Da ist nichts gemeiners,
" als daß man die Lobschriften und Ehrenpforten mit Füßen
" tritt, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet haben." Sind diese Gedanken und Redensarten nicht sinnreich; so weiß ich nicht, was sonst diesen Namen verdienen sollte.

Nun fraget sichs, was zu einer so sinnreichen Schreibart gehöre? Ich unterstehe mich dieses nicht, auf einmal und in wenig Worten zu fassen: ich will es derowegen nach und nach in verschiedenen Anmerkungen erklären. Das Wort sinnreich selbst scheint schon anzudeuten, daß ein solcher Ausdruck voller Witz, und reich an Sinn oder Gedanken seyn müsse, so, daß er einem Leser viel Nachdenkens verursache. So sind die angeführten Exempel von Bessern und Canitzen beschaffen. Man nehme sich aber wohl in Acht, daß man nicht alle Scribenten, die schwer, oder auch wohl gar nicht zu verstehen sind, für sinnreich ausgebe, weil sie zu vielem Nachsinnen Gelegenheit geben können. Z. Ex. Jacob Böhme, in seiner Morgenröthe, S. 62, schreibt so:

" Dieß verstehe recht.
" Der Sonnen Hitze zündet in der Erde die süße Qualität des
" Wassers an, in allen gebildeten Figuren; nun wird durch

" die Hitze in dem süßen Wasser das Licht, das erleuchtet die
" herbe, saure und bittre Qualität, daß sie in dem Lichte sehen,
" und in dem Sehen steiget eine in die andre und approbiret
" die andre, das ist, sie kostet in dem Sehen der andern
" Schärfe: daraus kömmt der Geschmack."

Wenn das sinnreich geschrieben hieße, so wüßte ich nicht, was unsinnig heißen sollte. Jemehr ich diesen wider einanderlaufenden Redensarten nachdenke, destomehr sehe ich, daß sie keinen Verstand haben. Die süße Qualität des Wassers kann nach seiner Meynung angezündet werden, und was das wunderlichste ist, in allen gebildeten Figuren. Wie mögen doch diese nasse Flammen aussehen? Hernach entsteht in dem süßen Wasser, durch die Hitze, das Licht. Wer hat das sein lebetage gesehen? Dadurch wird die herbe, saure und bittere Qualität erleuchtet. Wie geht das zu? Es ist bald so, als wenn ich sagte, daß die blaue, rothe und gelbe Farbe eine Discantstimme bekämen. Nun können die Qualitäten sehen, und in dem Sehen steiget eine durch die andre. Ohne Zweifel mußten sie das Gesicht haben, damit sie in dem vielen Steigen nicht den Hals brechen, oder sich verirren möchten. Endlich approbiren sie einander, und kosten in dem Sehen der andern Schärfe. Ohne Zweifel müssen sie die Zungen in den Augen haben: wer das versteht, der sey so gut und sage mirs. Und daraus entsteht der Geschmack. Es ist ein großes Wunder, daß nicht bereits alle Naturforscher diese wunderwürdige Erklärung des Geschmacks angenommen haben.

Ich habe, meinen Lesern zu gefallen, eine Probe meines Nachsinnens bey einer dunkeln Schreibart hergesetzet: denn auf gleiche Weise pflege ich alle Stellen, die mir verdächtig vorkommen, zu zergliedern und den Verstand herauszusuchen. Es ist wahr, dergleichen unbegreifliche Worte, als diese aus Jacob

Böhmen

Böhmen gewesen, finde ich so leicht nirgends in einem Poeten oder Redner: allein zuweilen kommen sie denselben doch ziemlich nahe.

Das Vornehmste wird in der sinnreichen Schreibart wohl auf verblümte Gleichnißreden ankommen. Die obenerwähnten Exempel bestätigen es, und man kann noch mehrere anführen. Caniß hat in der angeführten Rede folgende Worte: "Die " Tugend entgehet uns allemal zur Unzeit, und weil gemei" niglich auf einen schönen Morgen ein schöner Mittag fol" get: so giebt es ein trauriges Ansehen, wenn die Sonne ver" dunkelt wird, ehe sie halb über unsern Horizont gestiegen." Eben bey derselben hohen Leiche hat der Herr von Bessel sein Leichengedicht so angefangen:

Ach daß die bleiche Zeit auch Purpur bleichen kann!
Daß selbst das Sonnenlicht muß Finsternisse leiden!
Daß der Vergänglichkeit auch Fürsten unterthan!
Was Gott zusammen fügt, der Tod vermag zu scheiden!

Doch ist hiebey viele Behutsamkeit nöthig: die Gleichnisse müssen in der That Gleichnisse seyn, denn ein bloßes, gleichwie; also: macht es nicht aus. Vielmehr muß dieses ganz vermieden werden, wenn der Ausdruck sinnreich seyn soll. Die Gleichnisse müssen nicht gar zu gemein und bekannt seyn; sonst sind sie unangenehm. Die liebe Sonne ist vor andern so unglücklich, daß sie einem ieden Stümper zur Zuflucht dienen muß. Ich weiß Schriften, die auf einem halben Bogen mehr als siebenmal von der Sonne reden. Ein Gleichniß muß endlich auch weder von gar zu hohen noch gar zu niedrigen Dingen hergenommen seyn. Wider alle diese Regeln verstößet diejenige Huldigungsrede, welche vor zweyen Jahren an einem gewissen Orte, im Namen der Landstände, gehalten worden. Gleich von Anfang steht diese schöne Stelle: "So seynd denn eure Hochf.

" Durchl. die von Gott uns aufgehende Sonne, welche durch
" dero hohen Befehl die getreuesten Stände, als die fruchtbar-
" sten Dünste der Erden, an und zu sich gezogen." Es ist eine
sehr neue und artige Vergleichung der Herren Landstände, mit
den wässerichten Dünsten, die von der Sonne aufgezogen wer-
den! Aber wir wollen weiter hören. Es heißt: " Wie nun
" die irdische Sonne die Dünste in der Höhe durch die Wärme
" zu einem fruchtbaren Regen auskochet, und sodann das
" Land damit befeuchtet und fruchtbar machet:" Das sind
neue Wahrheiten, daß die Sonne die Dünste auskochet, bis sie
zum Regen werden. Naturverständige würden eher das Ge-
gentheil glauben, daß von ausgekochtem Wasser Dünste wür-
den. Aber weiter: " Also hoffet und seufzet dero getreues N.
" N. gleich einem dürren Lande, und lebet der unterthänigst
" gewidmesten Hoffnung rc." Dieses also ist sehr übel ange-
bracht. Wenn es geheissen hätte: Also wird unsre Landessonne
die sämmtlichen Stände, als die durch dero Befehl zusammen-
gezogenen Dünste, durch die Hitze eines guten Glases Wein
auch auskochen, und sie nachmals wieder wohlbezecht nach
Hause lassen, ihre Dörfer und Güter zu verwalten: so wäre
es doch noch bey der einmal gemachten Allegorie geblieben. Jetzo
aber hat er sich ganz verlohren: das also kömmt ganz verkehrt,
und verderbet alle das Sinnreiche, was der Redner in diesen
Zeilen zu finden vermeynet.

Ich könnte noch unzählige Anmerkungen über den ersten
Bogen dieser sogenannten Gegenrede machen; als wenn es
heißt, daß die Sonne ihren Lauf unermüdet fortsetze, wenn
gleich alle Welt in dem Sündenschlafe begraben lieget. Und
wenn gleich hernach die Sonnenstralen, ob sie gleich durch das
Fenster sonder Verletzung des Glases fallen, dem Winde und
Regen den Einfall versagen rc. Denn hier kann ich weder sehen,

warum

warum der natürliche Schlaf ein Sündenschlaf heissen muß; noch begreifen, wie die Sonne den Wind und Regen verhindre, durch das Fenster zu fallen. Doch dieses scheint mehr wider die ersten Regeln der gesunden Vernunft, als wider die sinnreiche Schreibart zu verstoßen.

Ich fahre also fort, und merke zum andern an, daß ein sinnreicher Satz bisweilen nur in einem artigen Vortrage einer sehr leichten Wahrheit, und eines ganz gemeinen Gedankens bestehe. Z.E. was ist bekannter, als daß ein Geiziger deswegen Hunger leidet, weil er gern bis an sein Ende reich bleiben will? Und doch hat der berühmte hamburgische Poet, Herr Brockes, dieses so schön, lebhaft und neu in vier Zeilen ausgedrücket, daß es mit unter die sinnreicheste Schreibart gehöret:

Ich fragte jüngst, warum frißt Harpax sich nicht satt,
Der doch so großes Gut und keine Kinder hat?
Darauf sprach einer seiner Erben:
Der Narr lebt arm, um reich zu sterben.

Dahin gehört auch folgendes. Der Innhalt ist dieser gemeine Satz: Alle Menschen müssen sterben: aber die Art des Ausdruckes macht ihn sinnreich:

Der Tod durchdringt sowohl die Schlösser großer Kaiser,
Als schlechtgebaute Hirtenhäuser.

Oft geschieht es, daß eine sinnreiche Rede sich auf eine Zweydeutigkeit gründet. Der Herr von Besser schreibt an Melinden, daß er sie aufrichtig, und nicht aus Begierde nach ihrem Reichthume, liebe:

Treibt aber mich kein Eigennutz;
O, mir nur bittere Melinde!
So sey die Tugend selbst mein Schutz,
Wenn ich dich liebenswürdig finde.

Was willst du mehr? Ich meide dich,
Ich will dich andern überlassen:
Nur, hast du ja kein Herz für mich?
So hab auch keines, mich zu hassen.

Die beyden letzten Zeilen enthalten hier das Sinnreiche, und es entsteht bloß aus der doppelten Bedeutung des Worts Herz. Wenn Melinde sagt: Ich habe kein Herz an dich zu verschenken; so heißt es so viel: Ich bin dir nicht gewogen. Wenn er aber bittet, daß sie auch kein Herz haben möge ihn zu hassen, so meynt er das eigentliche Herz: denn wenn man sagt, daß man iemanden gram sey, so wird in keiner Redensart an das Herz gedacht. Tirsis bittet sie also, sie möge doch kein solch Herz haben, welches ihm gehäßig sey.

Allein bey diesen Zweydeutigkeiten geht ein großer Misbrauch vor. Die Herren Maler haben in ihren Schriften heftig wider solche Wortspiele geeifert, und der Kürze halber verweise ich meine Leser zu ihren Discursen.

Es giebt auch eine Gattung sinnreicher Gedanken, die in einer geschickten Vergrößerung einer Sache bestehen. Der Herr von Canitz lobt von seiner hohen Verblichenen: Daß sich die Lehrer selbst über ihre Wissenschaft verwundert, und daß auch die Unsträflichsten durch ihren Wandel erbauet worden. Imgleichen von seiner eigenen Gemahlinn:

Manches Weib wird hoch gepriesen,
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste vor diesen
Aus Bescheidenheit verhöhlt.

Dieses ist erträglicher und eben so gläublich, als wenn wir etwas schneeweiß zu nennen pflegen, was doch weit dunkler aussieht. Aber wenn iemand von dem großen Alexander geschrieben: er habe ein rechtes Erzherz gehabt, in dessen einem Winkelchen

die

die ganze Welt so räumlich habe liegen können, daß noch sechs andere Welten neben ihr Platz genug gehabt hätten; das kann wohl ziemlicher maßen ausgeschweifet heißen. Doch auch solche Vergrößerungen haben ihren Platz, wenn man nämlich zum Scherze eine Sache lächerlich machen will. Dieses hat jener in der Beschreibung seines Pralers Bramarbas recht unvergleichlich angebracht, davon ich nur eine Strophe aus Philanders Unterredung von der Poesie hersetzen will:

> Bramarbas, Cyprens Herr und Kaiser,
> Dem hundert tausend Lorberreiser
> Zugleich um seine Scheitel ruhn.
> Der durch die Thüren auf den Knien
> Voll Majestät pflegt einzuziehen,
> Wie insgemein die Riesen thun. ꝛc.

Doch ich muß aufhören, ob ich wohl die Beschreibung der sinnreichen Schreibart noch nicht vollendet habe. Sehe ich, daß meine Leser dieses wohl aufnehmen, so will ich den Rest mit der Zeit hinzuthun. Ich verweise sie indessen auf diejenigen patriotischen Schriften, die von der guten Schreibart gehandelt haben, welche ihnen in der That viel Licht geben werden. Ja ich ersuche selbst diesen erleuchteten Scribenten, ferner, durch seine Anmerkungen von dieser Art, den Geschmack unserer Redner, Poeten und Scribenten überhaupt zu verbessern.

Phyllis.



Das XXXVIII Stück.

Den 19 September, 1725.

Philander von der Linde.

Die Spiegel sind dabey ihr gröstes Heiligthum,
Vor diesen dreht sie sich wohl neunzigmal herum,
Und mustert und rangirt (ich sage kein Gedichte)
Fast ieden Augenblick die Muschen im Gesichte.
Flickt an der alten Haut, heißt Rosen und Jasmin,
Auch wider die Natur, auf ihren Wangen blühn.

Ich weiß nicht, was Calliste vor etlichen Wochen im Sinne gehabt, als sie in einem Stücke von ihrer Arbeit an meine Gestalt gedacht; und mich für die Schönste unter den Tadlerinnen ausgegeben. Ich bekam die Ausarbeitung desselben nicht durchzulesen, ehe sie gedruckt wurde: ob wir uns gleich über den Inhalt und die Ordnung dieses Stückes, wie gewöhnlich, unterredet hatten; sonst hätte ich diese unnöthige Nachrichten gewiß ausgestrichen. Was sind unsere Leser dadurch gebessert, fragte ich sie mit Unwillen, so bald ich es zu lesen bekam, wenn sie gleich wissen, ob die Tadlerinnen kurz oder lang, jung oder alt, reich oder arm, schön oder häßlich sind? Es ist ihnen genug, wenn sie uns für vernünftige Personen halten; und wo sie ja noch was mehrers zu erfahren begierig sind: so mögen sie wissen, daß wir uns für tugendliebendes Frauenzimmer ausgeben. Entweder wir müssen unsern Ruhm durch diese beyden Stücke zu verdienen suchen; oder wir müssen gar keinen verlangen. Alles andere, was wir vielleicht an uns haben, oder besitzen möchten, das

sind

sind bloße Glücksgüter, welche zu unserm Vorhaben, die Menschen zu bessern, nicht das geringste beytragen.

Zwar, ich verachte hiermit diejenige Leibesgestalt nicht, die mir von der Natur ertheilet worden. Ich sehe sie als ein Geschenk an, womit mich der Urheber aller Dinge begabet hat. Allein, eben deswegen, weil sie ein Geschenk ist, so ist sie ja etwas Fremdes, und nicht etwas Eignes. Wer sich aber auf etwas Fremdes viel einbildet, der ist thöricht. Ist ferner die Schönheit ein Geschenk, und zwar ein solches, welches mir gegeben worden, ehe ich noch gebohren worden, und ehe ich von mir selbst gewußt? so habe ich ja dasselbe durch nichts verdienet. Wäre ich also nicht unsinnig, wenn ich damit pralen wollte, wozu ich auch auf eine moralische Weise nichts beygetragen habe? Ich habe derowegen noch niemals verlanget, daß man mich um meiner Gestalt wegen hoch schätzen sollte. Wer sonst nichts Gutes an mir findet, als die Bildung dieses sterblichen Körpers, der mag immerhin ganz gleichgültig gegen mich gesinnet seyn. Vernunft und Tugend sollen der Grund meiner Ehre seyn.

Ich weiß wohl, wie weit entfernt diese Betrachtung, von den Gedanken des meisten Frauenzimmers, ist. Ich sehe es gleichsam vorher, daß man dieses mein Bekenntniß für die gezwungene Sprache einer Heuchlerinn, und für ein verstelltes Wesen halten wird. Man ist es gewohnt, andere Leute nach sich selbst zu richten. Können wir ein Laster nicht in rechtem Ernste und mit innerlicher Ueberzeugung von uns ablehnen: so glauben wir auch nicht, daß es ein andrer werde thun können, dem wir nicht gern einen Vorzug zugestehen wollten. Nun ist das Vorurtheil, von der großen Schätzbarkeit einer schönen Gestalt, fast allgemein; und daher wird es ein Glück seyn, wenn unter allen meinen Lesern, deren, so viel ich wissen kann, fast zwey tausend seyn müssen, nur zehne angetroffen werden, die meiner Meynung

nung sind, und mir also Recht geben können. Doch vielleicht wird dieses Blatt unsern Anhang verstärken. Wir haben zwar hin und wieder in unseren bisherigen Schriften von der Schönheit geredet, und uns angelegen seyn lassen, unseren Lesern und Leserinnen richtige Begriffe davon beyzubringen; allein es ist nöthig, einmal etwas ausführlicher davon zu handeln.

Das ist schon kein gutes Zeichen für die Schönheit des Frauenzimmers, daß man eben so wenig zu sagen weiß, worinnen sie eigentlich bestehet, als man einem Blinden beschreiben kann, was die rothe Farbe sey? Wenn man gleich saget: Die Schönheit sey eine Tochter des Himmels, eine Mutter der Liebe, eine Meisterinn der Herzen, und was sonsten Poeten und Redner für Beschreibungen derselben geben möchten: so weiß ich doch noch nicht, was schön ist. Wollte man sagen, die Uebereinstimmung der Gliedmaaßen sey das Wesen der Schönheit: so ist auch dieses ganz unzulänglich. Denn es fraget sich nunmehro, was das für eine Uebereinstimmung seyn müsse? Tausend Angesichter sind schön, folglich stimmen ihre Theile überein; aber in einem ieden ist die Gestalt der Augen, der Nase, der Wangen, des Mundes, des Kinnes, des Halses, u. s. w. ganz anders beschaffen. Wie können nun widrige Dinge übereinstimmen? Wie kann, z. E. eine lange und kurze, eine gebogene und aufgeworfene Nase zugleich, an verschiedenen Personen, einen Theil der Schönheit ausmachen? Zu geschweigen, daß die Farbe der Haut eines von den hauptsächlichsten Stücken ist, die zu einer guten Gestalt gehören; die doch von der Uebereinstimmung aller Gliedmaaßen gänzlich unterschieden ist.

Noch gefährlicher sieht es um die Schönheit aus, wenn wir betrachten, daß nichts durchgehends für schön gehalten wird. So wie wir Europäer die Liebesgöttinn malen, so wird ein schwarzer Africaner die höllischen Furien abbilden. Eine stumpfe Mopsnase,

Mopsnase, faustdicke Lippen, große ausgewachsene Zähne, tief liegende Augen, und Ohrläpplein, durch deren Löchlein man einen Arm stecken kann, das sind bey einem Hottentotten die Merkmaale einer vollkommenen Schönheit. Doch was suche ich den Beyfall der Mohren? Laßt uns erst in Europa mit einander eins werden, was schön ist? Der eine lobet seine Brunette; der andre seine Blondine. Dieser schwört, daß seine Geliebte eine Engelsgestalt habe. Ein andrer will zehn Eide dagegen ablegen, daß er nichts angenehmes an ihr wahrnehme. Rosander schreyt: Meine Liebste muß roth von Wangen seyn, sonst kann ich sie nicht lieben. Philonix hingegen will eine solche, die Lilien und Narcissen mit ihrer Haut beschämt. Der eine sagt, daß eine lange und gebogene Nase majestätisch aussehe: der andre rechnet solche in das Geschlecht der Habichte. Und wenn würde ich mit Erzählung aller solcher Streitigkeiten zum Ende kommen?

Dem ungeachtet sieht man doch durchgehends alle Mannspersonen die Schönheit hoch schätzen: die Weibspersonen aber mit aller Begierde nach derselben streben. Das meiste Frauenzimmer hat sich auch wirklich überredet, daß sie eben sowohl, als andere, mit unter die Schönheiten ihrer Zeit gehören. Diese Einbildung ist zwar bey den meisten ungegründet; allein, es ist gut, daß man eine iede dabey läßt. So lange ein Frauenzimmer ihre Gestalt für angenehm und reizend hält: so ist sie mit sich selbst zufrieden. Sie zürnet nicht auf die ungerechte Natur; sie beneidet nicht andere, die schöner sind; sie machet sich manchen süßen Gedanken, den sie nimmermehr haben würde, wenn sie von ihrer Häßlichkeit überführet wäre. Ich wollte also wünschen, daß iedes Frauenzimmer nur fest glauben möchte, sie sey schön: und ich bitte alle Mannspersonen, daß sie nur fleißig fortfahren mögen, allen, ohne Unterscheid, von ihrer Schönheit

etwas liebliches vorzusagen. Denn was hat man davon, wenn man, durch eine verdrießliche Wahrheit, zärtliche Gemüther in ein Misvergnügen setzet? Zumal da die Schönheit eine Sache ist, deren Mangel keiner Häßlichen zugerechnet werden kann. Doch es giebt allerdings Gesichtsbildungen, die auch in ihren eigenen Augen nicht schön erscheinen wollen. Die leidigen Spiegel sind zu aufrichtig, alle Narben, Runzeln, Sommersprossen, blöde Augen, breite Lippen, spitze Kinne und lange Nasen vorzustellen. Und dieses verursachet manchem guten Frauenzimmer tausend Sorgen und Bekümmernisse. Die Mittel sind nicht zu zählen, welche man erdacht hat, häßliche Angesichter schön zu machen.

> Doch wo wir auch hiernächst ihr Cabinet beschauen,
> So präsentiret sich ein Zeughaus schöner Frauen;
> Als Aqua d'angeli, Pomata, Neruli,
> Orange, Gelsomin', Sapon di Napoli;
> Und was Italien an Schmink und Olitäten
> Sonst irgend mehr verkauft, erfüllt hier alle Köthen.

So schreibt Philander, in seiner Satire über das Frauenzimmer. Kein Betrüger kann so leicht seine Waaren los werden, als wer eine neue Art von Schönheitsmitteln zu haben vorgiebt. Alle Marktschreyer schleppen sich damit, und finden viel Glauben, ehe sie noch Proben damit abgelegt haben. Wie kömmt das? Eine iede wollte gerne schön seyn, es mag auch kosten was es wolle. Da sieht man nun,

> Daß Doris aufs Gesicht ein andres drüber malt.

Herkus.

Obgleich nun unzählige, nach aller Mühe und Arbeit, sehen, daß ihre Hoffnung vergebens gewesen: so gelingt es doch etlichen, daß sie ihren Zweck erhalten, und ihre Haut mit einem solchen Firnisse überkleistern, der wohl ins Auge fällt. Solche Schönen kommen mir nicht anders vor, als etliche von unseren

Häusern,

Häusern, welche ietzo mit einer schönen gelben Farbe, oder gar mit der Abbildung einer berühmten Stadt, ihr inwendiges baufälliges Wesen verdecken. Oder wie diejenigen Gebäude, deren Wände von Holz, Stroh und Thon zusammen geklebet sind von außen aber so übermalt werden, als wenn sie von lauter Marmor erbauet wären. Ein Mann, der dergleichen Frauenzimmer heirathet, bekömmt in der That eine ganz andre Person in die Arme, als ihm des Tages angetrauet worden. Die Rahel verwandelt sich in eine Lea, so bald sie mit einem feuchten Tuche über ihr Gesichte fähret. Allein, wer kann den lieben Männern helfen? Sie selber haben an dieser Eitelkeit Schuld. Sie loben uns bloß um der Schönheit willen: so geschieht es ihnen denn recht, daß sie ihrer Unbedachtsamkeit halber gestrafet werden.

Allein, ich muß ietzo mit dem Frauenzimmer insbesondre zu reden anfangen, und sowohl den Schönen ihren Hochmuth, als den Häßlichen ihr Misvergnügen, aus dem Sinne reden. Was trotzest du doch, o wunderschöne Pulcheria, was trotzest du auf deine Gestalt? Was ist die Ursache, daß du dich über andere deines gleichen erhebest? Dein wohlgebildetes Angesicht? Ach! welch ein kleiner Theil deines Leibes! Die Farben deiner lebhaften Wangen und Lippen? Ach wie bald verwelken diese Liljen und Rosen! Wie leicht verschwinden die Reizungen deiner schneeweißen Haut! Das Fieber hat schon manche englische Schönheit, in dreyen Tagen, zum Abscheue ihrer Anbether gemacht. Und die Pocken haben wohl eher die Kraft gehabt, einer eingebildeten Göttinn menschliche Gedanken beyzubringen. Gesetzt aber, du wärest vor beydem sicher: wird dich denn das Alter nicht deiner Eitelkeit überführen? Du bist achtzehn Jahre; wie lange meynest du, daß du noch schön seyn wirst? Erwarte nur das fünf und zwanzigste, oder, wenn es hoch kömmt,

das

das dreyßigste Jahr: alsdann siehe wieder in den Spiegel; so wollen wir hören, ob du noch dieselbe Vollkommenheit besitzen wirst. Trittst du in den Ehestand, so wird dich ein einziges Kindbette die Hinfälligkeit deiner Annehmlichkeiten erkennen lehren. Ich schweige ietzo des Todes, der die schönsten Personen den häßlichsten ähnlich machet. Ich kenne eine gewisse vornehme Dame, die über ihrem Nachttische, unter dem Spiegel, ein kleines Täfelchen angehenket hat; worauf mit einer schönen Schrift diese Worte geschrieben stehen:

Dieser Leib und dieß Gebein,
Ob ich noch so ängstlich zage,
Muß der Würmer Fraß doch seyn,
Ueber wenig Tage.
Alles ist der Schlangen Raub,
Asch und Staub,
Was ich an mir trage.

So oft sie sich nun im Spiegel betrachten will, fallen ihr sogleich diese Worte in die Augen. Folge diesem Exempel, liebe Mitschwester! so wirst du vergessen, aus deinem Leibe einen Abgott zu machen. Bedenke ferner, wie unanständig es ist, daß eine vernünftige Creatur so unzählige Mühe auf den Leib wendet, ihrer Seele aber fast gar vergißt. Ein großer Weltweiser, Epiktetus, den man auch ins Deutsche übersetzt haben kann, hat hievon recht schöne Gedanken in seinem drey und sechszigsten Capitel. "Es ist," schreibt er, "ein Zeichen eines
" dummen und ungeschickten Geistes, sich lange Zeit mit den-
" jenigen Dingen aufzuhalten, welche den Leib angehen: z.
" E. lange Zeit den Leib üben, lange Zeit essen, lange Zeit
" trinken rc. (sich lange schmücken und putzen) denn diese
" Dinge muß man nur obenhin thun; und alle Sorgen auf
" das Gemüth wenden." Und damit das Frauenzimmer desto

deutlicher sehen möge, daß diese Erinnerung sie gleichfalls angehe: so will ich das kurz vorhergehende Capitel auch hieher setzen. " Die Weibespersonen werden, alsobald vom vierzehnten Jahre ihres Alters, von den Mannspersonen ihre Beherrscherinnen genennet. Wenn sie demnach sehen, daß sie keine andere Verrichtungen haben, als sich zu den Mannspersonen zu gesellen: so fangen sie an, sich zu schmücken, und setzen ihre ganze Hoffnung auf den Schmuck und Putz. Daher ist es nöthig, ihnen mit Fleiß zu verstehen zu geben, daß sie um keiner andern Ursache wegen geehret werden, als damit sie sich sittsam, schamhaftig und mäßig bezeigen sollen." So weit Epiktetus; es würde auch sehr dienlich seyn, wenn man die schönen Erklärungen, die Faramond, der berühmte Uebersetzer dieses Büchleins, hinzugefüget, mit Bedacht nachlesen wollte.

Ich wende mich zu dir, unruhige Monstrosa. Du beklagst dich über die unbillige Natur, und nennest sie deine Stiefmutter, weil sie dir diejenigen Gaben gänzlich entzogen, die sie gegen andere so überflüßig verschwendet hat. Du beneidest andere, die schöner sind als du. Du empfindest einen unaussprechlichen Verdruß, wenn du mit ihnen in Gesellschaft bist, und gewahr wirst, daß sie von allen angebethet werden; wenn du, wie eine einsame Taube, in deinem Winkel sitzest. Allein was ist unbilliger, als dein Misvergnügen. Die Meynungen von der Schönheit sind sehr ungleich, und woher weißt du, daß sich nicht iemand finden werde, der auch deine Gestalt für angenehm, oder zum wenigsten für leidlich halten wird. Junge Laffen, die nicht zu leben wissen, laufen nur nach den schönen Bildern: Leute, die Verstand haben, werden dich eben sowohl zu bedienen suchen, als andere. So hast du denn den Vortheil, lauter vernünftige Leute um dich zu sehen. Suche sie nur durch etwas anders, als

Y durch

durch deine Gestalt zu vergnügen. Sey leutselig, freundlich, gefällig und von aufgewecktem Geiste. Die Natur, die dir eins versaget hat, wird dich mit dem andern versehen haben. Wende die Zeit, die andere vor dem Spiegel verderben, auf ein gutes Buch: dadurch wird dein Verstand alle andere übertreffen, die dir an Schönheit vergehen. Dein Vorzug wird mit den Jahren wachsen, wenn jene den ihrigen mit der Zeit verlieren. Deine Freunde werden dich also beständig hochachten, wenn jene sich in kurzem von allen Verehrern verlassen sehen werden. Man fängt schon an, ein kluges Frauenzimmer einem leblosen Venusbilde vorzuziehen. Doch höre zum Beschlusse eine Fabel. Ich nenne sie:

Der Veilchenstock und die Göttinn Flora.

Als Thiere und Gewächse noch ihre Sprache nicht vergessen hatten, ward der Veilchenstock, nicht weit von sich, einer Tulpe gewahr, die wegen ihrer wunderwürdigen Farbenmischung die Königinn aller Frühlingskinder heissen wollte. Diese stolze Schwester, welche ihren Hals aus Ehrbegierde recht hoch zu tragen schien, zog die Augen aller derer an sich, die in den Garten kamen. Ein ieder lobte ihre Schönheit; ein ieder wünschte sie in seinem Beete zu haben, und an die umstehenden Blumen ward fast gar nicht gedacht. Der Veilchenstock hatte dieses alles eine Zeitlang mit neidischem Herzen angesehen, als er sich endlich entschloß, der Blumengöttinn Flora sein Anliegen zu eröffnen, und sie um Linderung seines Kummers zu ersuchen. Als nun Flora sich zu erlustigen einmal in diesen Garten kam, brachte er seine Klagen vor. Die Göttinn hörte ihn geduldig an, und stellete sich, als ob sie die Billigkeit seines Gesuches vollkommen erkennete. Ich sehe, daß dir unrecht geschieht, war ihr Wort, und ich bin entschlossen, dir zu helfen. Was meynest

du

du, bist du zufrieden, daß ich dich im Augenblicke in eine so schöne vielfärbigte Tulpe verwandeln soll? Herzlich gern, versetzte der bekümmerte Veilchenstock; nichts würde mir lieber seyn, als diese Verwandlung. So willst du dann, gab Flora zur Antwort, inskünftige, anstatt unzähliger Blumen, nur eine einzige Tulpe hervorbringen? Willst du deinen angenehmen und erquickenden Geruch gänzlich fahren lassen? Willst du endlich deine nützliche Wurzel, daraus die herrlichsten Arzneyen zubereitet werden, mit einer unnützen Zwiebel vertauschen? Bedenke wohl, was du thust! Als der Veilchenstock das hörete, ward er ganz traurig, schämte sich seiner vormaligen Misgunst, und verlangte nicht mehr die Menge seiner guten Eigenschaften mit einem unnützen Glanze der Farben zu verwechseln.

Iris.



Das XXXIX Stück.

Den 26 September, 1725.

Günther.

Das dank euch Männern sonst iemand! Euch, die ihr nach verdammter Mode
Der Mädchen Geist mit Fleiß erstickt. Sie wachsen stets in eignem Sode,
Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt.

Allerliebste Tadlerinnen!

So begierig alles vernünftige Frauenzimmer gewesen ist, eure Blätter zu lesen, nachdem es von eurem Vorhaben Nachricht bekommen: so sehr erzürnten sich bey uns die meisten darüber, weil sie leicht muthmaßen konnten, daß ihr unterschiedene Fehler entdecken würdet, die man an ihnen bemerket hatte. Doch glaubet nicht, daß nicht auch einige gewesen seyn sollten, die einen sonderbaren Gefallen an eurem löblichen Vorhaben gehabt. Und dieses Vergnügen hat iedesmal zugenommen, so oft sie ein neues von euren Blättern sehen. Zum wenigsten kann ich euch dieses von meinen vertrautesten Freundinnen versichern, welche aufrichtig bekennen, daß sie sich schon viele gute Lehren aus euren Schriften zu Nutze gemacht, und mir daher aufgetragen, euch dafür geziemenden Dank abzustatten. Ihr machet euch, auf solche Art, unser ganzes Geschlecht verbindlich; und da die Mannspersonen, welche doch am geschicktesten wären, unser Wohl zu befördern, uns, durch ihre abgeschmackten Schmeicheleyen und andere Stücke mehr, sehr empfindlich schaden, wie ihr in euren Schriften erinnert habt: so scheint es durch eine besondere Schickung des Himmels geschehen zu seyn, daß solche geschickte und liebenswürdige

Personen unsers Geschlechtes sich über uns erbarmeten, und für unsre Wohlfahrt Sorge trügen. Wir leben sowohl als ihr, herzliebsten Tadlerinnen, in einer Universitätsstadt, und ihr wisset wohl, wie vielen Gefährlichkeiten und Versuchungen wir unterworfen sind? Ihr würdet uns dahero noch zu größeren Schuldnerinnen machen, und vielleicht auch anderen einen sehr angenehmen Dienst erweisen, wenn ihr, in einem eurer künftigen Blätter, demjenigen, was ihr bereits von dieser höchstnöthigen Sache gesagt, noch etwas von sorgfältiger Erziehung und tugendhafter Aufführung des akademischen Frauenzimmers, beyfügen wolltet. Ihr habt Verstand und Klugheit genug, dieses zu leisten, und die Erfahrung an anderen unsers Geschlechtes wird euch ohne Zweifel manches gelehret haben, welches ihr, zu großem Nutzen vieler Unerfahrnen, entdecken würdet. Es giebt hier zwar unterschiedene, die solche Leibesgaben von der Natur besitzen, die schon geschickt sind, die Augen junger Mannspersonen an sich zu ziehen: allein, wenn ich ihren Verstand und ihre Aufführung betrachte; so muß ich gestehen, daß die allermeisten nicht viel besser sind, als die gemeinesten und pöbelhaften Weibspersonen.

Florimundo, ein junger von Adel, hatte sich unlängst in Rosimenen verliebt, ein Frauenzimmer, die mit sonderbarer Schönheit begabt ist, und in ihrem Gange sowohl, als in allen übrigen Geberden, nichts gemeines an sich blicken läßt. Er stellte sich daher in der Kirche allezeit an einen Ort, wo er sie recht im Gesichte haben konnte: wenn sie heraus gieng, machte er ihr allezeit einen tiefen Reverenz, und war sehr vergnügt, wenn sie sich nur ein wenig neigte; ja er suchte ihr alle Tage, wenn er vor ihrem Fenster vorbeygieng, seine Zuneigung nicht undeutlich zu verstehen zu geben, und war endlich gesonnen, zu ihren Aeltern ins Haus zu ziehen, um mit ihr in desto genauere Bekanntschaft zu kommen. Inzwischen fügte es sich, daß er zugleich mit ihr auf eine Hochzeit gebethen wurde; und er ergriff diese Gelegenheit desto freudiger, weil er sein sehnliches Verlangen dadurch einigermaßen zu befriedigen hoffete. Sein ernstlicher Vorsatz war, ihr bey dem ersten Wortwechsel seine große Hochachtung, die er gegen sie hegte, zu erkennen zu geben, und sie insonderheit im Tanzen zu bedienen: weil

er wußte, daß sie (nach unsers Orts Gewohnheit) den berühmtesten Tanzboden etliche Jahre besuchet, und in dieser Uebung keine geringe Geschicklichkeit erlanget hatte. Allein wie sehr verwunderte er sich, als er nach seiner ersten Anrede wahrnahm, daß sie zwar ihre Füße, aber nicht die Zunge in ihrer Gewalt hätte. Sie wußte ihm mit nichts, als mit ja und nein, oder wenn es hoch kam, mit einer gewöhnlichen Formel und etlichen gewöhnlichen Sprüchwörtern zu antworten, welche auch von Mägden im Munde geführet werden, wenn sie mit ihren Liebhabern sprechen. Anfänglich bedaurete Florimundo, daß dieser schöne Körper die Wohnung eines Geistes seyn mußte, für welchen man so wenige Sorge getragen hatte. Weil er aber von einem lebhaften und muntern Wesen war, auch bey Hofe schon viel galantes und kluges Frauenzimmer gesehen und gekannt hatte: so fand sich allmählich eine Verachtung gegen dieses akademische Frauenzimmer bey ihm ein. Er kam des andern Tages nicht wieder auf die Hochzeit, und that in Zukunft keinen Schritt mehr, um diese wohlgebildete Rosimene zu sehen.

Doch dieses ist nicht der einzige Fehler, den man allhier bey dem Frauenzimmer findet. Es giebt auch andere Personen unsers Geschlechts, die gar zu frey sind, und mit ihren Minen und Geberden, Reden, Kleidungen und ganzen Aufführung, ihr Herz gar zu deutlich verrathen. Ich habe dieser Sache sehr oft nachgedacht, und das Elend, darinnen unser Geschlecht, bey der bisher gewöhnlichen Auferziehung, gelassen wird, heimlich bejammert. Eure Gedanken, die ihr in euren Blättern hierüber eröffnet, scheinen mir so vortrefflich zu seyn, daß ich gar nicht zweifle, es werden dieselbigen nicht allein von Mannspersonen, sondern auch von allem vernünftigen Frauenzimmer wohl aufgenommen worden seyn. Ihr beklaget mit Recht, daß man die Auferziehung der Töchter mehrentheils dummen Weibern, und unverständigen Müttern überlässet, und ich hoffe nicht zu irren, wenn ich sage, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum die meisten Weibspersonen so unwissend und lasterhaft sind, diese sey: daß die Väter sich so wenig, oder gar nicht bekümmern, wie dieselben wohl erzogen werden möchten. Gewißlich, es ist sehr zu verwundern, daß, da die Mannspersonen sonst eine so große Liebe gegen uns spüren lassen, die Väter ihrer Pflicht in diesem Stücke so

sehr vergessen. Sie entschuldigen sich insgemein mit ihren Amtsverrichtungen, welche ihnen, wie sie vorgeben, keine Zeit verstatteten, diese Sorgfalt auszuüben. Allein, dieses ist keinesweges zulänglich, sie von ihrer Nachläßigkeit frey zu sprechen; und wäre dieses Verhalten nicht einmal zur Gewohnheit geworden, es würden die Väter schon so viel Zeit übrig haben, auch an der Erziehung der Töchter mit zu arbeiten. Wie sehr aber diese schädliche Sache eingerissen, das hätte ich niemals geglaubt, wenn ich nicht von einem vornehmen und gelehrten Manne selbst gehöret, daß er zu seiner Eheliebsten gesagt: Mein Kind, laß dich um die Söhne unbekümmert, und sieh nur auf deine Töchter; diese will ich deiner Aufsicht allein überlassen. So sehr ich dieses Mannes Töchter bey mir selbst beklagte; so hoch mußte ich mich über mein Glück erfreuen, welches mir einen Vater gegeben, der, von meinen allerersten Jahren an, recht ernstlich und fleißig für meine Wohlfahrt gesorget hat. Ich weiß, wertheste Tadlerinnen, ihr werdet es mir zu gute halten, wenn ich etwas Weniges hiervon anführe, weil das Vergnügen, welches ich darüber empfinde, mich antreibet, bey aller Gelegenheit daran zu gedenken.

Es ließ mich derselbe, nächst den Gründen des Christenthums, in der lateinischen und französischen Sprache unterweisen, und bezeigte ein besondres Wohlgefallen, wenn ich in den Fabeln des bekannten Phädrus, auch wohl im Cornelius Nepos, meine Brüder beschämete, davon der eine mir an Jahren überlegen war. Weil er eine besondere Lust zur Geographie und Historie bey mir wahrnahm, so ließ er mir davon das Nöthigste, schon vor meinem neunten Jahre, gleichsam spielend beybringen, und machte sich bisweilen über Tische, oder wenn die Zeitungen gelesen wurden, selber die Lust, mich dieses und jenes zu fragen. Hierauf ließ er mir von der Vernunft- und Sittenlehre in so weit einen Unterricht geben, als solches einem Frauenzimmer dienlich und nöthig ist. Wie nützlich und anständig dergleichen Wissenschaften einem ehrliebenden Gemüthe seyn, das habe ich neulich noch wahrgenommen, als, in einer ehrbaren Zusammenkunft, Mopsa, ein vornehmes, aber höchstunwissendes Frauenzimmer, fragte: Ob denn Paris, wo der König in Frankreich sein Schloß hat, auch in Deutschland gelegen sey? Und in welchem Theile von Pohlen die Stadt Straßburg zu suchen wäre? Worüber ein

solches Gelächter unter einigen jungen Studenten entstund, daß Mopsa etliche mal nach einander schamroth werden, und ihre Unwissenheit bereuen mußte. Weil wir Deutschen endlich unsre Muttersprache am nöthigsten haben; so war mein Vater auch darauf bedacht, daß ich fürs erste mich aller pöbelhaften Ausdrückungen und groben Aussprache enthalten, und also geschickt reden; sodann aber auch einen deutschen Brief möchte schreiben lernen: zu welchem Ende er mich bisweilen aus den Zeitungen etwas durchlesen, und hernach mit eigenen Worten erzählen ließ, auch meine Briefe mit eigener Hand verbesserte. Dieser rühmlichen Sorgfalt meines Vaters, wertheste Tadlerinnen, habe ichs einzig und allein zu verdanken, daß ich euch ietzo einen leserlichen Brief schreiben kann: da sich manches artige Mägdchen ungemein scheuet, etwas Schriftliches aufzusetzen, aus Furcht, sich dadurch lächerlich zu machen. Denn ich darf euch dieses nicht als etwas neues berichten, daß ich Briefe von vornehmen Standespersonen unsers Geschlechts gesehen habe, welche, sowohl im Absehen auf die Rechtschreibung, als auf die Zusammensetzung der Worte, recht elend beschaffen gewesen.

Erlaubet mir, noch etwas weniges hinzu zu fügen, welches eben so als das vorige, mehr meinem Vater, als mir, zur Ehre gereichet. Derselbe unterläßt noch bis auf diese Stunde nicht, wenn er müßig, und irgend mit mir im Garten ist, mich in höheren Dingen zu unterrichten. Er suchet mich allezeit bey den Geschöpfen Gottes, und anderen Sachen, die in der Welt vorgehen, aufmerksam zu machen. Er lehret mich, daß ich alle vorkommende Dinge nicht so obenhin, wie die meisten thun, ansehen; sondern weiter nachdenken, und die göttliche Allmacht, Weisheit und Güte bewundern soll. Seinen weisen Reden habe ich es zu verdanken, daß ich erkannt habe, wie thöricht es sey, mit schönen Kleidern zu prangen, oder auch, auf die Schönheit sich etwas Großes einzubilden. Ich erinnere mich noch, was er mir neulich, bey Betrachtung einer Rose, von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge gesaget. Ja, er hat, um dergleichen erbauliche Gedanken noch mehr in mir zu befördern, mir schon vor etlichen Jahren des gottseligen Scrivers zufällige Andachten zum Weihnachtsgeschenke verehret, und zu fleißiger Lesung angepriesen. Und dergestalt glaube ich, daß ich gelehrt genug sey. Denn sich noch weiter in die gelehrten

Wissenschaften zu vertiefen, das würde für eine Person meines Geschlechts entweder nicht möglich, oder doch, dafern nicht besondere Umstände solches anrathen, ganz unnöthig seyn. Zwar weiß ich gar wohl, daß man große Register von gelehrtem Frauenzimmer gesammlet hat; allein, es ist mir auch nicht unbekannt, daß sich manches selbst wundern würde, wenn es wissen sollte, daß es nach seinem Tode von einigen gar zu gütigen Gelehrten, unter die studierten Weibspersonen gerechnet worden. Ich muß allezeit lachen, so oft ich daran gedenke, daß ein bekannter gelehrter Mann eines gewissen Dorfschulmeisters Tochter deswegen unter das hoch- und wohlgelahrte Frauenzimmer gezählet, weil sie, anstatt ihres Vaters, wenn er die Gicht gehabt, die Orgel geschlagen, und auf der Baßgeige hat spielen können. Allein ich trage Bedenken, euch für diesesmal mit mehrerm beschwerlich zu fallen, und erinnere nur noch dieses, daß ich eure ersten Blätter an einem Hofe, der zwar nicht groß, aber doch galant genug ist, bekannt gemacht, wo sie denn auch von hohen Standespersonen unsers Geschlechts sehr gnädig aufgenommen worden. Fahret doch fort, diese Hochachtung, die man gegen euch heget, zu erhalten, und mithin unser Geschlecht euch noch verbindlicher zu machen. Ich werde daran, wie billig ist, allezeit mein sonderbares Vergnügen haben, und, wo ich die Erlaubniß von euch erlange, künftig meine Gedanken von der Reinigkeit der deutschen Schreibart eröffnen, davon eure Blätter solche schöne Proben geben. Sollte euch diese meine ietzige Schreibart, wie ich fast vermuthe, nicht allerdings gefallen: so hoffe ich doch ferner, durch fleißige Lesung eurer Blätter, mich vollends in den Stand zu setzen, daß ich künftig richtiger und angenehmer schreiben, und euch einen besser gerathenen Brief zuschicken könne. Lebet indessen wohl, und versichert euch, daß ich von ganzem Herzen sey Eure

Saal-Athen, den 16 Sept. 1725.

dienstgeflissenste
Marilis.

Wir freuen uns, daß wir unseren Lesern ein Schreiben vorlegen können, welches so wohl gerathen und zu unseren Absichten so dienlich ist, als dieses. Es kann nichts nützlicher seyn,

als wenn man Abbildungen von Personen lieset, die so viel besonderes an sich haben, welches anderen zum Exempel dienen kann. Die wohlerzogene Marilis ist auch so bescheiden, daß sie alles Lobwürdige, was sie an sich hat, ihrem vernünftigen Vater zuschreibet. Sie beschämet dadurch nicht nur viele andere, welche die wenigsten Eigenschaften, die sie besitzen, aus Ruhmredigkeit allezeit sich selbst beymessen, und dadurch ihrer Hochachtung bey allen Vernünftigen mehr Abbruch thun, als Zuwachs sie davon vermuthet hätten: sondern sie jaget auch unzähligen Aeltern eine Röthe ab, welche ihrem klugen Vater, nicht in dem geringsten Stücke, ähnlich sind. Eitele Väter sind zufrieden, wenn ihre Töchter etwa ein Clavier, oder eine Laute spielen, geschickt tanzen und etwa ein wenig zeichnen lernen: sind aber im übrigen unbesorgt, ob sie auch eine Zeile ohne Fehler schreiben, oder in etlichen Wochen eine Seite aus einem vernünftigen Buche durchlesen. Kommen nun solche Jungfern in den Ehestand, so hindern sie nachmals mit aller Gewalt, daß ihre Töchter nicht anders angeführet werden, als sie selbst erzogen worden. Denn sie halten es theils für was Unnützes, theils auch sich selbst für schimpflich, wenn sie irgend von ihren eigenen Kindern mit der Zeit übertroffen werden sollten. Und das ist die Ursache, warum mancher Vater seine löbliche Absichten nicht ins Werk richten kann, so gern er auch solches thun wollte.

Unsre geneigte Marilis wird uns sehr verbinden, ja unseren Leserinnen durchgehends ein Vergnügen verursachen, wenn sie ihrem Versprechen nachkommen, und uns ihre Gedanken von der Reinigkeit der deutschen Sprache ehestens eröffnen wird. Wir hoffen insonderheit von ihr zu erfahren, was für einer Lehrart sich ihr Herr Vater bedienet habe, sie darinnen zu einer solchen Fertigkeit und Richtigkeit zu bringen? Was sie für Bücher gelesen? Was ihr für Fehler am meisten angehangen, und

wie sie dieselben endlich vermeiden gelernet? Die Beantwortung aller dieser Fragen wird unseren Leserinnen ohne Zweifel viel Licht geben, und eine iede zur Nachfolge anspornen. Wir ersuchen sie aber, sich aller unnöthigen Lobsprüche gegen uns zu enthalten, welche ihr nur den Platz benehmen, nützlichere Dinge zu schreiben. Wie wir denn alle unsere Correspondenten gleichfalls bitten, sich mit solchen Schmeicheleyen gegen uns nicht zu bemühen. Sie haben dergleichen nicht nöthig, um unsre Gewogenheit dadurch zu erschleichen. Enthalten ihre Briefe was Nützliches; so werden wir nicht ermangeln, dieselben unseren Lesern anzupreisen. Sind sie aber leer von allen guten Anmerkungen: so wird es uns niemand verargen, wenn wir unsere Blätter mit besseren Dingen anfüllen werden.

Calliste.



Das

****

Das XL Stück.

Den 3 October, 1725.

Günther.

Ja! sprecht ihr, das sind weisse Raben!

Eine Hauptabsicht unserer wöchentlichen Schriften ist die Aufmunterung des weiblichen Geschlechtes, zur Verbesserung ihres Verstandes und Willens; und eine andre, die Rettung unsrer Ehre, gegen die unverständigen Verächter des Frauenzimmers. Beyden denken wir eine Genüge zu thun, wenn wir eine kurze Lebensbeschreibung der berühmten Französinn, Madame Dacier, in diesem Stücke unseren Lesern mittheilen werden. Die große Gelehrsamkeit dieser Heldinn in allen Sprachen und freyen Künsten, wird eine Vormauer unsers Geschlechts gegen seine Feinde, und zugleich ein Sporn für unsere Mitschwestern werden, ihrem Exempel, so viel als möglich ist, zu folgen. Es würde unseren Blättern sehr viel fehlen, wenn wir dieses wichtige Stück einzurücken unterlassen söllten.

Anna Fabrinn, eine Tochter Tanaquill Fabers, Professors der freyen Künste zu Saumour, war daselbst im Jahr 1651 gebohren. Herr Faber hatte damals einen vertrauten Freund, der ein großer Liebhaber der Astrologie war, und die Weissagungen aus den Gestirnen für was Gründliches und Gewisses hielt. Dieser hatte schon manchem seine Nativität gestellet, und war ziemlich glücklich darinnen gewesen. Den Tag, als Herrn Fabern diese Tochter geboren ward, bath er seinen Freund, derselben die Nativität zu stellen. Der Sterngucker

gucker geht nach Hause, und sobald er seine Figur gemacht hat; so bringet er das Blatt Herrn Fabern zurücke, mit dem Vermelden, er müsse ihn betrogen, und nicht die rechte Geburtsstunde entdecket haben: denn, sprach er, ich sehe in dieser Constellation so was Vortreffliches und Glückliches, welches sich für ein Mägdchen gar nicht schicket. Anna Fabrinn hat sich dieser Geschichte nachmals bedienet, die Vermessenheit und Eitelkeit der Sterndeuterey zu erweisen: maßen sie kein so großes Glück in der Welt gehabt, als ihr verkündiget worden war. Andere hingegen haben dafür gehalten, daß man die Prophezeihung von dem großen Namen verstehen müsse, den sie durch ihre Gelehrsamkeit erlanget hat.

Ihr Vater dachte an nichts weniger, als dieselbe studieren zu lassen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Herr Faber hatte einen Sohn, den er mit großer Sorgfalt erzog. Wenn er denselben unterrichtete, war seine Tochter, welche schon zwölf Jahre alt war, und nähen lernete, mit zugegen. Als der Knabe einsmals die Frage seines Vaters unrecht beantwortete, blies ihm seine Schwester insgeheim dasjenige ein, was er hätte sagen sollen. Der Vater hörete dieß mit großer Freude, und entschloß sich alsobald, dieselbe zum Studieren zu halten. Es reuete sie sehr, daß sie so viel geschwatzet hatte: denn von dem Augenblicke an mußte sie ihre ordentlichen Lectionen abwarten; und in weniger Zeit hatte sie so sehr zugenommen, daß ihr Vater, aus besonderm Vergnügen über ihr herrliches Naturell, sich nichts so sehr als ihren Unterricht angelegen seyn ließ. Aus seiner Schülerinn ward sie bald darauf seine Rathgeberinn: so daß er nichts mehr vornahm, ohne sie vorher zu befragen, und oftmals nahm sie sich die Freyheit, mit ihm zu disputiren. Als zum Ex. Herr Vaugelas den Curtius so schön ins Französische übersetzet hatte, daß sich ihr Vater ganz darein verliebete:

bete: so hatte sie das Herz, ihm diejenigen Stellen zu zeigen, die ihr misfielen. Sie bemerkte eine große Nachläßigkeit in der Schreibart; auch Fehler wider die Sprache, und Ausdrückungen, die nicht recht mit den Lateinischen übereinkämen. Der Vater sahe sich genöthiget, ihr bisweilen Recht zu geben: allein die Scham über seinen vorigen Irrthum vermehrte seine Freude; indem er bey einer so jungen Person einen so richtigen Geschmack gewahr wurde.

Als sie so viel Latein konnte, daß sie den Phädrus und Terentius verstunde, hielte er sie zu dem Griechischen an: und in dieser Sprache fand sie so viel Annehmlichkeiten, daß sie in kurzer Zeit den Anakreon, Kallimachus, Homer und die Tragödienschreiber lesen, auch die schönsten Stellen darinn mit vielem Verstande anmerken, und beurtheilen konnte. Ihr Vater freuete sich, daß ihm seine Arbeit durch ihr tägliches Wachsthum versüßet wurde, und brachte ihr die italienische Sprache bey, um sie bey ihrer ernsthaften Arbeit womit zu vergnügen. Da las sie nun den Tasso und viel andere welsche Poeten, und wußte zugleich den Unterscheid zwischen denselben, und dem Homer und Virgil, zu entdecken. Herr Faber ward im Jahr 1672 nach Heidelberg zum Professor berufen; sie aber gieng das Jahr darauf nach Paris, wo ihr Ruhm schon vorher erschollen war. Sie arbeitete damals an der Auflage des Kallimachus, eines griechischen Poeten: und als sie gelehrten Leuten einige Bogen davon wies; erstaunete man dergestalt über sie, daß sie der Herzog von Montausier besuchte, und ihr inständigst anlag, einige lateinische Scribenten zum Gebrauche des königlichen Kronprinzen herausgegeben. Sie ließ sich endlich dazu bereden, und gab im Jahre 1674 den Florus, und bald darauf den Eutropius ans Licht. Ihr Name ward in ganz Europa bekannt; und Christina, die Königinn in

Schweden,

Schweden, ward so sehr dadurch gerühret, daß sie derselben durch den Grafen von Königsmark ihre Gnadenversicherung machen ließ. Die Jungfer Fabrinn überschickte derselben, ihre Dankbarkeit zu bezeugen, ihren Florus, und schrieb ihr folgenden Brief in lateinischer Sprache dazu:

Allerdurchlauchtigste Königinn!

Der große Name, Christina, ist nicht nur allenthalben bekannt; sondern wird auch von einem jeden bewundert. Mich aber hat eine ganz besondre Ehrerbietung gegen Eure Majestät eingenommen, so, daß ich kaum Worte finden kann, dieselbe nach Wunsche auszudrücken. In Wahrheit, allerdurchlauchtigste Königinn, wenn ich Dieselben, und Dero Größe, ansehe: so sagt mir gleichsam die Schamhaftigkeit ins Ohr, es sey eine gefährliche Sache, an Dieselbe zu schreiben, da sich auch die allergelehrtesten Scribenten scheuen, sich schriftlich vor eine Fürstinn zu wagen, die von allen Künsten und Wissenschaften umgeben ist. Allein, die Noth hat mir endlich diese Zeilen abgedrungen: denn wie könnte ich gegen Eure Majestät allein schweigen; da alles von Dero Lobe erschallet. Zwar halte ich meinen Mund für so geschickt nicht, daß er Dero Ruhm auszubreiten tüchtig sey: allein, wie vor Zeiten die triumphirenden Helden der Römer nicht nur von den vornehmsten Rittern und Rathsherren begleitet; sondern auch von schlechten Soldaten und von dem gemeinen Volke gepriesen wurden: also wird es mir auch vergönnet seyn, unter der Menge derer, die Eurer Majestät frohlockend zurufen, meine Stimme, so gut ich kann, hören zu lassen. Meiner Meynung nach, ist es ohnedem nicht zu vermuthen, daß Eure Majestät einen Lobredner antreffen werden, welcher Dero Verdiensten gewachsen ist. Tausend Dinge werden sich allezeit seiner Aufmerksamkeit entziehen: denn die Tugend erhebt Eure Majestät dergestalt über andere Menschen, daß wir Sie aus den Augen verlieren, und daß niemand im Stande ist, Deroselben, wenn Sie sich gen Himmel schwingen, nachzusehen. Wer könnte sich wohl unterstehen, nur das Einzige gehöriger Weise zu rühmen, daß nämlich Eure Majestät, um desto eifriger der Weisheit obzu-

fliegen, von dem königlichen Throne herab gestiegen, oder vielmehr über Kron und Zepter Sich zu erhöhen geschienen haben. Da nun dieses, und vieles andere, auch dem allerscharfsinnigsten Gelehrten zu hoch und zu schwer ist; wo nicht Eure Majestät demselben den geheimen Weg der Beredsamkeit zeigen: so ist es mir ja weit anständiger; indem ich Dero Lauf von fernen ansehe, Dero Tugenden zu betrachten, und Eure Majestät mit Hand und Mund zu preisen. Wenn nur Sie, allerdurchlauchtigste Königinn, sich meine Ehrfurcht und Unterthänigkeit gefallen lassen, und die geringen Schriften, die ich Deroselben zu überschicken mich unterstanden habe, in Dero Büchervorrath zu setzen würdigen wollten! Ich bin

Eurer Majestät

allerunterthänigste,
Anna,
Tanaquill Fabers Tochter.

Die Antwort der Königinn lautete in französischer Sprache folgender maßen:

Mademoiselle Fabrinn!

Eure Ausdrückungen, die so voller Eifer und Zuneigung gegen uns sind, haben uns eben sowohl, als eure Bücher, vergnüget; und daß sie so gnädig aufgenommen worden, als ihr selber wünschen könnet, versichern wir euch selbst, und bedanken uns zugleich für die angenehmen Stunden, die uns euer Florus gemacht hat. Es ist euch kein geringer Ruhm, daß ihr, durch die Uebersetzung eines so wichtigen Scribenten, zum Unterrichte des Kronprinzen etwas beygetragen habt, und also mit unter die Zahl der gelehrten Leute gehöret, die mit so vieler Sorgfalt an diesem großen Werke arbeiten. Wenn ich fähig wäre, jemanden zu beneiden: so gestehe ich, daß ich weder Frankreichs jetziges Glück, welches so viele eifersüchtig machet, noch dem jungen Prinzen die Nachfolge in einem der schönsten und größesten Königreiche von Europa misgönnen würde: aber das gestehe ich aufrichtig, daß ich zu einer gewissen Gattung eines edlen Neides wohl fähig bin, nämlich das Glück seiner vortrefflichen Auf-

erziehung mit scheelen Augen anzusehen. O! wie glücklich ist er, und wie viel unschätzbare Verbindlichkeit ist er dem Könige, seinem Herrn Vater, dafür schuldig!

Ihr aber, die man mir als ein schönes und angenehmes Frauenzimmer beschrieben hat, schämet ihr euch nicht, so gelehrt zu seyn? In Wahrheit, das ist zu viel! Und durch was für heimliche Reizungen habt ihr die Musen mit den Gratien zu verbinden gewußt? Wenn ihr in dieses Bündniß nur noch das Glück ziehen könntet, so wäre dieses ein ganz unerhörter Zuwachs, dem man fast nichts mehr, als die Erkenntniß der Wahrheit, wünschen könnte. Allein, daran wird es einer Jungfer nicht lange fehlen können, die sich mit den heiligen Scribenten in ihren Grundsprachen besprechen kann. Ich wünsche und hoffe, mit Gottes Hülfe, daß sie euch dermaleins überreden werden; wenn ihr sie ohne Vorurtheil zu Rathe ziehen, und bedenken werdet, daß funfzehnhundert Jahre zuvor, ehe Luther und Calvin der Wahrheit entsaget hatten, alle vernünftige und große Leute so gut catholisch gewesen, als wir ietzo in Rom sind, und als der klügste und größte Theil von Frankreich ist. Wozu dienet euch doch alle eure Wissenschaft, wenn ihr diesen wichtigen Punkt nicht wisset? Nehmet euch die Mühe, dieses ernstlich zu überlegen, und bittet Gott, daß er einmal eure Augen und euer Herz der Wahrheit eröffnen wolle.

Rom, den 22 May, 1678.

Christina Alexandra.

Man sieht aus diesem Schreiben wohl, daß die Königinn, welche damals schon zur römischen Religion getreten war, auch unsre Jungfer Fabrinn zum Abfalle angemahnet, wie sie denn deswegen bald darauf noch einen andern Brief an sie abgelassen. Allein dieselbe blieb dießmal noch bey der evangelischen Partey. Im Jahr 1680 gab sie den Dares Phrygius, das folgende, den Aurelius Victor, und eine französische Uebersetzung des griechischen Poeten Anakreon ans Licht. Damit nun legte sie so viel Ehre ein, daß auch Boileau selbst

sie seiner Lobsprüche würdig achtete. Weiter gab sie drey Comödien des Plautus heraus, welche sie in den Anmerkungen nach den theatralischen Regeln untersuchte. Im Jahr 1684 ward sie in die italienische Akademie di Ricourati, zu Padua zum Mitgliede angenommen. Sie hatte sich indessen mit dem Herrn Dacier verheirathet, und als man ihnen täglich anlag, zur päbstischen Religion überzugehen, dabey man ihnen große Vortheile versprach, wichen sie eben dieses Jahr von Hofe auf ihr kleines Gut, welches sie in Languedoc hatten, und ob ihnen gleich von dem Herrn Charlevall zehntausend französische Gulden angebothen wurden, wenn sie in Paris bleiben wollten; so schlugen sie es doch ab. Im Jahr 1685 fielen sie doch endlich zur papistischen Religion, ohne Zweifel aus Armuth, und kamen 1686 wieder nach Paris, wo sie durch den Herzog von Montausier und den Herrn Huet, Bischof von Meaux, dem Könige vorgestellet wurden.

Damals fieng Madame Dacier an, den Terentius zu übersetzen, welcher ihr auch so wohl gerieth, daß sie sogar die Arbeit der Herren aus dem Port Royal übertraf, als das Buch 1688 zum Vorschein kam. Folgendes Jahr nahm der Präsident im Parlamente, Herr Harlay, sie zu sich ins Haus, und speisete wöchentlich zweymal des Abends bey ihnen. Diesem widmeten sie in einer Zuschrift ihre Uebersetzung der Betrachtungen des Kaisers Antoninus, die sie in seinem Hause verfertiget hatten: das geschah 1691. In den folgenden Jahren hatten sie mit Auferziehung ihrer Kinder zu thun, die ihnen Gott gegeben hatte, welche auch so wohl anschlug, daß ihr Sohn, der in seinem zehnten Jahre starb, mehr verstand, als Studierende sonst im zwanzigsten zu wissen pflegen. Sie hatten auch eine Tochter, welche eben sowohl angeführet war, aber gleichfalls in ihrem achtzehnten Jahre starb, und von

ihrer

ihrer gelehrten Mutter mit einer sehr herrlichen Lobschrift beehret wurde, die in der Vorrede ihrer Uebersetzung des Heldengedichtes Homeri, Ilias genannt, zu finden ist, und für ein rechtes Meisterstück gehalten wird. Die Uebersetzung Homeri ist eins von ihren wichtigsten Werken, woran sie viel Jahre gearbeitet hat, bis sie endlich 1711 dieselbe ans Licht stellete. Alle, die vorhin nicht viel vom Homer gemacht hatten, sahen daraus die großen Schönheiten dieses alten Poeten: nur Herr de la Motte gab einen kurzen Auszug dieses weitläuftigen Gedichtes in französischen Versen ans Licht, wo er in der Vorrede sehr übel von demselben urtheilete. Madame Dacier gab, anstatt einer Vertheidigung, ein Buch von den Ursachen des verdorbenen Geschmackes heraus, welches überaus wohl aufgenommen wurde. Imgleichen antwortete sie dem Pater Harduin, der die Erdichtungen Homeri nicht recht erkläret hatte. Herr de la Motte sah wohl, daß er seine Sache gewiß verlieren würde, wenn er stillschwiege? Darum beantwortete er dieses Buch der gelehrten Madame Dacier. Sie wollte ihm nichts nachgeben, und widerlegte ihn von neuem; ward aber durch den Herrn von Valincourt bewogen, die Schrift nicht heraus zu geben. Denn dieser gelehrte und ansehnliche Mann bath Madame Dacier und ihren Widersacher zu sich zu Gaste, und machte also, daß sie ihren gelehrten Streit in der Güte beylegen mußten. Ihr letztes Werk war die Uebersetzung des andern Heldengedichtes, eben dieses Poeten Homeri, die Odyssee genannt, welche 1716 heraus kam, in dessen Vorrede sie einen gewissen Engelländer, Herrn Pope, widerlegte, der den Homer gar zu sehr gelobet hatte. Sie war Willens, auch den Virgil ins Französische zu übersetzen, allein ihr Alter ließ solches nicht zu. Denn ihre Schwachheit nahm täglich mehr Ueberhand, bis sie 1720 den 17 August,

 vielleicht

vielleicht gut evangelisch, wie man gar wohl hoffen kann, den Geist aufgegeben.

Die Gelehrsamkeit dieses Frauenzimmers war groß, noch grösser aber sind ihre Tugenden gewesen. Niemals hat eine Weibsperson mehr Muth, gesetztes Wesen, Güte, Gelassenheit, Frömmigkeit, Klugheit und Gottesfurcht besessen. Gegen die Armen hatte sie eine recht feurige Liebe. Oft hat sie sich selbst wehe gethan, um ihnen zu helfen, wenn ihre Eheherr sie gleich davon abhalten wollte. Ihre Bescheidenheit war so groß, daß sie im Umgange niemals von Wissenschaften und gelehrten Sachen reden wollte, auch niemals von ihren Schriften sprach. Wenn sie gleich denen, die mit ihr umgiengen, an Gelehrsamkeit weit überlegen war: so ließ sie sichs doch nicht merken; sondern man hatte viel Mühe, sie zu gelehrten Gesprächen zu bewegen. Wer sie nicht kannte, hätte sich einbilden sollen, daß er mit einem gemeinen Frauenzimmer umgienge, die nichts mehr als eine gute und wohlanständige Aufführung gelernet hätte.

Als ein gewisser deutscher von Adel durch Frankreich reisete und ihr die Aufwartung machte, überreichte er ihr sein Stammbuch, mit dem Begehren, ihren Namen einzuschreiben. Als sie aber sah, daß sich die allergelehrtesten Leute aus ganz Europa schon eingeschrieben hatten, erschrack sie, und wollte sich nicht einzeichnen, mit dem Vorgeben, sie müßte sich ja schämen, ihren Namen unter so viel berühmte Leute zu setzen: das schicke sich ganz und gar nicht für sie. Der Fremde ließ nicht ab; und ie mehr sie sich wegerte, desto eifriger hielte er an, bis sie endlich seinem ungestümen Bitten nachgeben mußte. Sie ergriff also die Feder, und schrieb aus einem griechischen Poeten, Sophokles, diesen Spruch hinein:

Uns

Uns Weibern steht nichts besser an,
Als wenn der Mund wohl schweigen kann.

Worüber der Fremde sich ungemein verwunderte. In die damaligen Streitigkeiten wegen der Religion hat sie sich niemals mischen wollen; weil sie dafür hielt, daß diese fürs Frauenzimmer schwer wären. Erklärungen über die heilige Schrift zu verfertigen, hat sie sich auch niemals unterfangen; obgleich einige ihrer Freunde solches von ihr verlangten. Sie hielt dafür, daß sie die Bibel nur lesen, dem Gelesenen nachdenken, ihre Pflicht darnach einrichten, und im übrigen das Stillschweigen beobachten müßte, welches ihr Paulus auferleget hätte. Ehe sie starb, befahl sie, daß man sie ganz schlecht begraben, und insonderheit die Kirche nicht mit schwarzen Tüchern behängen sollte: dieses wären Merkmaale der Eitelkeit; und wenn ein Gläubiger selig verschiede: so hätte die Kirche nicht Ursache zu trauren; sondern zu triumphiren.

Phyllis.



****

Das XLI Stück.

Den 10 October, 1725.

Canitz.

Das mach ich mir zum Nutz; und durch des Höchsten Güte
Werd ich ie mehr und mehr bestärkt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgesiegt,
Und seine Freyheit kennt, ganz Peru überwiegt.

Mein Lebetage habe ich keine unglückseligere Familie gesehen, als ich in dem Hause des bejammerswürdigen Herrn Einfälters antreffe. Er selbst, seine Ehegattinn, eine gebohrne Altvettelinn, alle seine Kinder und Hausgenossen, sind mit einer gewissen Erbkrankheit behaftet, die solche wunderliche Zufälle an ihnen verursachet, daß man sich nicht genug darüber entsetzen kann. Zwar dörfen sie dabey nicht zu Bette liegen: denn ob sie gleich alle ziemlich blaß im Gesichte aussehen; so ist doch ihre Leibesbeschaffenheit von ziemlich starker Natur. Nur im Gehirne, in ihren Augen und Ohren, muß ein verborgener Fehler vorhanden seyn, der sich hernach in alle übrigen Gliedmaaßen erstrecket. Sie haben ein stetes Zittern und Beben in ihren Händen; ihre Füße sind stets zur Flucht fertig; das Herz klopfet ihnen aus Furchtsamkeit weit stärker, als anderen Leuten, und sie sind also sehr geneigt zum Entsetzen. Ihre Augen sehen Dinge, die nirgends vorhanden sind, und ihre Ohren hören, was sonst kein Mensch vernehmen kann. Selbst ihr Verstand ist von ganz besonderer Beschaffenheit. Sie urtheilen weit anders von Dingen, als andere Leute. Wo

sich

sich alle Menschen in Sicherheit zu seyn einbilden, da sehen sie die höchste Gefahr. Wenn andere lachen; so finden sie allezeit Ursache, bekümmert zu seyn. Kurz, sie bringen ihr Leben in lauter Angst und Bangigkeit zu, und wissen keine Stunde zu nennen, da sie einmal recht vergnügt gewesen wären.

Ich nenne diesen seltsamen Zufall eine Erbkrankheit: weil sowohl Herr Einfälter, als seine Liebste, erzählen, daß ihre Aeltern, Großältern, ja Aelter- und Uraltervåter schon damit behaftet gewesen. Dieses pflegen sie allezeit zum Vorwande zu gebrauchen, wenn man sie von ihrem Schaden zu befreyen suchet. Sie halten es nämlich für ihre Schuldigkeit, in die Fußtapfen ihrer Vorfahren zu treten; und es würde ihnen sehr leid seyn, wenn man es ihnen vorrücken könnte, daß sie im geringsten Stücke aus der Art geschlagen wären. Denn das schlimmste ist, daß sie ihre Krankheit nicht für eine Krankheit, sondern für eine kluge Vorsichtigkeit halten, welche sie lieber mit den weisen Alten, die gleichwohl auch keine Narren gewesen, gemein haben, als mit der sichern Welt so unbehutsam in den Tag hinein leben wollten.

Nach Betrachtung aller Umstände kann ich diese Krankheit zwar, nach der gemeinen Art, einen Aberglauben nennen. Allein ich halte dafür, daß sie mit besserm Rechte eine Schwindsucht des Verstandes heissen könnte: denn ich finde, daß die Quelle und der Ursprung des ganzen Uebels daher entsteht. Dieses zu erweisen will ich eine Menge von Beweisthümern hersetzen, die von den Aerzten Symptomata genennet werden, aus welchen ich nach den Regeln der Semiotik auf die Ursachen der Krankheit schliessen kann. Calliste hat einen Vetter, dessen sie schon im XIII Stücke unserer Blätter gedacht, der ein Doctor der Arzneykunst ist; und also dörfen sich meine Leser nicht wundern, daß ich diese Kunstwörter von ihm gelernet habe.

Ehe die Jungfer Altvettelinn noch an Herrn Einfälter verheirathet wurde, hat sie so manche schlaflose Nacht zugebracht; wenn sie gedachte, was sie einmal für einen Liebsten bekommen würde? Ihre Frau Mutter lehrte sie deswegen eine Kunst, die sie von ihrer alten Großmutter gelernet zu haben vorgab, welche aber auch gesagt, daß sie dieselbe von ihrer Aeltermutter, die neun und neunzig Jahre alt geworden, gefasset hätte. Sie mußte nämlich alle Neujahrsabende die vier und zwanzig Buchstaben aus dem A B C auf so viel kleine Papiere schreiben, sich dieselben unter das Hauptküssen legen, des Morgens, sobald sie erwachete, rücklings über den Kopf greifen, und drey davon, die ihr am ersten vorkämen, hervorziehen, welches die Anfangsbuchstaben von dem Namen ihres Bräutigams seyn würden. Ungeachtet sie nun oftermals die Buchstaben C K X Y Z; oder doch jährlich andere in die Hand bekommen: so hat sichs doch unter so vielen malen getroffen, daß ein einziges E darunter gewesen. So bald sich nun Herr Einfälter als ein Freyer meldete, lief sie nach ihrem Gebethbuche, darinnen sie alle die gegriffenen Buchstaben angemerket hatte, und sah dieselben durch: und als sie das E darunter fand, so trug sie weiter kein Bedenken, demselben das Jawort zu geben.

Ich würde mich lange aufhalten müssen, wenn ich erzählen wollte, was bey der Verlobung und Hochzeit für unzählige viele Regeln beobachtet worden. Ich muß eilen, und vielmehr anmerken, was noch ietzo in ihrem Hause für Gewohnheiten im Schwange gehen. Wenn sie des Morgens aufstehen: so erzählen sie einander die bösen Träume, die sie gehabt, und deuten solche nach ihren gewöhnlichen Regeln aus. Wenn des Abends der Hund heulet, oder eine Eule schreyet; so schicken sie nach dem Doctor, und nehmen ein Präservativ ein, damit nicht etwa iemand von ihnen sterben möge. Wollen sie wissen, wie lange

sie noch leben werden; so fragen sie den Kuckuck. Klingt ihnen das linke Ohr: so bedeutet es gewiß böse Zeitungen; so wie im Gegentheil das Klingen im rechten was Gutes verkündigen soll. Kein einziger im ganzen Hause wird sich das Haar verschneiden, oder zur Ader lassen; oder sonst was Wichtiges vornehmen, wo er nicht den Calender und die Planeten zu Rathe gezogen. In ihrem Garten wird nichts gesäet, als nach den Mondesvierteln. Was stark wachsen soll, wird im zunehmenden; was hingegen klein bleiben muß, im abnehmenden Lichte, gepflanzet. Dieses erstrecket sich sogar auf die Entwöhnung der Kinder; denn die Frau Einfälterinn spricht: Wenn man ein Knäbchen entwöhne, so könne es drey Tage vor dem vollen Monde geschehen, damit alles an ihm fein völlig werde; hingegen ein Mägdchen müsse drey Tage nach dem vollen Lichte entwöhnet werden, damit es nicht eine gar zu volle Brust bekomme. Hat ihr Mann etwas bey Hofe zu thun: so wartet er bis der Mond mit der Sonnen eine Zusammenkunft hält; alsdann, spricht er, ist es nicht gefährlich, daß sich ein Geringer zu einem Vornehmen nahe. Geht iemand aus dem Hause: so fürchtet er nichts mehr, als den Anblick eines bösen Auges, oder daß er nicht etwan auf eine schlimme Stelle komme. Reiset er über Land: so ist ihm banger, einen Wolf zu sehen, als dessen Zähne zu fühlen. Und sollte ihm etwa ein Hase über den Weg laufen: so wird er plötzlich umkehren und seine Reise einstellen. Neulich hatte man in ihren Hünernestern ein sehr kleines Ey gefunden; da hieß es, der Hahn, welcher ohngefehr neun Jahre alt war, hätte dasselbe geleget. Ein ieder stunde in Aengsten, es möchte ein Basiliske daraus gebrütet werden; weswegen man es rückwärts übers Dach werfen ließ. Soll iemand in einem Zufalle Pillen einnehmen; so muß ihre Anzahl nothwendig ungerade, als fünfe, sieben, neune, eilfe, u. s. w. seyn;

 sonst

sonst schlagen sie, ihrer Meynung nach, nicht an. Als neulich eines von ihren Kindern das Fieber hatte, brauchte die Frau Einfälterinn keine Arzneyen: sie nahm des Kindes Urin, füllte denselben in eine Blase und hieng ihn nebst dem Hemde desselben in den Schorstein. Sie schnitte ihm ferner die Nägel von Händen und Füßen kreutzweise ab, band sie in einen lebendigen Krebs, und ließ sie in das nächste fließende Wasser, oder auf einen Scheideweg werfen, und einen Stein darüber decken. Sie hatte auch auf solche Art ein Mittel für die Zahnschmerzen. Sie stochert sich mit einem Splitter von einem Sarge, oder sonst einem andern Hölzchen, welches sie in der Rinde eines grünen Baumes verspünden lässet. Neulich hat Herr Einfälter sein drey und sechszigstes Jahr zurücke geleget, welches man das Stuffenjahr nennet: da ist er nun freudiger geworden als iemals, und glaubet gewiß, daß er nunmehro dem Tode aus den Klauen und dem Grabe aus dem Rachen entlaufen sey. Nichts ist so schwer und unmöglich, welches sie nicht durch das Aussprechen gewisser Worte, durch etliche Charactere und Zeichen, abzuwenden hoffen. Brauchen sie ja einige Kräuter: so müssen sie in gewissen Tagen, zwischen eilf und zwölf Uhr zu Mittage oder zu Mitternacht, ins Kreuz, oder rückwärts, abgepflücket oder abgeschnitten seyn. Man muß die Büschel davon mit Fäden von gewissen Farben zusammen binden, eine besondre Art von Knoten dazu machen, und wehe dem, der etwas daran versieht! Bekömmt ein Kind einen Zufall von der schweren Krankheit; so schabet man ein wenig Gold aus dem Trauringe, und giebt ihm dasselbe ein. Hört man im Hause oder auf dem Boden etwas fallen; so bedeutet es gewiß einen Todten in der Freundschaft. Den Abend vor dem Johannestage, oder vor Walpurgis, da sich die Hexen auf dem Blocksberge versammlen sollen, wird an alle Thüren

ein

ein Kreuz gemalet; damit ja keine Zauberinn sich unterstehe, herein zu kommen: weil es wohl eher geschehen, wie sie erzählen gehöret, daß in einer solchen Nacht ein Käse gewälzet gekommen, der aber eine Hexe gewesen; welches man augenscheinlich wahrnehmen können, als ein beherzter Mensch ein kleines Stückchen davon mit einem scharfen Degen abgehauen; darauf man am Morgen gefunden, daß eine gewisse verdächtige Frau in der Nachbarschaft eine große Wunde an der Schulter gehabt. Redet man nun von dergleichen Zauberinnen, so spricht man allezeit: Ein Stein vor ihren Ohren! damit sie es nämlich nicht hören mögen: oder man bittet Gott, daß es in einer guten Stunde geredet seyn möge! Lobet man eines von ihren Kindern; so muß man nothwendig: Gott segne es, dazu setzen: sonst ist Gefahr dabey, daß man es nicht beschreye, oder verrufe, wie andere sagen. Setzet man einem ein Pferd zu Kaufe, und es wird etwas darauf gebothen: so muß er es bey Leibe nicht wieder behalten, sonst hat es kein Gedeihen mehr, und wenn ers gleich um ein Spottgeld verkaufen sollte. Da es ietzo gegen den Winter gehet und die Abende täglich länger werden, mehret sich die Furcht bey ihnen zusehens. Es darf sich kein Mensch allein aus der Stube, in den Keller, oder auf den Boden wagen; wo er nicht iemanden mit sich hat, aus Furcht vor Gespenstern. Da erzählt der eine, wie ihm neulich das Licht ausgeblasen worden; der andre, wie er was Weißes gesehen; der dritte, daß er etwas rauschen gehöret, oder im Dunkeln auf was Weiches gegriffen habe, und ungemein darüber erschrocken sey. Bey einer Kirche geht ohnedem kein Mensch von ihnen vorüber, und wenn sie hundert Thaler damit verdienen könnten: denn die Gefahr, sagen sie, ist da viel zu groß. Am Donnerstage läßt die Frau Einfälterinn ihre Mägde durchaus nicht spinnen: imgleichen muß in der ganzen

Fastenzeit

Fastenzeit kein Rocken angerühret werden, wenn sie gleich ganz müßig gehen sollten. Oefters habe ich gesehen, wie sich einer oder der andre von ihnen bey Tische Gewalt gethan, ein großes Stück Brod, das man ihnen vorgeleget, aufzuessen; oder wenn ja, alles Zwanges ohngeachtet, solches nicht möglich gewesen, dasselbe in die Tasche gestecket: bloß aus der Ursache, weil es nicht gut seyn soll, dasjenige, davon man schon gegessen, liegen zu lassen; da es nämlich leicht in schlimme Hände kommen könnte, die ihnen, vermittelst desselben, etwas Böses anthun möchten. Behüte Gott! daß bey ihnen ein Messer auf dem Rücken, ein Brod mit der angeschnittenen Seite nach dem Rande des Tisches, oder mit der untern Rinde in die Höhe gekehret liegen sollte: denn das alles ist, ihrer Meynung nach, nicht gut. Ich muß abbrechen, sonst könnte ich noch unzählige Gewohnheiten erzählen, die zu gewissen Jahrszeiten, z. E. am Neujahrsabende, oder vor dem heiligen Weihnachtsfeste, beobachtet worden.

Aus diesen bisherigen Kennzeichen mögen nunmehro alle meine Leser urtheilen, ob nicht die Erbkrankheit des Herrn Einfälters mit gutem Rechte eine Schwindsucht des Verstandes zu nennen sey? Woher kömmt ihre Furchtsamkeit vor vielen unschädlichen Dingen? Woher kömmt ihre Leichtgläubigkeit? Woher entstehet ihre übermäßige Sorgfalt, in Beobachtung unnöthiger Gebräuche? Warum kann sie ein bloßes: Es ist nicht gut! von den gleichgültigsten Dingen zurücke halten? Fürwahr, wenn mein Urtheil nicht ganz irrig ist; so kömmt dieses alles daher: weil sie von keinem Dinge einen rechten Begriff gefasset; weil sie dem Hörensagen ihrer alten Mütter, Muhmen und Ammen zu viel trauen; weil sie keine Empfindung von einem guten und falschen Schlusse haben, und alle Ursachen für gültig annehmen, sie mögen so abgeschmackt

schmackt seyn, als sie wollen. Was zeiget dieses alles aber anders an, als eine ungemeine Schwachheit des Verstandes, die sich, zu ihrem großen Schaden, von Tage zu Tage mehret, und sie endlich in den traurigsten und mitleidenswürdigsten Zustand von der Welt versetzet.

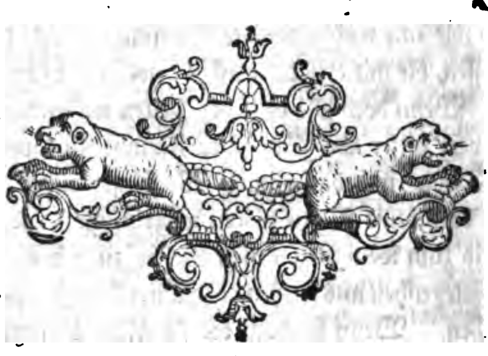
Nun sollte ich zwar dieser unglücklichen Familie, meiner Pflicht gemäß, die gehörigen Arzneymittel vorschlagen. Allein dieses würde eine vergebliche Arbeit seyn. Sie hält sich nicht für krank, was wird sie denn die Vorschläge eines Arztes achten? Derjenige müßte auch eine größere Geschicklichkeit besitzen als ich, der sie von ihrem elenden Zustande überführen wollte. Ich habe solches schon oftermalen umsonst versuchet. Keine Vorstellung hat bey ihnen den gewünschten Nachdruck. Man zeige ihnen, wie ungegründet ihre Furcht ist; man erweise ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Ursachen; man stelle ihnen das Auslachenswürdige ihrer Gewohnheiten vor Augen; man lehre sie, daß ihr Aberglaube wider die Religion selbst läuft: alles ist so gar umsonst, als wenn man dem Tauben eine Fabel erzählet hätte.

Am besten wird es also seyn, wenn wir sie bey ihrer Krankheit lassen, und unsre Mühe auf etwas anders richten, wo sie nicht gar verlohren gehet. Dieses kann am füglichsten geschehen, wenn wir eine wohlgemeynte Warnung an alle diejenigen ergehen lassen, die mit dieser Krankheit noch nicht sehr angestecket sind. Wenn doch alle diese bey Zeiten wahrnehmen wollten, was von dieser abergläubischen Familie für läppische und thörichte Dinge unbedachtsamer Weise geglaubet werden! Wenn sie doch keine Mühe sparen wollten, ihren Verstand zu bessern, und zum wenigsten denen Gehör zu geben, die ihnen bey aller Gelegenheit aus solchen abgeschmackten Irrthümern zu helfen suchen. Wenn sie doch die schädliche Leichtgläubigkeit

aus

aus ihrem Gemüthe verbannen wollten, die sich durch ein rauschendes Blatt schrecken, und von einer fallenden Spinnewebe verjagen lässet. In Wahrheit, es ist Schande, daß wir, bey so aufgeklärten Zeiten, noch in der Finsterniß tappen wollen, die das blinde Pabstthum in der Welt ausgebreitet hat; und darinnen sich unsere Voraltern die Köpfe blutig gestoßen haben. Diese ehrlichen Leute waren so sehr nicht zu verdenken, wenn sie sich, bey ihrer Einfalt, von dem Pfaffengesindel mancherley Alfanzereyen aufbürden ließen. Diese Lehrer der Unwissenheit wußten ihre Popanze unter dem Mantel der Religion zu verhüllen, und ihnen dadurch ein ehrwürdiges Ansehen zu geben. Die Menge der Gespenster mehrte die Zahl der Seelmessen, und füllte ihre Beutel. Die Besitzungen der Teufel, und die Hexereyen, bestätigten durch ihre Betrügereyen ihre fälschlich vorgegebene und wunderthätige Kraft. Wir haben, Gott Lob! dieses Joch allmählich vom Halse geschüttelt: und ein großer Mann, in unsrer Vaterstadt, hat nicht wenig zur Verbannung dieses Aberglaubens beygetragen; da er, durch seine vernünftige Schriften, einen großen Theil von Europa von unzähligen Poltergeistern, Zaubereyen und Teufelskünsten befreyet hat.

Iris.



Das

****

Das XLII Stück.

Den 17 October, 1725.

Canitz.

Ein Kuß, der Mark und Bein in Keuschheit zittern macht.

Weil ich wohl sehe, daß die meisten meiner Leser und Leserinnen, nach etlichen ernsthaften Vorstellungen meiner Mitschwestern, wiederum etwas angenehmers zu lesen wünschen: so will ich mich ihnen dießmal bequemen. Der Vers, den ich zur Ueberschrift dieses Blattes erwählt habe, zeiget schon zur Gnüge, wovon ich handeln werde: und ich weiß, daß viele sich schon in ihrem Herzen werden gefreuet haben, so bald sie desselben ansichtig geworden sind. Ich will ihnen zwar diese Freude nicht gleich von Anfang stören: sonst wollte ich ihnen zum voraus sagen, daß man keine, nach Art verliebter Poeten und unkeuscher Romanschreiber, verfaßte Abhandlung von den Küssen erwarten dörfe: denn ich bin gar nicht gesonnen, ihrer Lieblichkeit und Kraft, oder ihrem unschuldigen Wesen, eine Lobrede zu halten. Dieses mögen diejenigen thun, die ihren Verstand von den Begierden beherrschen lassen. Mein Vorhaben ist, zu untersuchen, was nach der Vernunft von den Küssen zu halten sey.

Es giebt dreyerley Arten von Küssen. Man küsset gewöhnlicher Weise entweder den Mund, oder die Hände; oder gar die Füße des andern. Jenes ist ein Zeichen besondrer Vertraulichkeit und Liebe; dieses zeiget eine große Ehrerbiethung an; das letzte aber ist ein Merkmaal der allertiefsten Unterthänigkeit. Dahin

auch

auch gehöret, wenn man den untersten Saum an des andern Kleidungen; oder nur einen päbstlichen Pantoffel küsset.

Vielleicht würde ich mehr subtile Abtheilungen von den Küssen zu machen wissen; wenn ich diejenigen Schriften gelesen hätte, die von einigen Gelehrten hiervon geschrieben seyn sollen. Allein, weil sie lateinisch verfasset sind: so habe ich mich nicht darum bemühet. So viel ich aus dem ältesten Geschichtschreiber Moses ersehe: so scheinet wohl die erste Gattung der Küsse, ich meyne, die auf den Mund, die allerälteste zu seyn. In dem sechs und zwanzigsten Cap. seines ersten Buches lese ich, daß Isaak mit seinem Weibe, Rebecca, gescherzet habe, welches ohne Zweifel ein Kuß gewesen seyn wird. Im sieben und zwanzigsten findet man, daß eben dieser Erzvater seinen Sohn, Jacob, geküsset, als er denselben segnen wollte. Und im neun und zwanzigsten stehet ausdrücklich, daß Jacob bey dem Brunnen in Mesopotamia, seine nahe Muhme, die schöne Rahel, geküsset habe. Dabey bemerken wir wiederum dreyerley Gattungen von Küssen. Die ersten sind eheliche Küsse; die andern sind Küsse zwischen Personen von einerley Geschlecht; und die dritten sind Küsse zwischen unverheiratheten Personen von beyderley Geschlecht.

Wie die ehelichen Küsse von göttlichen und menschlichen Rechten erlaubet werden: also ist es mein Werk nicht, dieselben zu tadeln. Was geht es mich an, wenn ein Isaak mit seiner Rebecca scherzet? Küsset ferner ein Vater seinen Sohn; eine Mutter ihre Tochter; ein Bruder den andern; ein Freund den andern; oder umhalsen sich ein paar Schwestern und Freundinnen: so ist dieses an sich nicht nur eine unschuldige, sondern auch eine lobwürdige Art von Küssen. Und von solchen untadelichen Liebesbezeigungen schreibet unser Canitz in dem obengesetzten Verse. Dieser keusche Poet hat nicht, nach

Gewohnheit

Gewohnheit verliebter Hasen, die Küsse der Buhler, sondern die erlaubten Küsse der Eheleute und vertrauter Freunde, vor Augen gehabt, als ihm dieser schöne Vers aus der Feder geflossen:

Zuletzt ersuch ich dich, daß meiner Grillen Tand,
Herr Bruder, dir allein, nicht Fremden, sey bekannt,
Ein Lied, das ich nur dir, und keinem andern singe,
Das ist kein Ständchen nicht, das ich der Straße bringe:
Ein Kuß, der Mark und Bein in Keuschheit zittern macht,
Wird, wenn es niemand sieht, am besten angebracht.

Man kann aus dem wenigen, was ich bisher gesagt habe, schon deutlich genug abnehmen, daß ich von dem Küssen unter jungen Personen sehr wenig halte. Ich weiß wohl, daß vor Zeiten, da die Welt noch voller Unschuld war, ein frommer Jacob seine schöne Blutsfreundinn, Rahel, hat küssen können, ohne daß ihrer beyder Tugend dabey etwas Nachtheiliges gelitten. Ich gebe es auch zu, daß bey einem alten Volke, wo dem weiblichen Geschlechte das Weintrinken verbothen war, eine iede Mannsperson befugt gewesen ist, in Zusammenkünften das Frauenzimmer mit einem Kusse zu bewillkommen, und also durch den Geruch zu erfahren, ob sie auch Wein getrunken hätten? In dergleichen Fällen heißt es: ländlich, sittlich. Allein, ich urtheile nach unseren heutigen Umständen. Die Gewohnheiten der deutschen Nation verstatten eine solche Freyheit nicht: darum will ein ieder Kuß unter jungen Leuten schon etwas mehrers bedeuten; es wäre denn, daß nahe Verwandte oder Blutsfreunde, irgend bey dem Abschiede zu einer fernen Reise, oder zur Bewillkommung aus der Fremde, ihre Zärtlichkeit auf solche Art an den Tag legen wollten.

Ich muß derowegen allhier die unverschämte Aufführung derjenigen Mannspersonen bestrafen, die mit ihren Lippen gar zu freygebig sind, ja dieselben fast allen, ohne Unterscheid, auf-

dringen wollen. Mein Gott! was ist das für ein unartiges Wesen, welches einige an sich blicken lassen. Kaum haben sie ein Frauenzimmer einmal gesehen, und ein paar Worte mit demselben gesprochen: so unterstehn sie sich, demselben eine Vertraulichkeit anzubiethen, der sie ganz und gar nicht würdig sind. Ein so ungestümes Verfahren zeiget ein sehr wollüstiges und unverschämtes Gemüth an, welches allen ehrliebenden Leuten unerträglich ist. Wird etwa in Gesellschaft junger Leute ein Spiel angefangen, welches zum Zeitvertreibe dienen soll: so müssen abermal die Küsse das erste und das letzte seyn. Meynen denn die guten Leute, daß der Umgang ohne diese Kindereyen nicht artig und angenehm seyn könne? Ich schweige noch von unzähligen Ungeschicklichkeiten, die dabey vorzugehen pflegen. Denn wenn es sich trifft, daß etwan eine unschuldige Seele dergleichen Verwegenheit nicht erlauben will: so muß sie oft an ihrem zerrauften Haarputze und zerrissenen Spitzenzeuge erfahren, in was für plumpe Hände sie gerathen ist; welche geschickter wären, eine Holzaxt oder einen Flegel zu führen, als ein zartes Frauenzimmer zu bedienen. . . . .

Sind diese meine Vorstellungen nicht zureichend, ihnen die Größe ihres Fehlers vor Augen zu legen; so will ich ihnen etwas aus einem großen Weltweisen zu bedenken übergeben. Sokrates sah einsmals, daß Kritobulus den schönen Knaben des Alcibiades küssete, darum fragte er den Xenophon, in Gegenwart des Kritobuli: " Sage mir, Xenophon, was
" hast du bisher von dem Kritobulus gehalten? Hast du
" ihn unter die mäßigen und vernünftigen, oder unter die üppigen und ruchlosen Leute gezählet? Xenophon antwortete: Ich habe ihn allezeit für einen sehr weisen und gesetzten
" Mann gehalten. Verändre itzo deine Meynung, erwiederte
" Sokrates, und glaube, daß er weit verwegener ist, als
" wenn

" wenn er sich ganz nackend auf entblößete Degenspitzen würfe;
" oder gar ins Feuer liefe. Was hast du denn an ihm wahr-
" genommen, versetzte Xenophon, das dich veranlasset, so
" von ihm zu reden? Hat er nicht, gab Sokrates zur Ant-
" wort, die Verwegenheit gehabt, den Sohn des Alcibiades
" zu küssen, der doch so schön und liebreizend ist? Ist das die
" große Verwegenheit? rief Xenophon: wahrlich, in diese
" Gefahr möchte ich mich wohl selber wagen. O du Unglückli-
" cher, erwiederte Sokrates, bedenkest du auch, was auf
" einen Kuß folget? Verlierst du nicht deine Freyheit? Wirst
" du nicht ein Sklave? Machst du dich nicht anheischig, un-
" zählige Ausgaben zu thun, um dir dadurch die schädlichsten
" Wollüste zu verschaffen? Findest du dich nicht unvermö-
" gend, das Gute zu thun, und bist du nicht alsdann gezwungen,
" aus allen deinen Kräften nach solchen Dingen zu streben, die
" du verachten würdest, wenn deine Vernunft nicht verdorben
" wäre? Hilf Himmel! sagte Xenophon, du schreibest einem
" Kusse eine sehr große Gewalt zu. Wundert dich dieses,
" antwortete Sokrates, siehst du nicht die kleinen Spinnen,
" deren Stiche so giftig sind, daß sie entsetzliche Schmerzen ver-
" ursachen, und oftmals ganz unsinnig machen? Ich weiß es
" gar wohl, versetzte Xenophon, aber diese Thiere speyen ein
" Gift von sich, wenn sie stechen. Und was meynest du, Un-
" bedachsamer? fügte Sokrates hinzu, glaubest du, daß die
" verliebten Küsse darum nicht giftig sind, weil du ihr Gift nicht
" siehst? Wisse, daß eine schöne Person ein weit gefährlicher
" Thier ist, als die Scorpionen: diese können uns nich verlet-
" zen, wo sie uns nicht berühren; aber die Schönheit trifft
" uns auch von ferne. So weit, als man sie sehen kann, streuet
" sie ein Gift aus, und verkehret uns den Verstand. Vielleicht
" wird auch die Liebe bloß deswegen mit Bogen und Pfeilen

 gemalet;

" gemalet; weil uns ein schönes Angesicht schon von weitem
" verwundet. Ich rathe dir derowegen, mein Xenophon, so=
" bald du eine Schönheit gewahr wirst, so fleuch, und sieh dich
" nicht um! Du aber, Kritobulus, solltest dich meines Er=
" achtens ein ganzes Jahr entfernen: denn so viel Zeit wird
" noch kaum zulänglich seyn, deine Wunde zu heilen."

Sollte man doch denken, man hörte einen christlichen Lehrer reden; so sehr eifert Sokrates über den Kuß, der doch nur einem Knaben war gegeben worden: wie man dieses in den merkwürdigen Dingen des Sokrates, die Herr Charpentier ins Französische, und unser Herr geheime Rath Thomas ins Deutsche übersetzet hat, lesen kann. Was würde nun dieser große Weltweise nicht gesagt haben, wenn Kritobulus gar ein Frauenzimmer geküsset hätte? O! wie ledig würden nicht unsere Kirchen und Kirchplätze von jungen Mannspersonen seyn; wenn sie eben so von der Schönheit urtheilen möchten, als Sokrates! Und wie manches Verdrusses würde unser Geschlecht überhoben werden; wenn seine Vorstellung von der Gefahr, die bey einem Kusse ist, den gewünschten Nachdruck haben möchte. Wiewohl, dieses ist schwerlich zu hoffen. Es finden sich noch immer unzüchtige Poeten, welche die Küsse so zu beschreiben wissen, daß Unverständige Wunder denken, was es für eine grosse Sache um dieselben seyn müsse! Wer kann sich wohl des Lachens enthalten; wenn Neukirch schreibt:

Ihr Rosen Indiens, weicht meiner Liebsten Munde!
Ihr Balsamblumen rühmt mir euren Honig nicht!
Eur Glanz und eur Geschmack vergeht in einer Stunde,
Ihr Mund wird aber stets von neuem zugericht.
Je mehr ich Rosen schau, ie schöner seh ich blühen,
Je mehr ich ihn geküßt, ie süßer schmeckt der Saft 2c.

Wie sehr bereuete es zuletzt der selige Menantes, daß er um eines Kusses willen ehedessen so tändeln können:

Asterie

Asterie! ich bin gebunden,
Und zwar durch nichts als einen Kuß,
Dein Kuß der macht mir Seelenwunden,
So, daß ich tödtlich kranken muß.

Er scheint dieses von demjenigen Dichter gehabt zu haben, der in seiner berufenen Arie: Erbarme dich du Schönheit dieser Welt rc. also singet:

Was brachte mich um meine güldne Zeit?
Wer hat den Weg zur Freyheit abgekürzet?
Der Räuber war, ach, daß ichs sagen muß!
Ein einzger Kuß.
Ein einzger Kuß legt mir die Ketten an rc.

Dieser Vers lehrt schon, was diesen Herrn vormals um seine güldene Zeit gebracht hat. Er muß aber diesen Zeitverlust nicht sehr gemerket haben; als er, um einen Kuß zu erlangen, noch eine ganze und sehr lange Ode gemachet. Höret nur, wie kläglich er winselt:

Du strenge Flavia!
Ist kein Erbarmen da?
Soll denn dein Herz ein Stein,
Die Seele Felsen seyn?
Hast du der Grausamkeit
Dich ganz und gar geweiht?
Daß ich verderben muß
Um einen Kuß!

Doch schade um das Papier, welches ich mit mehreren dergleichen Seufzern verderben sollte. Man kann diese Oden in der Anleitung, zur allerneusten Art der galanten Poesie zu gelangen, nach der Ordnung lesen. Das beste ist, daß sie auf die Melodie der Folie d'Espagne gemacht ist, welches so viel als die spanische Thorheit heißet: denn so fällt einem doch, sogleich bey dem ersten Anblicke dieser verliebten Stoßgebethe, der rechte

Name derselben in die Augen. Solche schädliche Poesien pflanzen die Krankheit ihrer Meister sehr häufig fort: denn junge Lecker, die noch nicht wissen sollten, wo Barthel Most holet, denken bey Durchlesung derselben: Ey, es muß doch eine süße Sache seyn um einen Kuß! warum? Die großen Poeten haben so viel Werks daraus gemacht. Das schließt vortrefflich! ja eben so, als dieses: Die meisten Poeten sind verliebte Gecken, die viel Feuer und wenig Verstand besitzen: ergo, rc.

Ehe ich mich noch zu dem lieben Frauenzimmer wende, muß ich diejenigen Mannspersonen auslachen, die allen Bettel, der sich von einem Frauenzimmer herschreibet, zu tausendmalen küssen. Kann ie eine Thorheit gefunden werden: so ist es diese. Ein schmutziges paar Handschuh, die kein Bettler am Wege aufheben würde; ein Fleck von alten Pantoffeln, der tausendmal mit Koth bespritzet worden: ein Strumpfband, das öfters rc. muß von unzähligen Küssen befeuchtet, und wieder abgelecket werden. Pfuy, das müssen Leute von garstigem Geschmacke seyn, die an solchen Leckerbissen ein Vergnügen finden! Doch man lasse die galanten Herren über ihrer Galanterie zu Unflätern werden: es ist gut, daß wir Frauenzimmer darüber lachen können.

Allein nun muß ich euch noch einen kleinen Text lesen, liebe Mitschwestern. Ich kann es nicht leugnen, daß nicht einige unter euch sollten zu finden seyn, die in diesem Stücke zu schelten sind. Ich weiß wohl, daß sich die meisten sehr darwider zu sperren scheinen; wenn ihnen ein Kuß angebothen wird: allein es ist ein verstellter Widerstand. Eure Arme sind niemals ohnmächtiger, als in solchen Fällen. Höret nur, was mir für Begebenheiten davon bekannt sind. Amourette schickt neulich in den Buchladen, und läßt sich Heinrich Müllers Liebeskuß holen. Man bringt ihr das Buch, und als sie das Kupferblatt

und

und den Titel recht angesehen; so wird sie gewahr, daß es ein geistliches Buch sey: drum schickt sie es augenblicklich zurücke, und läßt sagen: Ey, sie hätte sich versehen, sie hätte gedacht, der Liebeskuß wäre ein Roman. Sonst liest sie sehr fleißig in die Bibel; als ich aber einmal sah, wo sie läse: so fand ich die Blätter im Hohenliede Salomons sehr schmutzig und abgenützet; weil sie ohne Zweifel am fleißigsten darinnen studieret hat. Ja ich hörete sie neulich nicht ohne Entsetzen sagen: Das Hoheliede sey nichts anders als ein altfränkischer hebräischer Roman, den Salomon in seiner Jugend müsse geschrieben haben, als er noch viel vom Küssen gehalten. Vanette stellt sich ganz ehrbar. Sie sagt bey aller Gelegenheit, daß sie das läppische Küssen nicht vertragen könne. Ihre Buhler mögen sie noch so lange darum bitten, sie schlägt es allezeit ab. Allein wenn sie es ohne ihre Erlaubniß thun: so steht sie stiller, als ein Lamm. Sie sieht nicht einmal sauer dazu; kömmt es hoch, so spricht sie: Ey, sind sie denn so lose! Jungfer Kützelhartinn sieht in Gesellschaft von Mannspersonen ein kleines Knäbchen: sie ergreift es; sie setzt es auf den Schooß; sie drücket, herzet und küsset dasselbe, und kann sich nicht satt daran küssen. Sollten da nun nicht alle Anwesende merken, womit ihr gedienet wäre? Hat sie kein Kind um sich; so küsset sie das gegenwärtige Frauenzimmer fast ieden Augenblick, und auf allen Fall muß auch ihr Schooßhund herhalten. Libertinchen ist auf einer Hochzeit: es verkleidet sich eine Mannsperson in ein Frauenzimmer; doch niemand ist unter den Gästen, der den Betrug nicht wüßte. Eine kluge Matrone ruft, ohne Zweifel das Frauenzimmer nur auf die Probe zu stellen: Ein Mägdchen dörfte ja das andre wohl küssen; es sollten deswegen alle Jungfern dieser ihrer Mitschwester einen Kuß geben. Und kaum hat sie ausgeredet, so springt Libertina, ohne ein Wort

zu verlieren, hinzu, und küsset die falsche Schwester so herzlich, daß alle Anwesende genug darüber zu lachen haben. Was dünkt euch nun, liebe Mitschwestern? Soll man eine solche Aufführung an euch billigen? Und ist dieses die Schamhaftigkeit, die doch unserm Geschlechte so eigen seyn sollte?

Ich merke gar wohl, daß ihr mich für eine gar zu scharfe Sittenlehrerinn halten werdet. Um nun diesen Verdacht von mir abzuwenden, will ich mich zwingen, euch eine gewisse Gattung von Küssen zu erlauben. Küsset so, wie Margareta, eine Prinzeßinn aus Schottland, gethan. Diese fand einen überaus garstigen Gelehrten in einem Zimmer schlafend. Weil er nun von sehr aufgewecktem Geiste war, und sich durch seine scharfsinnigen Reden bey ihr in große Hochachtung gesetzet hatte: so trat sie ganz leise zu ihm, bückete sich, und küssete diejenigen Lippen, die so viel sinnreiche Sachen gesagt hatten; ob sie gleich so häßlich waren, daß sich alles umstehende Frauenzimmer darüber verwunderte. Kann sich unser Frauenzimmer überwinden, ein gleiches zu thun, und die allerhäßlichsten Personen aus Liebe zu ihrer Klugheit zu küssen: so soll es ihnen inskünftige erlaubet seyn.

Die Mannspersonen werden auch eine Linderung meiner Morale verlangen; ich will sie ihnen auch nicht versagen. Wenn es denn ja nothwendig geküsset seyn soll und muß: so will ich ihnen die Handküsse erlauben. Dadurch mögen sie dem Frauenzimmer ihre Hochachtung entdecken: aber sie müssen auch ein Maaß darinnen halten, und diese Ehrenbezeigung nicht zur Unzeit verschwenden. Ein Frauenzimmer hat auch nicht Ursache eine solche Verehrung auszuschlagen, die ihr nicht das geringste schaden kann. Und ich wundre mich derowegen, warum Melinde, ein sonst artiges und wohlerzogenes Kind, sich neulich so erzürnete, als ihr dergleichen von iemanden wi-

derfuhr,

verfuhr, der sie eine Treppe hinauf begleitet hatte, und daselbst von ihr Abschied nahm. Sie wird ja nicht glauben, daß ihrer Ehre dadurch ein Abbruch geschehen sey. Weiß sie nicht, daß königliches und fürstliches Frauenzimmer einen Handkuß, auch wohl bürgerlichen Personen, als eine Gnadenbezeigung erlaubet? Ja, ich lobe den empfindlichen Verehrer derselben, der ihren deswegen angenommenen spröden Minen mit eben solcher Gleichgültigkeit begegnet: wiewohl er sie doch noch in seinem Herzen wahrhaftig hoch zu achten scheint. Was wollen meine galanten Leserinnen noch mehr? Soll ich der üppigen Frau Geilartinn verstatten, sich in Gegenwart ihres Mannes den Hals und die Brust küssen zu lassen, welches sie mit einer lächelnden Mine zuläßt? Soll ich anderen vergönnen, mit ihren Lippen ein Gewerbe zu treiben, wie Philander schreibt:

Die läßt für jeden Kuß ein dutzend Thaler zahlen:

Nein, das erlauben die Tugend und Vernunft nicht; wie sollte ich es denn erlauben können?

Calliste.



Das XLIII Stück.

Den 24 October, 1725.

Heräus.
Wie Stax Papier verderbt, und schreibt, was man verlachet.

Was wird nicht heutiges Tages für eine unsägliche Menge von Büchern geschrieben! Mehr den zehntausend Druckerpressen sind Jahr aus Jahr ein in beständiger Bewegung. Unzählige Papiermühlen machen ihre Arbeiter durch ihr unaufhörliches Knarren und Klappern halb taub. Man kann sich ja in Städten und Dörfern kaum der Lumpensammler erwehren. Das ungestüme Ueberlaufen dieser Leute nimmt so überhand, daß man uns mit der Zeit die Schürzen und Hemde von den Leibern reissen wird. Und warum das? Papier zu machen, damit ja nicht ein einziger Einfall eines Gelehrten verlohren gehe, sondern bis auf die späte Nachkommenschaft erhalten werde.

Wo nimmt man aber allen Zeug zum Schreiben her? Ach daran wird es nicht fehlen, so lange die Welt steht! Was Plato für einen Knopf am Hute getragen? Ob Aristotel in seinem Garten mit Pantoffeln oder Schuhen herumspazieret? Ob Aeneas mit dem rechten oder linken Fuße zuerst das italienische Ufer betreten habe? Diese Fragen, sage ich, sind schon wichtig genug, in Schriften, von halben und ganzen Alphabethen, abgehandelt zu werden. Wer sich in den Alterthümern so hoch nicht verstiegen hat, der thut sich in der Historie seines Vaterlandes hervor. Er untersuchet mit unglaublicher Mühe,

wie viel Küster an seiner Dorfkirche schon gewesen? Wie viel Frauen und Kinder sie gehabt? Wie sie gelebet, und wenn sie gestorben? Hat iemand zur Critik Lust; so schreibt er ein Tractat, ob eine Münze im Lateinischen nummus oder numus heisse? Ein andrer liebt die Naturwissenschaft. Gräbt man einen unförmlichen Stein aus der Erde: so schreibt man ein Buch davon, und nennt ihn Caput Medusae. Man sammlet Mücken und Ameisen zusammen, und giebt uns große Register davon heraus. Ein Bauer pflüget ein Stückgen Kupfer, so er selbst einmal von seinem Rockknopfe verlohren, aus seinem Acker, welches vom Roste halb verzehret ist, und deswegen einige Gruben und Höhen auf seinen Flächen zeiget: Er hebet es auf, und zeiget es seinem Schulmeister; der giebt es dem Pfarrer: von da kömmt es einem Antiquario in die Hände. Dieser schreibt augenblicklich eine Disquisitionem Historico-Critico-Numismaticam, und erweiset, daß dieses eben der Schaupfenning sey, den Nimrod in den Grundstein des babylonischen Thurms legen lassen. Das ist noch nicht genug: diese Schrift kömmt einem andern in die Hände, der noch scharfsichtiger seyn will. Er widerleget den ersten in einem Schediasmate Philologico-Litterario-Curioso, und erweiset ganz unwidersprechlich, daß dieses Blech vom Knopfe diejenige Huldigungsmünze sey, welche Semiramis bey ihrer Krönung in Ninive auswerfen lassen. Ich schweige von denen, die große Dissertationes Epistolares von gelehrten Schneidern, Schustern, Kaufleuten rc. oder von allen berühmten Männern, die Caspar, Balthasar oder Melchior geheißen haben, ans Licht stellen; und bemerke nur, daß andere, die auch dieses nicht vermögen, uns nur bloße Verzeichnisse von allen denen geben, die dergleichen geschrieben haben; oder eine Historie von allen denen zusammen tragen, die schon von

den

den Scribenten der gelehrten Historie auf historische Weise gehandelt haben.

Dieses alles schreibe ich bloß in der Absicht, um den Verfasser des folgenden Schreibens zu rechtfertigen. Ich will nur zeigen, daß auch diejenige Schrift, die er entworfen, unter so viel tausend anderen unnöthigen Büchern, gedruckt zu werden verdiene. Er hat uns solche Vorstellungen zu machen gewußt, daß wir es ihm nicht haben abschlagen können, seinen Brief hier einzurücken. Ich weiß wohl, daß unsere Leser denken werden, wir müßten ihn selber gemacht haben; weil weder Ort, noch Jahrzahl, noch Name dabey befindlich ist: allein man denke, was man will; wer ihn mit Bedacht liest, der wird leicht sehen, daß er viel zu gelehrt für uns sey. Hier steht er von Wort zu Wort:

Vernünftige Tadlerinnen!

Ihr könnet mich nicht besser überreden, daß ihr dieses beliebte Beywort mit gutem Rechte angenommen, als wenn ihr diesem meinem Entwurfe einer neuen Wissenschaft, in euren wöchentlichen Blättern, einen Platz vergönnen werdet. Ich darf es fast nicht schreiben, daß es eine Tabackswissenschaft sey: denn das werdet ihr wohl gerochen haben, ehe ihr noch mein Schreiben eröffnet; ja das gelbgeräucherte Papier wird durch seine Farbe genugsam bekräftiget haben, daß ich in währendem Schreiben die Pfeife nicht aus dem Munde gelassen. Ich wußte wohl, daß ihr bey dem Empfange desselben ziemlich die Nase rümpfen würdet; indem es mir sonst nicht unbekannt ist, was ihr lieben Mägdchen für ekle Thierchen seyd. Ich hätte euch auch mit diesem verdrießlichen Geruche und häßlichen Anblicke gerne verschonen wollen; wenn es mir möglich gewesen wäre, zwo ganze Stunden (so viel Zeit hat mich dieser Brief gekostet) ohne Taback zu leben. Doch desto besser könnt ihr eine Probe ablegen, daß euer Verstand über die Sinne die Herrschaft führe, wenn ihr ein so schmutziges Schreiben nicht nur durchlesen; sondern auch abschreiben und drucken lassen werdet.

Was erstlich den Titel meines Werkes anlanget, so kann ich nicht leugnen, daß es mir manche Stunde gekostet, ehe ich mich entschlossen, wie derselbe lauten sollte. Bald dachte ich, mein Buch eine philosophische Tabackshistorie zu nennen: bald sollte es umgekehrt, eine historische Tabacksphilosophie heissen: bald gefiel es mir, beydes mit einander zu vereinigen, und das eine deutsch, das andre lateinisch zu setzen, welches unter uns Gelehrten sehr gewöhnlich ist. Doch ich bekam einen neuen Einfall, der endlich den Platz behielte. Ich besann mich nämlich auf das unvergleichliche Wort Tabakologia, welches fürs erste aus dem Griechischen kömmt, und also meinem Buche ein recht gelehrtes Ansehen geben wird; vors andre auch durch die schöne Mischung der allerbesten stummen und lautenden Buchstaben, Ta = ba = ko = lo = gi = a, einen solchen harmonischen Wohlklang in den Ohren verursachet, daß man bey Anhörung desselben halb entzücket wird. Wiewohl, ich hätte bald das Beste vergessen: ich meyne das alamodische Beywort, curieuse, welches nach dem ietzigen gelehrten Schlendrian den vornehmsten Zierrath eines wohlgesetzten Titels ausmachet. Schade um alle Bücher, denen es daran fehlet! denn die neugierige Welt denket bey dem ersten Anblick desselben, seltsamere Wunderwerke darinnen anzutreffen, als in dem besten Raritätenkasten. Doch, aller meiner Mühe ungeachtet, die ich mir schon des Titels halber gemachet habe, soll es dennoch dem Buchhändler, der es etwa verlegen wird, unverwehret seyn, die Ueberschrift nach Belieben zu ändern; oder auch etwas hinzu zu setzen. Diese Herren sind insgemein sehr glücklich in Erfindung der Büchertitel. Herr Superklug, z. E. läßt über ein Buch von Adam und Eva, welches unter diesem Namen zu Löschpapier werden will, einen neuen Anfangsbogen drucken, und nennet es: Den heutigen Momus! Ja ich wollte, meinem Verleger zu Ehren, wohl gar in der Vorrede gestehen, daß er, und nicht ich, meinem Kinde den Namen gegeben: wenn er nur mein Buch nicht durch einen abgeschmackten Zusatz so garstig verstellen möchte, als dem guten Faramond seine Uebersetzung des weisen und tugendhaften Epiktetus verstellet worden; welches ernsthafte Buch, durch den kleinen Görgel in Lebensgröße, ein ganz läppisches und lächerliches Ansehen bekommen hat.

Damit

Damit aber mein Buch nicht gleich mit der Thüre ins Haus falle: so fange ich mit einigen Prolegomenis an. Es sind drey Dissertationes praeliminares, die lauter allgemeine Vorerinnerungen in sich halten. In der ersten fragt es sich, aus welcher Sprache das Wort Taback herzuleiten sey? Da behaupte ich nun, daß es nothwendig aus dem Hebräischen, und zwar von dem Worte טוב herstamme, welches soviel als gut, schön, vortrefflich, und alles, was seines Nutzens halber angenehm ist, bedeutet: woraus ich denn nicht nur einen neuen Beweis mache, daß die hebräischen Wörter allerdings die innere Natur der Dinge bedeuten, sondern auch zugleich zeige, daß die hebräische Sprache die allerälteste sey. Eben diese Schlüsse kann ich aus der andern Herleitung des Worts Taback ziehen, die vielleicht manchem noch natürlicher scheinen wird; da ich es nämlich von טבק herführe: welches, nach einigen Wörterbüchern, so viel heißet, als, ex capedine combinata aliquid retrahere, aus einer vereinigten Höle etwas zurücke ziehen. Einem guten Freunde hat diese etymologische Erfindung so wohl gefallen, daß er mir darüber einen poetischen Glückwunsch gemachet, darinnen er mich allen Scioppiis und Salmasiis weit vorziehet: und ich werde mich kaum enthalten können, diesen Vers vor mein Buch drucken zu lassen. In der andern Dissertation untersuche ich das Alter des Tabacks, und zeige, daß ihn zum wenigsten Esau schon stark müsse geraucht haben; weil er, als ein Jäger, sich ohne denselben schwerlich wird haben behelfen können. Ja, ich mache es sehr wahrscheinlich, daß die Patriarchen vor der Sündfluth, bloß durch den Gebrauch des Tabacks, ihr Leben bis auf acht und neunhundert Jahre gebracht haben. In der dritten Dissertation handle ich von dem allgemeinen Gebrauche des Tabacks; wo es mir nicht schwer fällt, zu behaupten, daß derselbe nicht nur auf allen bewohnten Theilen unsers Erdbodens, sondern auch sogar im Monden und in allen übrigen Planeten geraucht werde. Dieses kann schon aus dem einzigen Beweise sonnenklar erhellen, daß nämlich der Hof um den Monden unmöglich was anders, als ein starker Tabacksrauch seyn kann, den zu gewissen Zeiten ein grosses Tabackscollegium daselbst verursachet. NB. Ich zeige auch, wie man aus diesen Grundsätzen die Cometen und ihren Ursprung, auf eine neue Art, erklären könne.

Mein

Mein Buch an sich selber hat vier Abtheilungen. Darunter die erste von dem Taback insbesondere handelt. Das erste Hauptstück erzählet die mancherley Gattungen des Tabacks, als da sind Canaster, englischer Carthuse, holländischer Blättchentaback, türkischer Tittum, Schubkärnergut, u. s. w. Im andern Hauptstücke fragt es sich, welcher Gattung der Vorzug gebühre? Da gebe ich nun dem Canaster den Vorzug, rücke Günthers Lobgedicht auf denselben ganz ein, und erläutere dasselbe mit einigen auserlesenen Anmerkungen. Im dritten Hauptstücke wird der ganze Tabacksbau beschrieben: ich zeige, welcher Acker sich am besten dazu schicket; wenn er gesäet, gepflanzet und abgeschnitten werde, wie man ihn dörre, u. s. w. Im vierten Hauptstücke gebe ich eine ausführliche Nachricht von dem löblichen Tabacksspinnerhandwerke, und entdecke verschiedene Künste, eine Gattung des Tabacks in die andre zu verwandeln. Im fünften Hauptstücke beschreibe ich den Tabackshandel, dabey man zeiget, was für Reichthum derselbe der Kaufmannschaft eintrage, imgleichen was für große Einkünfte ein Landesherr jährlich davon ziehe? Das sechste Hauptstück erzählet die heilsamen Kräfte und Wirkungen des Tabacks. Er heilet das Hauptweh, die Zahnschmerzen, die Flüsse, die Wassersucht, den Schwindel, u. s. w. Er stillet Hunger und Durst. Er wärmet im Winter, und kühlet im Sommer; verkürzet die lange, und verlängert die kurze Zeit, purgieret und treibet Schweiß aus, befördert das Nachsinnen der Gelehrten, und stärket das Gedächtniß. Kurz, Taback ist die rechte Panacee, und ein weit allgemeineres Arzneymittel, als alle falschberühmten Goldtincturen.

Die andre Abtheilung meiner Tabakologie handelt von Pfeifen. Im ersten Hauptstücke erzähle ich die verschiedenen Gattungen, als da sind hölzerne, irdene, gläserne, meerschäumene, porcellane, schildkrötene, perlenmutterne, silberne und güldene. Das andre Hauptstück untersuchet die Größe des Kopfes, welcher zum höchsten eine Faust groß seyn kann. Und weil es noch ungewiß ist, nach welcher krummen Linie die inwendige Höle derselben am bequemsten ausgeschnitten seyn kann: so übergebe ich diese in die hohe Geometrie und Algebra laufende Frage der in Petersburg neuerrichteten Societät der Wissenschaften zur gelehrten Entscheidung. Im dritten

Hauptstücke

Hauptstücke fragt es sich, wie lang die Röhren der Tabackspfeifen seyn müssen, da ich denn zeige, daß die kurzen im kalten Wetter die Nase zu wärmen, die langen aber in warmen Tagen dienen können. Das vierte handelt von Mundstücken. Das fünfte fraget, ob man lieber durch ein Glas Wasser rauchen solle, damit das grobe ölichte Wesen nicht in den Mund komme, wobey ich einige physicalische Untersuchungen und Erfahrungen anführe. Das sechste Hauptstück handelt von dem Staate, den einige Liebhaber von braunen und ganz schwarzgerauchten Pfeifen machen. Im siebenten Hauptstücke zeige ich endlich, wie aus gepülferten Pfeifen und aus Tabacksasche ein herrliches Zahnpulver zubereitet werden könne.

Die dritte Abtheilung meines Werkes ist dem Geräthe gewidmet, welches zum Tabackrauchen nöthig ist. Das erste Hauptstück vom Tabacksmesser. Daß andre vom Tabackstopfer. Das dritte von dem Feuer. Da untersuche ich, ob man lieber bey Kohlen; oder beym Wachsstocke; oder bey Unschlittlichte; oder durch ein Brennglas; oder mit Papier, den Taback anzünden soll. Im vierten Hauptstücke wird von Tabacksbeuteln und Dosen gehandelt. Im fünften von Tabacksmützen und Hüten. Im sechsten von Pfeifenfutteralen, die man auf Reisen brauchet. Im siebenten von dem Getränke, dabey man rauchet, als Thee, Caffee, Bier, Wein, Brandwein, u. s. w. Im achten von einem Instrumente zur Reinigung der Pfeifen. Im neunten endlich von einem Behältnisse zum Sande oder zu Sägespänen, darauf man auswirft, um das Zimmer zu schonen.

Die vierte Abtheilung handelt von dem Rauchen oder Schmauchen an sich selber. Das erste Hauptstück bestimmet die Zeiten, ob man nämlich frühe; oder nach Tische; oder des Abends schmauchen solle? Hier kommen einige medicinische Anmerkungen vor. Das andre lehret, wie viel Pfeifen für ieden Tag gehören, da es denn einige bis dreyßig bringen. Das dritte von dem künstlichen Schmauchen, z. E. auf gewisse Züge eine Pfeife auszuleeren; ein Holländerchen zu machen; den Rauch durch die Nase, Ohren rc. heraus zu lassen. Das vierte, ob es erlaubt sey, Gesundheiten zu rauchen, und die Pfeifen alsdann gegen die Wand zu werfen? Das fünfte von Tabackscollegiis und dergleichen Kränzchen. Das sechste von den Personen, die zum Rauchen tüchtig sind, nämlich Mannspersonen zwi-

schen

schen sechszehn und siebenzig Jahren: Frauenzimmer aber gar nicht; es wäre denn fürs Zahnweh. Das siebente von allerley Gerechtsamen, Freyheiten und alten Herkommen des Tabacks, imgleichen, wie weit man dieselben nach den Regeln des Wohlstandes einzuschränken habe.

Weil endlich ein Buch, welches am Ende gleich abschnappet, wie ein Hund ohne Schwanz ist: so will ich, anstatt eines Anhanges, des berühmten Herrn von Caniz unvergleichliches Tabackslied aus seinen Nebenstunden beyfügen, und nach dessen Anleitung erwähnen, was das Tabacksrauchen auch im Christenthume für erbauliche Gedanken verursachen könne; indem es uns ein deutliches Bild, von der Flüchtigkeit aller Dinge, zeiget. Zuletzt soll auch ein vollständiges Register beygefüget werden, damit mein Werk denen, die es vielleicht werden ausschreiben, oder, nach ihrer Redensart, brauchen wollen, nicht unnütz oder unbequem werden möge.

Dieses ist nun, liebe Tadlerinnen, der völlige Entwurf meines Werkes. Seyd so gut, und macht ihn in euren Blättern bekannt. Saget nur dabey, daß ich es auf keine schulfüchsische oder grillenfängerische Weise, sondern nach dem delicaten gout der galanten und politen Welt ausarbeiten werde. Oder wo ihr euch ein Gewissen machet, so viel französische Brocken in eure Blätter drucken zu lassen; so ändert, was ihr wollet, ich will es hernach doch schon nach meinem Kopfe machen. Insonderheit denke ich unzählige lustige Tabackshistorien einzustreuen, die ich aus langer Erfahrung gesammlet habe. Die Vorrede werde ich mir von einem berühmten Manne machen lassen: denn ich kann meine Zeit besser anwenden, als Vorreden zu schreiben (wie ein gewisser neuer Autor durch seinen ungenannten Vorredner gar wohl hat erinnern lassen) wenn ich gleich in der Zeit nur ein paar Pfeifen rauchen sollte. Der Verleger, der sich zu diesem Werke entschließt, kann durch die Zeitungen in ganz Europa bekannt machen, daß er Pränumeration annehmen, und die Namen der Pränumeranten eindrucken werde, wie es heute zu Tage Mode ist. So bald es fertig ist, will ich selbst einen Auszug aus dem Buche machen, und es in allen lateinischen, französischen und deutschen Monatschriften ausposaunen lassen.

Thut ihr meinem Verlangen dießmal ein Gnügen: so verspreche ich, euch zur Dankbarkeit auszuwirken, daß unter allen meinen Brüdern kein einziger eure Blätter zu Fidibus brauchen soll. Gebe ich auch einmal einen vernünftigen Tadler heraus: so verspreche ich, gleiche Gefälligkeit gegen euer Geschlecht zu bezeigen, und alles, was dasselbe einschicken wird, kund zu machen; wenn es gleich eine Fächerologie oder Pantoffelwissenschaft seyn sollte. Lebet wohl!

P. S. Den Augenblick höre ich von einer moscowitischen Art Taback zu rauchen. Man stopfet daselbst einen zinnernen Becher ganz voll, setzet ihn mitten auf den Tisch, legt oben eine glüende Kohle darauf, und ein ieder, der rauchen will, steckt seine biegsame lederne Röhre in des erwähnten Bechers befindliche Löchlein, und rauchet so lange als ihm beliebet. Diese Art verdient in einem besondern Capitel abgehandelt zu werden.

Wir haben zwar lange angestanden, ob wir dem Urheber dieses Briefes, mit Einrückung desselben in unsere Blätter, willfahren sollten: indem wir besorget, mancher von unseren Lesern möchte es uns verdenken, daß wir etwas unsrer Arbeit einverleibten, daß dem ersten Anblicke nach mehr nach Taback und Bier, als nach der Tugend riechet. Allein weil der Verfasser desselben auf eine verdeckte Art mancherley gemeine Fehler der Gelehrten getadelt hat; auch dergleichen Art der Vorstellung bey manchem leichter, als eine ernsthaftere, Eingang findet: so haben wir solchen mittheilen; allenfalls aber uns mit des Erasmus Lob der Thorheit entschuldigen wollen, welches bey vielen in der größten Hochachtung steht; obgleich andere dasselbe als ein faules Geschwätze verwerfen. Weiter sind die Herren Gelehrten viel zu vernünftig, als daß sie sich von allen Schwachheiten frey sprechen sollten. Ihre Liebe zur Tugend verstattet auch nicht, daß sie es übel empfinden könnten; wenn ihnen ihre Mängel bescheiden vorgestellet werden: und mich dünket, der Urheber dieses Briefs habe sich so aufgeführet,

daß

daß ein ieder mit ihm zufrieden seyn kann. Ein einziges hat er meines Erachtens vergessen, ich meine die Kupferstiche. Hätte er nicht alle seine Messer, Dosen, Pfeifen, Stopfer, Beutel, Tabacksrollen ꝛc. von Piccarten uud Wolfgangen in sauberen Kupferplatten können entwerfen lassen? Dieses würde dem Werke einen ungemeinen Zierrath geben, und zum wenigsten den Kindern, und allen, die ihnen gleich sind, einen angenehmen Zeitvertreib gemachet haben. Ja ich sehe nicht, warum er nicht vor das Titelblatt etwa die Auserwählten im Himmel, mit Pfeifen im Munde, stechen lassen; mit der Ueberschrift:

Crediderim diuos pro nectare ſugere fumum!

Gar zu großsprecherisch würde dieß nicht klingen. Habe ich doch eine gewisse Anleitung zur Redekunst gesehen, die über ihrem Kupferblatte diesen bescheidenen Vers stehen hat:

Crediderim Muſas hoc ego more loqui.

Glaubt dieser Autor so was vortheilhaftes von seiner eigenen Redekunst: so hätte ja der Verfasser unsrer Tabakologie auch von diesem edlen Kraute glauben können, was ihm beliebet hätte. Doch ich glaube nicht, daß es unserm Correspondenten ein Ernst sey, sein Buch iemals heraus zu geben.

Iris.



****

Das XLIV Stück.

Den 31 October, 1725.

Canitz.
Es ist dir die Vernunft umsonst nicht zugesellt.

Es laufen so viel artige und aufgeweckte Schreiben bey uns ein, daß unsere Blätter bald nicht mehr eine Arbeit der Tadlerinnen; sondern ein Werk allerhand munterer Köpfe in Deutschland, heissen werden. Wir wollen unseren Lesern diesesmal ein Paar davon vorlegen, die vor weniger Zeit bey uns eingelaufen sind. Wir zweifeln nicht, daß sie zu ihrem Vergnügen eben so wohl, als zu unsrer Absicht, dienlich seyn werden:

Wertheste Tadlerinnen!

Diesen Augenblick komme ich aus Leipzig, wo ich mich seit der letzten Messe aufgehalten habe. Ich weiß wohl, daß ich in der Zeit den Anfang von den meisten Collegien unserer Herren Professoren versäumet habe: allein, dieses reuet mich gar nicht, wenn ich an das Vergnügen denke, was ich daselbst genossen. Ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ihr auch desselben theilhaftig geworden wäret. Seht, so sehr liebe ich euch, wertheste Tadlerinnen, und so sehr bin ich versichert, daß meine Ergetzlichkeiten nach eurem Geschmacke gewesen seyn würden. Doch, weil ich mir keine Hoffnung machen kann, daß es in der That geschehen sey: so will ich den Vorsatz ins Werk richten, den ich unterwegens auf dem Postwagen gefasset habe: d. i. ich will euch eine kurze Nachricht geben, warum ich mich so lange in Leipzig aufgehalten.

Dazu hat mich nun nichts anders bewogen, als die hochdeutschen Comödien, die daselbst bisher gespielet worden. In Wahrheit, die vormalige Hakische, oder ietzige Hofmannische Bande ist mit so geschickten Personen versehen, daß sie in Deutschland kaum ihres glei-

chen haben wird. Die meisten wissen allerley Charactere, Stände, Alter, Laster und Tugenden so wohl vorzustellen, daß man rechte Meisterstücke von ihnen sieht. Sie haben in vielen von ihren Lust- und Trauerspielen nicht nur die Belustigung ihrer Zuschauer, sondern auch ihren Nutzen zur Absicht: denn sie stellen die gemeinen Fehler der Menschen auf eine so lebhafte Art vor, daß selbst diejenigen, die damit behaftet sind, ihren Uebelstand erkennen müssen. Ich sage, in vielen von ihren Spielen; nicht aber in allen. Etliche sind nämlich nach dem läppischen und fantastischen Geschmacke der Italiener eingerichtet. Skaramutze und Harlekin sind mit ihren Possen allezeit die Hauptpersonen darinnen, und diese verletzen mit ihren zweydeutigen Zoten alle Regeln der Sittsamkeit und Ehrbarkeit. Andere hingegen sind ganz spanisch, und gehen auf Stelzen. Alle Gespräche und Redensarten sind so hochtrabend, daß sie alle gesunde Vernunft übersteigen. Man sagt da nicht, daß der Mittag vorüber sey; sondern, daß der Monarch der Gestirne den Mittagswirbel schon überstiegen habe. Ein Ritter liebet eine Prinzeßinn nicht, sondern, die Pflanze ihrer Annehmlichkeiten schlägt in dem Erdreiche seines Herzens tiefe Wurzeln, u. d. m. welches abgeschmackte Zeug aber den Comödianten selbst, die vermuthlich keinen übeln Geschmack von solchen Dingen haben mögen, verdrüßlich zu seyn schien: weswegen alle Kenner unter den Zuhörern wünschten, daß sie sich, durch einen geschickten Mann, diese ungereimten Dinge durchsehen, und etwas Vernünftigers an die Stelle setzen lassen möchten.

So schlecht aber diese beyden Gattungen von Comödien mir gefallen haben: so sehr bin ich durch den aus dem Französischen übersetzten Regulus, den Cid, u. a. m. vergnüget worden. Dieses war ein Trauerspiel, durchgehends in deutschen Versen, die zwar nicht nach den vollkommensten Regeln der heutigen reinen Poesie gerathen waren, als welches in einer Uebersetzung sehr schwer seyn mag; aber doch durchgehends einen guten und vernünftigen Geschmack zeigeten. Das andre war zwar in ungebundner Schreibart, aber doch gleichfalls aus dem Französischen des großen Corneille übersetzt. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß man auch in Lustspielen von diesen unsern Nachbarn die besten Stücke so lange erborgen möchte, bis sich unsere eigene Dichter aufmachten, und etwas eigenes von gesunder

Art verfertigen möchten. Denn die Gryphischen und Weisischen Stücke selbst sind so regelmäßig nicht, daß sie wiederum auf die Bühne gebracht zu werden verdienen sollten. Vielleicht erleben wir noch die Zeiten, da ein gesunder Witz auch in unseren Belustigungen herrschen, und über die Unvernunft siegen wird. Vergebet mir, wertheste Tadlerinnen, daß ich euch mit einem so langen Schreiben beschwerlich falle: ich habe euch gern etwas von meinem Vergnügen mittheilen, und euch die Nachricht geben wollen, daß andere geschickte Männer an eben dem Werke arbeiten, welches ihr in euren wöchentlichen Blättern bisher getrieben habt. Durch diese Anmerkung werdet ihr euch aufmuntern lassen, in eurer Arbeit nicht müde zu werden, sondern mit zusammengesetzten Kräften die Ausrottung der ungeschickten Sitten, thörichten Gewohnheiten, und des übeln Geschmackes in der Poesie zu befördern. Ich bin

Von Hause, den 24 Oct. 1725.

Euer
aufrichtiger Verehrer
Logophilus.

Geehrteste Tadlerinnen!

Da ich iederzeit an der bey uns, durch so viele einfältige Vorurtheile und Gewohnheiten, grundverderbten Lebensart, ein ungemeines Misfallen gehabt, und noch habe: so erfreue ich mich im Gegentheile recht herzlich, wenn ich bemerke, daß sich iemand aller von Jugend auf eingesogenen albernen Einbildungen entschläget; noch mehr aber, wenn etwa iemand gar so kühn ist, der abgeschmackten Welt ihre Thorheit durch Schriften vorzustellen. Derowegen lese ich nicht nur des Patrioten wöchentliche halbe Bogen mit Vergnügen; sondern ich achte es auch für meine Schuldigkeit, eure sinnreichen Blätter mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Wie ich nun, edle Tadlerinnen, bishero beobachtet, daß ihr wegen der Kinderzucht, insonderheit was die Töchter anbetrifft, ganz sonderbare Fürsorge traget: also habe ich, nach Lesung eures XXXIX Stückes, mich nicht enthalten können, euch folgendes zur fernern vernünftigen Ueberlegung zu überschreiben.

Ich kam vor kurzer Zeit, mit einem wohlhabenden Manne, der ordentlich auf einem seiner Güter wohnet, in Gesellschaft. Ich weiß nicht,

nicht, wie es kam, daß ich mit ihm in ein besondres Gespräch verfiel, und ihn unter andern fragte, womit er sich doch in seiner Einsamkeit auf dem Lande, am meisten vergnügte? Da hörte ich nun mit Verwunderung folgende Antwort: Seine vor sechs Jahren verstorbene selige Frau habe ihm einen Sohn, der ietzo achtzehn Jahre alt sey, und eine um ein Jahr ältere Tochter hinterlassen; und diese beyden Kinder wären fast sein einziges Vergnügen. Er habe sich nämlich mit äußerstem Fleiße angelegen seyn lassen, ihnen eine vollkommene Auferziehung zu geben; womit es auch endlich, nach vieler Mühe und großen Kosten, so glücklich von statten gegangen, daß er sie beyde, unter der Aufsicht eines Hofmeisters, mit Nutzen auf Universitäten und Reisen schicken könne. Ich mußte über die Universitätsreise seiner Tochter nothwendig ein Paar große Augen machen; er aber kam meinem Einwurfe zuvor, und fuhr fort: Er hielte es für eine sehr üble Kinderzucht, daß man die Söhne allein, mit völliger Ausschließung der Töchter, in allerhand nützlichen Wissenschaften unterrichten ließe, und hingegen die armen Mädchen, mit großer Ungerechtigkeit, zu den sogenannten weiblichen Verrichtungen verdammete. Dieses überall eingerissene Uebel nun zu verhüten, hätte er seine beyden Kinder, ohne Unterscheid des Geschlechts, in allerley Wissenschaften und Leibesübungen unterweisen lassen: wie denn seine Tochter, nebst ihrem Bruder, die lateinische und griechische Sprache, die Geschichte, die Mathematik, Wapenkunst, Weltbeschreibung, Naturkunde, Kriegs- und bürgerliche Baukunst, das Fechten und Reiten rc. ganz wohl begriffen. Doch gäbe es ihr sein Sohn in der Kochkunst, Zuckerbeckerey, im Putzmachen, Nähen, Sticken, u. s. f. auch nicht im geringsten nach; und er hätte allemal eine innigliche Freude, wenn er beyde, entweder bey Zurichtung einer Pastete in der Küche, oder bey Durchlesung des Hesiodus und Tacitus, in der Studierstube anträfe; oder auch zuweilen auf die Jagd reiten sähe. Damit er ihnen aber, gleich anfänglich, die Uebungen beyderley Geschlechts leichter und annehmlicher machen möchte; so habe er für iedes zweyerley Kleidungen verfertigen lassen, und sie angehalten, sich aller beyder ohne Unterscheid zu bedienen; welches sie sich nunmehro so angewöhnet, daß es nichts neues mehr wäre, wenn sie beyde in ledernen Kolleten, Stiefeln und Spornen, an dem Nährahmen arbeiteten; oder sich, nach

abgelegten Andriennen, und etwas aufgeschürzten Reifröcken, auf seinem grossen Vorsaale, in den blossen Schnürbrüsten, im Fechten übeten. Weil sie auch meistentheils beyde zugleich, entweder als Manns- oder als Weibsbilder, gekleidet giengen: so stünden die meisten, die nur dann und wann bey ihm einsprächen, in der irrigen Meynung, er habe zwo Töchter, oder zween Söhne, nachdem sie dieselben nämlich bey ihrem Zuspruche angetroffen. Etliche wenige von seinen Bekannten wüßten nur, daß sie von verschiedenem Geschlechte wären, und daß er so verschmitzt gewesen, seine Kinder durch eine sonderbare Auferziehung zu vervielfältigen. Hiebey ließ er noch diese Staatsregel einfliessen: daß es dem gemeinen Wesen ungemein vortheilhaft seyn würde, wenn alle Aeltern, seiner neuerfundenen Erziehungsart zu folgen, genöthiget würden. Denn auf diese Art würden die Bürger verdoppelt; indem man sowohl die Manns- als Weibespersonen, ohne Absicht auf ihr Geschlecht, zu allerley Verrichtungen gebrauchen könnte. Er wisse auch nicht, warum eine eifrige Predigerinn, eine muntre Kürassreuterinn, eine ansehnliche Bürgermeisterinn, eine geübte Bombenwerferinn, eine erfahrne Steuermänninn, u. s. w. nicht eben so gute Dienste verrichten sollte, als das Mannsvolk bisher verrichtet hätte.

Nunmehro, vernünftige Tadlerinnen, überlasse ich es euch, zu beurtheilen, was von dieses Mannes Kinderzucht zu halten sey? Er scheinet sie aus dem sogenannten deutschen Herkules; oder aus der Beschreibung der Sevaramben entlehnet und erlernet zu haben. Ich für meine Person werde ehestens das Glück haben, diese zwey Wunderwerke seiner sinnreichen Auferziehung, in Augenschein zu nehmen; weil er mich gar höflich zu sich auf sein Gut eingeladen hat. Werdet ihr es nun in einem von euren Papieren befehlen: so werde ich nicht unterlassen, euch von meinem Besuche, und allem, was dabey vorgegangen, fernern Bericht zu ertheilen. Ich bin übrigens allezeit,

Edle Tadlerinnen!

Dresden, am 5ten des Weinm. 1725.

Euer dienstwilliger Diener und Freund,
Ehrenlieb von der Mulde.

P. S. Es befindet sich auch in dieser Stadt ein junges Frauenzimmer, welches, sowohl wegen ihrer guten Eigenschaften, als ziemlich vortheilhaften Umstände, mit gar greulich viel Liebesbriefen angefochten wird; so, daß sie allein im letzten Monate sechs und funfzig Stücke erhalten; aber alle diese mit verliebten, theils gereimten, theils ungereimten Narrenpossen angefüllte vergüldete Bogen, verbrennen lassen. Diese ersuchet euch, gütige Tadlerinnen, ihr doch von Geschlechts wegen, einen guten Rath zu ertheilen, wie sie sich vor dergleichen papiernen Anfällen inskünftige retten solle?

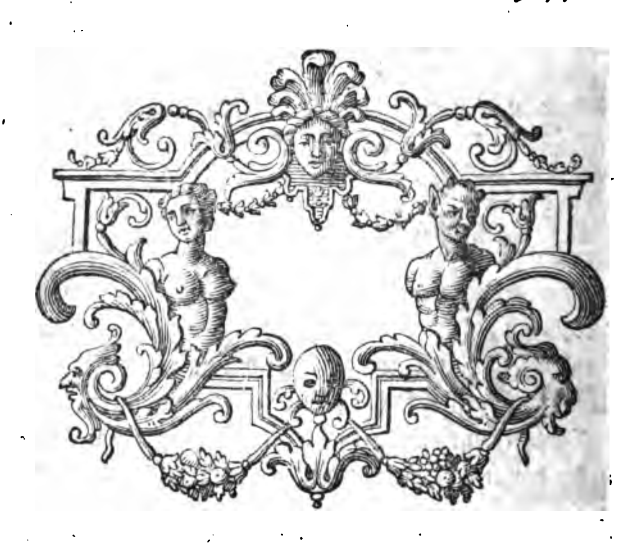
Dem Herrn Logophilus danken wir für sein wohlgemeyntes Schreiben. Wir leugnen nicht, daß wir nach der billigen Meynung unserer hiesigen Gottesgelehrten von Opern und Comödien gar schlechte Liebhaberinnen seyn. Wie sehr die Tugend bey solcher Profeßion Noth leide: das legen die vielen Nachrichten vom Opernfrauenzimmer zur Genüge an Tag; derer sündlichen Dinge, und deren Ausübung, wozu die Zuschauer in Comödien und Opern gemeiniglich Gelegenheit bekommen, nicht zu gedenken. Dem ungeachtet wünschen wir, daß die Verfasser solcher lust- und nutzerfüllten theatralischen Spiele fortfahren mögen, unserm Vaterlande dadurch den Ruhm zu machen, den es in dieser Gattung der Poesie noch nicht erlanget hat. Ja wir ersuchen dieselben, auch nur die erwähnten artigen Spiele durch den Druck bekannt zu machen, damit nebst uns auch andere, die nicht Lust noch Gelegenheit haben, dieselben aufführen zu sehen, sich aus deren Lesung bessern mögen. Wir ergetzen uns an Verstand und Tugend, wir mögen sie nun in Postillen, oder theatralischen Poesien finden. Wir wollen einmal in einem besondern Stücke untersuchen, wie weit Opern und Comödien an sich an der damit verknüpften sündlichen Eitelkeit Schuld haben oder nicht.

Dem Herrn von der Mulde sind wir für seinen lebhaften Einfall auch verbunden. Wir wollten zu seiner Befriedigung

gerne sehen; daß unsere Leser die erzählten Geschichte glauben möchten. Wäre die in einem von den ersten Blättern des Patrioten entworfene Akademie fürs Frauenzimmer zum Stande gekommen: so würde seines Landjunkers Tochter wohl schwerlich die erste gewesen seyn, die sich auf dieselbe begeben hätte. Ich sehe aber nicht, warum sich sein junges Paar in einem Reuterhabite zum Nährahmen, und gegentheils in Frauenzimmerkleidung auf den Fechtboden zu begeben, gewöhnet habe? Doch das ist ein lustiger Einfall unsers Herrn Correspondenten, dem wir seine Annehmlichkeit nicht absprechen wollen.

Die Materie von Liebesbriefen muß freylich einen Platz in unseren Blättern haben: darum wird das nächste Stück derselben dazu bestimmet, wohin wir denselben hiemit verweisen wollen.

Phyllis.



****

Das XLV Stück.

Den 7 November, 1725.

Günther.

Der Frevel unverschämter Federn, der dieß gedrückte Volk betrübt,
Und allzeit seine Lasterpfeile nur bloß am schwachen Werkzeug übt,
Schwächt endlich Langmuth und Gedult.

Ich bin in ein Erstaunen gerathen, wenn ich bedacht habe, was die Kunst zu schreiben für ein wunderwürdiges Geheimniß ist. Unsere Gedanken sind an sich selbst schon ein Räthsel, dessen Auflösung auch den scharfsinnigsten Weltweisen genug zu thun gemachet. Wie geht es immer zu, oder wie ist es möglich, daß wir Menschen vergangene, vorhandene, künftige, abwesende, gegenwärtige, mögliche und unmögliche Dinge in einem so untheilbaren Puncte, als unsre Seele ist, abschildern, gegen einander halten, verknüpfen, und absondern können! Dieses ist ohne Zweifel schwer zu beantworten. Allein unser Nachsinnen findet doch noch mehr Anlaß, sich in einer anziehenden Betrachtung zu vertiefen, wenn wir erwägen, daß man nicht nur denken, sondern auch diese Gedanken einem andern mittheilen könne. Was ist es nicht für eine kunstreiche und geheimnißvolle Erfindung, die wir die Sprache nennen! Geistliche und körperliche Dinge, die in einem Pünctlein meines Gehirns vorgehen: Dinge, die kein Mensch fühlen, schmecken, riechen, hören, oder sehen kann; ja die man durch das beste Vergrösserungsglas nicht zu erkennen vermag, können gleichwohl durch etliche, in der Luftröhre gemachte, und durch den Mund veränderte Töne, an

den

den Tag geleget werden; so daß andere, die sonst die Heimlichkeit meiner innersten Gedanken nimmermehr errathen hätten, nunmehro ganz deutlich wissen, was in meinem Gemüthe vorgehet. Die Wörter bedeuten an sich selber nichts: sie sind nur zitternde Bewegungen der Luft, die dem andern das im Ohre ausgespannte Häutlein, das man die Trummel nennet, erschüttern. Bald sperret man den Mund weit auf, bald machen wir ihn enge, bald breit, bald wieder spitzig. Die Luft fähret aus dem Halse heraus, und wird durch die Zunge bald so, bald anders eingeschränket, bald an den Gaumen geführet, bald durch die Zähne gestoßen, bald bis an die Lippen gelassen. Alles dieses thut man in einer Rede so geschwinde und unordentlich durcheinander, als wenn ein Haufen Gänse zugleich schnatterten, oder mancherley Vögel auf einmal anschlügen. Und doch sind diese unförmliche Erschütterungen der Luft vermögend, anderen Leuten, denen sie stark genug in das Ohr dringen, die verborgene Wirkungen des in uns befindlichen Wesens zu entdecken.

Wer hätte sichs aber wohl einbilden sollen, daß diese hörbare Zeichen unserer Gedanken, ich meyne die Worte, auch sichtbar werden können? Wer hätte immermehr gedacht, daß man Dinge, die nur für unsere Ohren gehörten, auch vor die Augen bringen könnte? Einen Ton abzumalen, das scheint so widersprechend zu seyn, als eine Farbe durchs Gehör zu erkennen: und dennoch hat man diese Kunst erfunden. Etliche krumme, durch einander gezogene, verwirrte Linien stellen Sachen vor, denen sie ganz und gar nicht ähnlich sind: denn was ist, z. E. zwischen diesen Zügen H a u s und einem Hause für eine Aehnlichkeit?

Ich sehe iemanden, der ein Blatt Papier, was ihm gebracht wird, aus einander wickelt. Ich denke, es wird ein Bild seyn, welches einem Menschen, Thiere, Gebäude, Garten,

ten, Walde oder Felde ähnlich sieht; allein es ist nichts von diesen allen. Es sind lauter unförmliche Linien, die öfters fast eben so wunderlich aussehen, als wenn die Hüner im Sande gescharret haben; oder wenn Spreu und kleingehackte Stoppeln über einen Tisch gestreuet sind. Was macht er damit? Was treibt ihn für eine Begierde, diese Zauberzeichen so eifrig anzusehen? Bald fängt er an zu lachen, bald wird er zornig; ietzo laufen ihm die Thränen aus den Augen; nun schlägt er vor Vergnügen in die Hände: zuletzt werden seine Augen ganz feurig; er stößet Flüche aus, stampfet mit dem Fuße wider den Boden, zerreißet das Blatt in tausend Stücke und wirft es zum Fenster hinaus. Mein Gott! was für eine Zauberinn hat ihm dieses Papier zugeschicket? Was für giftige Ausdünstungen steigen ihm aus diesen schwarzen Figuren durch die Augen? Was verwirret ihm das Gehirn? Was bezaubert meinen Freund, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig bleibt?

Seht, so wunderlich, ja noch wunderlicher würde es uns vorkommen, wenn wir weder iemals einen Brief gesehen, noch irgend was davon gehöret hätten. Ja wie hoch würde unser Erstaunen nicht steigen, wenn man uns noch dazu sagen möchte, daß diese schwarze Züge die Abbildungen von dem lustigen Einfalle eines Freundes, von der Beleidigung eines Lästerers, von dem Tode seiner Aeltern, von einer reichen Erbschaft, und von einem ungerechten Richterspruche wären, der ihn auf einmal um alles seinige gebracht? Fürwahr, wir würden solches für eine Verspottung annehmen, und glauben, daß man uns für Narren halte, wenn man uns solche Dinge einzubilden verhoffte: so unmöglich würde es uns bedünken, dergleichen wichtige Sachen mit etlichen krummen Linien zu entwerfen.

Wenn meine Leser die heutigen Gewohnheiten einen Augenblick ins Vergessen stellen, und sich gleichsam in die Umstände

eines Americaners setzen können, der bey der ersten Ankunft der Europäer iemanden einen Brief lesen gesehen, so werden sie sich diese meine Betrachtung nicht misfallen lassen. Sie werden sich auch vielleicht, durch ihre eigene Lebhaftigkeit, dieses Erstaunen noch besser vorstellen können, als ich in so wenig Zeilen zu thun vermocht habe. Weitläuftiger mag ich mich bey Betrachtung dieses natürlichen Wunderwerks nicht aufhalten. Es ist nicht allen daran gelegen, die innerste Natur einer Sache zu erkennen. Man ist schon zufrieden, alles, was täglich ist, nur oben hin, von der äußeren Fläche, wie die Kuh das neue Thor, anzusehen. Ich will auch nicht von der Scharfsinnigkeit des Erfinders handeln, der die Schreibekunst zuerst erdacht hat: welcher doch meines Erachtens weit würdiger gewesen wäre, von den Alten unter die Zahl der Götter gesetzet zu werden; als Minerva, die das Nähen und Spinnen, oder Bachus, der die Kunst, Wein zu machen, erfunden. Meine Absicht ist, nach diesem fast gar zu weithergesuchten Eingange, dem letzten Versprechen meiner Mitschwester ein Genügen zu thun, und, nach Veranlassung des Herrn von der Mulde, von Liebesbriefen zu handeln.

Anfänglich scheinet es wohl eine kleine Vergrößerung zu seyn, wenn erwähnter Correspondent schreibet, sein Frauenzimmer habe, in Zeit eines Monats, eine so ungeheure Anzahl von verliebten Papieren bekommen. Gesetzt, die erwähnte Schöne bekäme von einem ieden Liebhaber, den sie hat, um den andern Tag ein Schreiben, welches doch einen ganzen Monat durch ganz unglaublich ist: so müßte sie nicht weniger, als sechszehn Buhler haben, die so ungestüm wären, ihre Gewogenheit durch unaufhörliche Briefe und Verse zu bestürmen. Da nun unter zehn Liebhabern, die ein Frauenzimmer hat, kaum einer zu seyn pfleget, der sich dergleichen untersteht: so müßte diese dres-

denische

denische Nymphe gerade hundert und sechzig Anbether haben; welche Zahl sogar unserem akademischen Frauenzimmer fremde dünken wird, welches doch unter einer weit größeren Menge von jungen Mannspersonen lebet, als an dem zahlreichsten Hofe möglich ist. Auch unserm Schriftsetzer muß die Anzahl ungeheuer vorgekommen seyn: indem er darüber den Druckfehler sechs und funfzig zu ändern vergessen; unerachtet er ihn zweymal corrigiret bekommen.

Doch dem sey wie ihm wolle: die Briefe, die junge Mannspersonen an Frauenzimmer schreiben, sind entweder gleichgültige Briefe; oder eigentliche sogenannte Liebesbriefe. Die ersten können entweder bloße Scherz- und Schmeichelschreiben seyn, darinnen man nur seinen aufgeweckten Kopf, seine artigen Einfälle, oder seine geübte Feder anzuwenden suchet; oder es können auch Vorbereitungen zur Liebe selber werden. Alle diese müssen mit einem besondern Geiste, mit einer muntern und ungezwungenen Schreibart, und mit sinnreichen und zärtlichen Ausdrückungen abgefasset werden, wenn sie anders einigen Beyfall finden sollen. Die Ehrbarkeit und die Tugend überhaupt muß aus allen Sylben hervorleuchten; und alles pöbelhafte Wesen, alle zweydeutige Redensarten müssen daraus verbannet seyn. Die Franzosen sind uns hierinnen mit unvergleichlichen Exempeln vorgegangen, und mich dünkt, daß auch Benj. Neukirch in etlichen seiner galanten Briefe recht glücklich gewesen sey. Diese Gattung von Schreiben halte ich nun für ganz erlaubt. Sie sind Mittel, wodurch aufgeweckte Leute ihren Witz zeigen, ihre Muttersprache bereichern, und ihrer Nation Ehre verursachen können. Ja wie es eine rechte Kunst ist, dergleichen zu verfertigen; also ersuchen wir alle, die dafür halten, daß sie die dazu gehörige Geschicklichkeit besitzen, uns einige von ihren Schreiben dieser Art zuzuschicken; wir werden

uns

uns eine Freude machen, dieselben, anderen zum Muster und Vorbilde, in unsere Blätter eindrucken zu lassen.

Ein ganz andres Urtheil ist von der andern Gattung der Liebesbriefe zu fällen. Die Liebe, welche eine Mannsperson gegen ein Frauenzimmer entdecken kann, hat entweder die Ehe zur Absicht; oder nicht. Ist jenes, so sehe ich nicht, warum man dieselbe durch einen von oberwähnten unterschiednen Brief eröffnen sollte? Man muß ganz andere Mittel vor die Hand nehmen, ein Frauenzimmer oder ihre Aeltern zu gewinnen. Ein verliebtes Schreiben wird bey Vernünftigen sehr wenig ausrichten. Wer ein einträgliches Amt, eine gesegnete Nahrung; oder, in Ermangelung dessen, ein reiches Erbtheil in Händen hat, davon er sich einen Titel kaufen, und etliche Jahre einen ansehnlichen Staat führen kann, der wird leicht eine Frau bekommen; wenn er gleich seinen Namen nicht recht buchstabiren, geschweige denn einen artigen Liebesbrief abfassen könnte. Ist aber die Liebe nicht auf den Ehestand gerichtet: so ist sie ohnedem nicht vergönnt. Die Regeln des Christenthums und der Vernunft sind ihr zuwider! Folglich muß alles, was aus ihr entstehet, lasterhaft und thöricht seyn.

Denn was suchet eine junge Mannsperson durch dergleichen Liebesbriefe? Nichts als solche Dinge, die auf eine verbothene Bekanntschaft hinaus laufen. Ich weiß wohl, daß die meisten von Anfang vorgeben, sie verlangten nichts mehr, als einen unschuldigen Umgang mit einem Frauenzimmer zu erlangen. Aber gesetzt, es wäre so, wie sie sagen: warum suchen sie denn diesen Umgang? Man giebt zur Antwort: Um in einer solchen Schule geschickt und artig zu werden. Ist dem also? warum sucht man denn bloß die Bekanntschaft des schönen Frauenzimmers? Warum verachtet man mittelmäßige Gestalten? Ich frage dieses nicht ohne Ursache. Ein häßliches

Frauenzimmer

Frauenzimmer kann mehrmals eine bessere Lehrmeisterinn der Artigkeit und anständigen Aufführung abgeben, als das schönste Venusbild. Doch wüßte ich keine Ungestalte zu finden, die mit Liebesbriefen iemals wäre belästiget worden. Es ist also wohl zu vermuthen, daß die Absicht solcher Briefe allezeit etwas anders sey, als eine Begierde, geschickt zu werden. Dieses erhellet noch deutlicher aus dem Innhalte solcher Briefe. Keine Schmeicheley ist so niederträchtig, kein Beywort ist so fürtrefflich, welches nicht darinnen vorkäme. Die Zunamen der Göttinnen, der Engel, der Unvergleichlichen, der Himmlischen, der Anbethenswürdigen sind so gemein, daß sie wohl gar Mägden beygeleget werden. Denn es ist nichts neues, daß auch solche Personen mit Liebesbriefen verehret worden. Günther hat sich darüber schon beschweret, wenn er geschrieben:

> Der bettelt, geht und kömmt, und kann für Angst nicht ruhn,
> Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyret,
> Wie, da sie gestern spät das Sonntagszinn gescheuret,
> Ihr aufgestreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
> Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt:
> Daher in seiner Brust ein neuer Aetna brennte,
> Dem selbst ihr Schüsselfaß die Glut nicht löschen könnte.

Was sollen nun alle dergleichen Thorheiten, wenn man nichts anders als tugendhafte Absichten hätte? Andere können ihre Begierden so wenig verbergen, daß sie alle Zeilen mit unzüchtigen Redensarten anfüllen. Sie schreiben Dinge, die sie nicht einmal gedenken sollten, und die ich aus Schamhaftigkeit ihnen nicht einmal verweisen mag.

Betrachtet man nun die Schreibart solcher Briefe; so wollte ich wetten, daß man unter funfzigen nicht einen einzigen antreffen wird, der das geringste Geschick hat. Entweder es ist schwülstig Zeug, welches die thörichten Buhler aus einem hochtrabenden Roman zusammen gestoppelt haben; oder es sieht alles so mager aus, als wenn ein Schüler von der dritten Classe Urheber davon

wäre, der weder ein Strichlein, noch einen Punct am gehörigen Orte zu machen weiß. Es giebt auch solche, die in Liebesbriefen ihre Gelehrsamkeit zeigen wollen.

Was er von Jugend auf aus Büchern abgeschrieben,
Das wird mit Noth und Zwang in einen Vers getrieben,
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohl belesen seyn.
Des Aetna Feuerkluft muß seiner Liebe weichen;
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte gleichen:
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiß nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört ꝛc. Canitz.

Ist ja ein Liebesbrief vernünftig abgefasset; so darf man nur sicher denken, daß ihn der Buhler nicht selbst gemacht habe. Es giebt allezeit hungrige Poeten, die ihre Federn vermiethen, und für einen, oder mehr Thaler bey kaltem Blute, die hitzigsten Geburten zur Welt bringen, um damit ungeschickten Liebhabern in ihrer Einfalt zu Hülfe zu kommen. Da ist nun nichts lächerlicher, als ein solcher Anbether, der sich von einem andern sagen läßt, was er von einem Frauenzimmer wünschet. Indessen würde eine unzählige Menge solcher verliebten Schreiben niemals das Licht erblicken; wenn nur alle Poeten eins würden, ihre Geschicklichkeit niemals zu verpachten, und alle solche Stümper dadurch zu nöthigen, daß sie sich selbst auf ihre Muttersprache legen, und bey einem ehrlichen akademischen Lehrer, Unterricht und Anweisung suchen müssen.

Was hat aber ein Frauenzimmer zu thun, wenn es mit dergleichen Liebesbriefen überhäufet wird? Meines Erachtens glaube ich, daß kein einziges von solchen ungestümen Höflichkeiten beschweret würde, wenn es keinen Gefallen daran hätte. Wenn sie demjenigen, der an sie schreibet, keine freundlichere Blicke giebt, als anderen; wenn sie ihn seiner Bitte nicht gewähret; wenn sie ihm keine Antwort auf seine Frage geben läßt: so wird sie ihrer schriftlichen Complimenten bald los werden. Denn diese Herren sind so beständig in ihrer Liebe nicht; als sie wohl vorgeben. Ist

aber

aber die Hitze einmal vorüber; so werden sie schon aufhören, ihnen noch weiter Mühe zu machen. Ybarine, der ich schon sonsten gedacht, wußte Herrn Leporandern seine Briefe bald abzugewöhnen. Anstatt freundlicher Minen gab sie ihm ein störrisches Gesichte; wenn er fürüber gieng und sie grüßen wollte, so zog sie den Vorhang vors Fenster: ja als auch dieses nicht half, nahm sie seinen Brief, steckte ihn durchs Fenster, zerriß denselben vor seinen Augen, und ließ die Stücke auf die Gasse fallen, so daß er sie selber aufheben konnte. Thäte dieses nur alles Frauenzimmer: so wollte ich wetten, daß kein einziges über eine Menge von dergleichen papiernen Höflichkeiten klagen würde.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, ist leicht zu schliessen, was von den Liebesbriefen des Frauenzimmers zu halten sey? Hat ein Frauenzimmer Verstand; ist sie in der Feder geübt: so ist es ihr unverbothen, auch an Mannspersonen zu schreiben; wenn nur alles in gleichgültigen Ausdrückungen bleibet. Das sind einfältige Aeltern, die ihre Töchter deswegen nicht im Schreiben unterrichten lassen, damit sie nicht Liebesbriefe machen mögen! Wer sonst zu Ausschweifungen geneigt ist, der wird ohne Briefe die Wege dazu finden: weiß aber eine Tugendhafte die Feder wohl zu führen; so kann sie sich dadurch wegen ihrer Lebhaftigkeit in Hochachtung setzen, und mit der Zeit den Vorwurf von unseren Deutschen ablehnen, die in dieser Gattung noch nichts aufzuweisen haben, was man den Briefen einiger Französinnen entgegen setzen könnte. Selbst auf die allerverliebtesten Briefe kann sie, ihren Scherz zu treiben, die kaltsinnigsten Antworten verfertigen, und unzeitigen Buhlern solche Ausputzer geben, daß sie klug werden und ihre Thorheit erkennen lernen. Aber sie haben sich wohl vorzusehen, daß sie nicht die allergeringste Redensart brauchen, daraus die Mannsperson eine Gegenliebe spüren könnte; es wäre dann, daß es ein wirklicher Bräuti-

gam wäre. Vielleicht sind aber diese Regeln vergebens? Vielleicht ist noch kein einziger Liebesbrief von einem Frauenzimmer geschrieben worden? Ach ja, ich habe selbst einmal dergleichen in die Hände bekommen. Ein gewisser Mensch, der seines Höckers halber nur fünftehalb Schuh hoch war, und keine andere reizende Eigenschaft hatte, als daß er bey seinem Gelde zehn oder zwanzig Handstücke auf der Viol di Gamba, oder Kniegeige, spielen konnte, war der angenehme Gegenstand, an den ein verliebtes Bürgermägdchen folgendes Schreiben abgelässen:

Ungetreue Seele!

Das hätte ich dir niemals zugetrauet, daß du mir so bald eidbrüchig werden, und eine andre lieben würdest: sonst hätte ich mich nimmermehr entschlossen, dir mein Herz zu schenken. Aber deine verteufelten Schmeicheleyen haben mich betrogen. Ich verfluche die Stunden, da ich dir die geringsten Gefälligkeiten erwiesen. Gehe hin, du Falscher! und sey versichert, daß dich deine Untreue gereuen wird. Ich würde mich in meinem Elende nicht zu trösten wissen, wenn mir nicht bekannt wäre, daß du, bey anderen bösen Eigenschaften, doch noch die Tugend der Verschwiegenheit besitzest. Diese einzige ist mein Trost, und bewegt mich, lebenslang zu verharren,

Ungetreues Herz!

Deine Betrübte, &c.

Wie leicht zu erachten ist, so war die Rechtschreibung in diesem Briefe sehr elend beschaffen: weil er doch aber einen lebhaften Affect in sich hatte; so schrieb ich ihn für mich ab. Unser Frauenzimmer mag sich prüfen, ob vielleicht auch die Verschwiegenheit der Mannspersonen ihnen angenehmer sey, als alle andere Tugenden derselben?

Calliste.



Das

****

Das XLVI Stück.

Den 14 November, 1725.

Philander von der Linde.
Ich weiß, der tadelt dieß, der andre sonsten was.

Es wäre höchst unbillig, wenn wir, die wir uns die Freyheit nehmen, andere nach Gutbefinden zu tadeln, nicht einem ieden ein gleiches zu thun verstatten wollten. Demnach sehen wir uns verbunden, die Erinnerungen derjenigen von unseren Gönnern mit Dank anzunehmen, die uns wegen unserer Schriften ihre Gedanken eröffnen, und uns diejenigen Fehler entdecken, die wir, aus Schwachheit, selbst nicht wahrnehmen können. Als ich dieser Tage unsere ältesten Briefe durchsah, so fand ich noch ein Schreiben eines so redlichen Correspondenten unbeantwortet, der durch einen vernünftigen Tadel uns selbst untadelhafter zu machen gesuchet. Sein Brief ist so wohl abgefasset, daß er eben sowohl als andere, die uns gelobet haben, in unseren Blättern einen Platz verdienet.

Wohlgelahrtes Frauenzimmer!

Wenn ich nicht versichert wäre, daß Sie, von der Nutzbarkeit ihres bisherigen Unternehmens, nach Dero eigenem und anderer vernünftigen Leute Urtheile, völlig überzeuget wären: so würde ich mich bemühen, Sie, durch meinen wenigen Beyfall, noch mehr zu ermuntern. Sie haben bisher erwiesen, daß Sie dasjenige sind, wofür Sie sich ausgegeben, nämlich Tadlerinnen. Wie vernünftig aber dieses ihr Tadeln sey, daß könnte meines Erachtens auch daher erwiesen werden, daß Sie sich damit nicht auf den Richterstuhl

setzen, wo es niemanden erlaubet ist, zu widersprechen: sondern auch anderen die Freyheit, vernünftig zu tadeln, zugestehen. Ich bin zwar keine Jungfer: doch habe ich Dero Blätter bisher nicht ohne Vergnügen gelesen; theils weil ich auch für Mannspersonen viel Nützliches darinnen angetroffen; theils auch, weil ich ein besondrer Liebhaber derjenigen Tugenden bin, welche ihnen noch mehr, als unserm Geschlechte, eigen zu seyn scheinen. Unter diesen aber möchte wohl die Schamhaftigkeit oben an stehen. Wollen sie es mir indessen erlauben, so muß ich gestehen, daß dieselbe, durch eines Ihrer Papiere, nicht wenig beleidiget worden. Cratippus konnte gar deutlich an meinem Gesichte eine Veränderung merken, als ich, in Durchlesung Ihres = = Stückes, auf das letzte Blatt kam. Mein Glück war, daß eben dazumal kein Frauenzimmer zugegen war, dem ich Ihre Papiere zuweilen vorzulesen pflege: denn ich hätte diesesmal verstummen müssen. Sie gläuben nicht, wie furchtsam ich dadurch gemacht worden bin: zum wenigsten werde ich inskünftige nicht leicht ein Stück von Ihrer Arbeit jemanden laut vorlesen; wo ich es nicht vorher allein durchgesehen. Sie könnten dieses zwar eine strafbare Schamhaftigkeit nennen; weil der Verstand Ihrer Worte noch ziemlich versteckt ist: allein Sie werden auch erwägen, daß Ihre Leser nicht lauter Kinder; sondern großentheils vernünftige Leute sind. Das einzige kömmt mir, zu meiner Entschuldigung, in den Sinn, daß Sie in dieser Stelle sich selbst Gewalt gethan, um durch eine freye Schreibart Ihre Leser noch immer in der Ungewißheit zu lassen, ob Sie wirklich dasjenige sind, dafür Sie angesehen seyn wollen? Allein ich besorge, der Schade, der davon zu befürchten ist, werde viel größer seyn, als man vielleicht vermuthet. Sie klagen ja ohnedem, daß Ihre Blätter, ganz wider Ihre Absicht, am wenigsten von Personen Ihres Geschlechts gelesen werden: wie, wenn das Frauenzimmer zu seiner Entschuldigung einwenden möchte, daß es dergleichen freyen Vortrag, aus angebohrner Schamhaftigkeit, ohne darüber zu erröthen, nicht anhören könne? Wie ich sonst Dero tugendhaftes Bezeigen hochzuachten weiß: so hoffe ich, es werde mir diese wohlgemeynte Erinnerung für keine unzeitige Tadelsucht angesehen werden. Ich bin und nenne mich

Aretopolis, den 7 Merz, 1725. Verecundus.

Wir

Wir finden in diesem Briefe eine gar zu große Bewegung, als daß wir uns einbilden können, die berührte Sache habe dieselbe alleine verursachet. Was in angeführtem Stücke unter verdeckten Worten steht: das wird an verschiedenen Orten der heiligen Schrift ganz eigentlich ausgedrücket. Die Kinder lesen es täglich in den heiligsten Schulen und Hausübungen vor, ohne daß iemand einen Anstoß besorgen, oder es ihnen zu lesen verbiethen sollte. Uns ist nichts schlimmes bey den angemerkten Ausdrückungen eingefallen: wir haben aber auch vorher keine schlimme Gedanken gehabt. Rosen, Tulpen, Augen sind unschuldige Geschöpfe, und in ihren Eigenschaften wird eine reine Seele für sich nimmermehr auf die Aehnlichkeiten verfallen, welche unreine Räthselmacher darinnen gefunden haben. Indessen erkennen wir uns unserm Herrn Correspondenten für die wohlgemeynte Erinnerung verbunden. Die Schamhaftigkeit ist eine Tugend, deren wir uns als Frauenzimmer ins besondere zu befleißigen haben. Wir hassen auch eine iede Sylbe, die dagegen läuft: wer aber auf eine weitgesuchte oder gezwungene Weise einen Anstoß nimmt, der rechne sichs selbsten zu. Verecundus trage nur kein Bedenken, unsere Blätter noch ferner, und also fort dem Frauenzimmer vorzulesen: wir versichern, daß wir auf dessen Erinnerung nun noch schärfer unsere Aufsätze vor dem Drucke, und zwar allezeit noch einmal, bloß in dieser Absicht durchsehen werden, damit nichts stehen bleiben möge, das auch dem zärtlichsten Gemüthe empfindlich fallen könnte. Unsere Mitschwestern aber mögen sich dieses Exempel einer schamhaften Mannsperson zur Beschämung dienen lassen. Ich kenne mehr als eine, die bey solchen Redensarten, die unserm tugendhaften Verecundus anstößig geschienen, ja bey anderen, die noch zehnmal ärger sind, in ein lautes Gelächter ausbrechen, und ihr kützelndes Wohlgefallen darüber be-

zeugen. Diese sollten bey einer so züchtigen Mannsperson in die Schule gehen, und von ihr die Kunst lernen, zu rechter Zeit eine wohlanständige Schamröthe auf ihren Wangen zu zeigen.

Hier folgt ein anderes Schreiben an uns, welches uns, auf eine sehr verdeckte Art, unsere Fehler vorrücket, ob es gleich das Ansehen hat, als ob es uns bis in den Himmel erheben wollte.

Vollkommne Tadlerinnen!

Niemand, der vernünftig ist, machet euch diese Eigenschaft streitig; warum gebet ihr euch aber selbsten eines Fehlers schuldig, den ihr, wegen eurer Einsicht, bloß mit gutem Vorbedachte begehet, und welchen zu vermeiden ihr die grösseste Geschicklichkeit besitzet? Euer Gewissen wird euch davon selbst überführen. Seyd versichert, daß, wegen eurer wöchentlichen Arbeit, vielen Tugendliebenden iede andere Mittwoche ziemlich lange auszubleiben scheinet. Kömmt sie denn endlich heran: so ist niemand, der nicht eure auserlesene Gedanken mit grossem Widerwillen aus den Händen leget. Und obgleich ein oft wiederholtes Durchlesen derselben diesen Verdruß in etwas lindern kann: so würde man doch, anstatt des Misvergnügens, iederzeit die äusserste Zufriedenheit geniessen; wenn man sich in Durchlesung eurer Papiere nur ermüden könnte. Ich habe öfters an die Ursachen gedacht, welche euch bewegen, mit euren wohlerwogenen Anmerkungen so sparsam zu seyn, und endlich ist mir dieses eingefallen. Ihr habt öfters erfahren müssen, daß man eure vernünftige Betrachtungen keinem Frauenzimmer zutrauen will. Da ihr aber ohne Zweifel bemühet seyd, durch euch selbst zu erweisen, daß die Hoheit der Gedanken nicht das Vermögen habe, eurer Geschlecht zu verwandeln, und euch zu Männern zu machen: so williget ihr gleichsam mit Fleiß in den Fehler, schlechter zu schreiben, als ihr könnet; der doch an einem Frauenzimmer mehr für eine Tugend, als für ein Laster, gehalten werden muß. Ihr besitzet nämlich eine weit zärtlichere Neigung gegen eure Verächter, als gegen eure wahrhaften Verehrer. Kränket doch eure Anbether nicht länger also! Vergnüget dieselben doch öfter

und

und überflüßiger mit einem weitläuftigern Vortrage nützlicher Wahrheiten. Brechet nicht allezeit so plötzlich ab, wenn ihr uns von gewissen Dingen noch viel zu sagen wisset! Wer unserm Geschlechte alle Vollkommenheit abspricht, der wird euch auch, eurer Fehler wegen, nicht unter das Frauenvolk rechnen. Erkläret euch, wertheste Tadlerinnen, was mein Bitten bey euch gegolten hat? Lasset michs wissen, ob ich wohl hoffen darf, aus eurem Umgange meine Schwachheiten zu bessern? Denn wollet ihr mich mit eurer Freundschaft beehren: so trage ich kein Bedenken, das berühmte Halle zu meinem Aufenthalte zu erwählen. Seyd ihr aber auch von der Art des übrigen Frauenzimmers eurer Stadt, welches mir von euren eigenen Landesleuten ist abgebildet worden: so muß ich zufrieden seyn, daß eure weise Lehren mir in meiner Entfernung zu erkennen geben, wie diejenige tugendhaft werden soll, die sich nennet

Am Berge in H. den 30 Sept. 1725.

Eure ergebene Satilde.

Was dünket nun unsere Leser von diesem Schreiben? Die schlaue Satilde streichet mit der linken Hand über unsere Wangen, um uns mit der rechten einen desto härtern Streich beyzubringen. Sie lobet uns aufs höchste, damit sie nur Gelegenheit habe, uns eines Fehlers zu beschuldigen. Und zwar eines muthwilligen Fehlers, der also den Namen eines herrschenden Lasters verdienet. Sie stehet in den Gedanken, wir wären den neidischen Lehrmeistern gleich, die allezeit einen Streich für sich behalten, den sie ihren Lehrlingen nicht offenbaren. Allein sie thut uns das größte Unrecht. Wir bemühen uns recht ernstlich, und wenden alle unsere Kräfte an, der Welt was lesenswürdiges vorzulegen. Geräth es nicht allezeit nach Wunsche; sind unsere Blätter bisweilen schlecht, unvollkommen, und mangelhaft: so liegt die Schuld allezeit

an unserm wenigen Vermögen, niemals aber an unserm bösen Willen. Wie wohl hätte Satilde doch gethan, wenn sie diejenigen Fehler, die sie in unseren Blättern angemerket, namhaft gemacht hätte: so wüßten wir uns doch vor anderen dergleichen zu hüten; oder gar die begangenen zu verbessern. Es ist zwar gewiß, daß manche Materien so reich sind, daß man wohl ganze Bogen damit anfüllen könnte: allein theils müssen wir abbrechen, wenn unser Blatt voll ist; theils müssen wir auch unseren Lesern keinen Ekel verursachen, der unfehlbar erfolgen würde, wenn wir ihnen, anstatt halber Bogen, ganze Bücher vorlegen wollten. Zu geschweigen, daß dieses unser Vermögen übertreffen würde. Wir wissen endlich nicht, was wir von dem Erbiethen halten sollen, da die Verfasserinn dieses Schreibens, uns zu gefallen, nach Halle herziehen will. Kann sie denn dieses nach eigenem Belieben thun? Oder was ist ihr von unserem hällischen Frauenzimmer für eine Abbildung gemacht worden? Fürwahr dieses sind uns lauter Räthsel, die wir ganz unbeantwortet lassen müssen.

Endlich fügen wir noch folgendes poetisches Schreiben bey, welches aus Stetin bey uns eingelaufen ist. Wir freuen uns, daß unser Briefwechsel sich fast wöchentlich weiter ausbreitet, und werden uns angelegen seyn lassen, allen, so viel uns möglich ist, zu willfahren.

Werthgeschätzte Tadlerinnen!

Euer löbliches Beginnen
Hat mich zu dem Schluß gebracht,
Daß ich eurer Tugendlehre,
Welche ich nebst euch verehre,
Diesen schlechten Reim gemacht.

Schlecht

Schlecht ist er mit Recht zu nennen:
Denn ich selber muß bekennen,
Daß ich unvermögend sey,
Euch nach Würden zu erheben;
Nur mein Reim und nicht mein Leben,
Stimmet euren Lehren bey.

Was ich noch von euch gelesen,
Ist sehr tugendhaft gewesen.
Wer darauf erbittert ist,
Mache, daß er von Gebrechen
Sich so ledig könne sprechen,
Als ihr sie zu tadeln wißt.

Ihr bestraft die bösen Zungen,
Die, durch ihre Lästerungen,
Manchem durch die Seele gehn.
Dieses kann mich überführen,
Daß die Namen euch gebühren,
Die vor euren Blättern stehn.

Eure tadelnde Gedanken
Weichen niemals aus den Schranken
Der Vernunft und Christenpflicht:
Ihr bestrafet, höchstbescheiden,
Laster, die man soll vermeiden;
Ihr ermahnt und hechelt nicht.

Aber, Schande sey es allen!
Die, Verleumdern zu gefallen,
Kluge durch die Hechel ziehn;
Die den Zeitvertreib erwählen,
Uns an Ehre zu bestehlen,
Weil wir ihre Thorheit fliehn.

Dem sind Augen, Maul und Ohren
Allzugroß und lang gebohren;
Andrer Waden sind zu klein:
Jene Nasen sollten kleiner;
Hier die Haut der Hände feiner,
Und die Finger länger seyn.

Diese prangt mit schiefen Zähnen;
Jene soll die Lippen dehnen;
Dieß Gesicht ist allzubleich:
Diese ist von schlechtem Stande;
Alle Dummen sind vom Lande;
Die ist arm, und die zu reich.

Die schnürt sich in Werkeltagen,
Und von andern will man sagen,
Daß sie Kindermützen nähn:
Die hat lauter schlechte Kleider;
Jener hilft der kluge Schneider,
Daß wir nicht den Puckel sehn.

Kinder lästern nebst den Alten,
Ja es wird für klug gehalten;
Man verkürzt damit die Zeit.
Niemand darf es übel deuten:
Denn, auch bey den größten Leuten
Heißt es eine Artigkeit.

Aber wer hats euch erlaubet,
Daß ihr andre Leute schraubet,
Und sie lästert wie ihr wollt?
Riecht zuvor in euren Busen;
Lernt von unsern deutschen Musen,
Was, und wie ihr tadeln sollt.

Nehmt nicht übel, werthe Schönen!
Daß das spöttische Verhöhnen
Meine Feder hier berührt.
Bringt die Spötter doch zurechte:
Weil das weibliche Geschlechte
Meistens solche Reden führt.

Sucht, bey den verderbten Zeiten,
Eure Lehren auszubreiten,
Die das Lästermaul vergißt.
Laßt sie doch vor allen Dingen,
In Stetin auch Nutzen bringen,
Wo das Hecheln Mode ist.

Gönnet diesem Reim die Ehre,
Daß er euer Tadeln mehre,
Glaubt, daß ich in meinem Sinn
Euch für eure Tadelschriften,
Die mir manchen Nutzen stiften,
Dankbar und ergeben bin.

Seriosus.

Dieses Laster ist freylich allenthalben, sonderlich aber in großen Städten, so gemein, daß es der Mühe schon werth ist, ehestens, und vielleicht über acht Tage, ausführlich abgehandelt zu werden.

Phyllis.



Das

Das XLVII Stück.

Den 21 November, 1725.

Philander von der Linde.
Die trägt die bloße Frucht in unbedeckten Schalen.

Wir werden ganz nackend an diese Welt gebohren; da doch alle andere lebendige Creaturen ihre Kleidung mit sich bringen. Wir sind also in diesem Stücke unvollkommener als die übrigen Thiere: und deswegen haben wir die Sorgfalt anderer Menschen um so viel nöthiger. Würde wohl unter tausend Kindern, die das Tageslicht erblicken, nur ein einziges am Leben bleiben? wenn man sie nicht einwickeln, warm halten und dadurch vor dem Untergange schützen würde? Sonderlich ist dieses in demjenigen Welttheile nöthig, dessen Einwohner wir selber sind. Die Sonnenwärme ist nicht nur sehr mäßig bey uns; sondern sie wechselt auch mit einem langen, und oftmals sehr rauhen Winter ab. Da uns nun die Natur mit allerley Gattungen von Materien versorget hat, daraus wir unsere Kleidungen verfertigen können: so ist es ja vernünftig, daß wir uns derselben bedienen, und dadurch unserm natürlichen Mangel zu statten kommen.

Nun ist es zwar gewiß, daß etliche Leute hierinnen zu viel thun. Mancher behänget seinen Körper mit einer Menge von Kleidungen, die schwerer ist, als er selbst. Ich habe wohl eher Frauenzimmer gesehen, die nicht viel weniger als zehn Unterröcke auf ihren Hüften hängen hatten. Ja ich kenne Mannspersonen, die unter dem ordentlichen Kleide noch vier

bis

bis sechs Unterwämser auf dem Leibe tragen, davon zum wenigsten eines mit Pelze gefüttert ist. Wie jene sich bloß deswegen mit einem ganzen Trödel von Unterröcken herum schleppeten, damit sie eine desto breitere Figur machen möchten, als nämlich die steifen Röcke noch nicht eingeführet waren: also ist bey den Herren Männern wohl bloß die Furcht vor der Kälte die Ursache, daß sie sich in einem so vielfachen Panzer verstecken; damit sie auf allen Fall vor Schuß und Stoß sicher seyn könnten. Doch ich kann mich nicht gnugsam wundern, daß dieses Geschlechte, welches doch von der Natur weit stärker und dauerhafter gemacht worden, als das unsrige, dennoch eine so große Weichlichkeit an sich blicken läßt,

> Daß, wenn der Hundesstern am Firmamente glüht,
> Man sie bey dem Camin im Fuchspelz sitzen sieht;

wie unser großer Canitz von sich selbst schreibet. Man sieht ja manche, so bald ein kaltes Lüftlein entstehet, sich in Lapp- und Grönländer verkleiden. Gerade, als wenn Sachsen durch eine seltsame Veränderung der Erdkugel an die Stelle versetzet wäre, wo Nova Zembla steht.

So wie diese nun der Sache zu viel thun, so thun andere wiederum zu wenig: und ich kann nicht leugnen, daß sonderlich das weibliche Geschlecht in diesem Stücke zu tadeln sey. Nimmermehr würde ein africanischer Mohr glauben, daß ein nach unsrer Art gekleidetes Frauenzimmer aus eben dem Lande sey, als eine Mannsperson, die sich gleichfalls nach unsrer Art, in den Lämmer- Luchs- Fuchs- Wolfs- oder Bärenhäuten so tief verkrochen hat, daß man sie darinnen kaum sehen kann. Er würde unfehlbar glauben, daß dieser ein paar hundert Meilen weiter gegen Norden zu Hause seyn müsse, als jenes: da sie doch wohl beyde in einem Lande, in einer Stadt, ja in einem Hause gebohren und erzogen worden. Doch ehe ich weitläuftiger

hievon zu handeln anfange, muß ich ein kurzes Schreiben mittheilen, welches mir Anlaß gegeben, dieser Materie nachzudenken.

Liebe Tadlerinnen!

Ich nehme meine Zuflucht zu euch, da ich sonst niemanden weiß, der mir in meinem Anliegen zu Hülfe kommen könnte. Ich bin schon drey ganze Wochen nicht aus meinem geheizten Zimmer gekommen, und noch darzu eine ganze Woche bettlägerig gewesen; weil ich, durch grosse Erkältungen, mir den Husten, Schnupfen und andere beschwerliche Flüsse zugezogen habe. Die Ursache meiner Krankheit ist leicht zu errathen, wenn man nur die verdammte Gewohnheit bedenket, nach welcher man sich den Hals und die Brust entblößen muß. Ich lebe an einem Hofe, da diese schädliche Mode täglich mehr Ueberhand nimmt. Der allgemeine Strom reisset auch mich mit sich; weil mir die Nothwendigkeit, sich nach anderen zu richten, nicht verstattet, daß ich in diesem Stücke der Galanterie anderen was nachgeben könnte; zumal da ich mich meiner weissen Haut nicht zu schämen Ursache habe. Ich muß aber gestehen, daß ich allezeit im Herbste die Strafe der allgemeinen Thorheit etliche Wochen lang empfinden muß: denn die erste Kälte, dergleichen sich vor etlichen Wochen bey uns eingefunden, ist mir allezeit so empfindlich, daß ich etliche Monate zu thun habe, ehe ich die davon gespürten Wirkungen vergessen kann. Erbarmet euch derowegen über eure Mitschwester! Gebet unserm Geschlechte eine nachdrückliche Ermahnung, ihrer eigenen Gesundheit besser wahrzunehmen. Diese leidet durch nichts so sehr, als durch diese übermäßigen Entblößungen, und ich hoffe, daß ihr zur Abstellung derselben nicht wenig beytragen könnet. Zwar wenn alle so gesinnet wären als ich; so würde wohl keine Aenderung zu vermuthen seyn: denn die Wahrheit zu gestehen, so möchte ich nicht gern die erste seyn, die ihren Busen zudeckte, und dadurch zum Gelächter würde. Allein ich hoffe doch, daß andere sich weniger davor fürchten werden; und alsdann wird keine williger nachfolgen, als

Dresden, den 10 Nov. 1725.

Eure
ergebenste
Erilaris.

Es ist in der That eine recht wunderliche Sache, daß die Entblößung des Oberleibes heute zu Tage fast in ganz Europa eingeführet worden. Als ich dieser Materie nachdachte, wurde mir, in dem Büchersaale eines gelehrten Mannes aus meiner Verwandschaft, ein Buch von den Alterthümern der Griechen und Römern gezeiget: und ich schlug mit Fleiß diejenigen Bilder auf, die den Habit des vormaligen Frauenzimmers vorstelleten. Ich fand aber durchgehends, daß sie weder den Nacken und die Schultern, noch auch die Brust entblößet hatten; sondern alles dieses auf eine recht schamhafte Weise bedecket gehalten. Wie mag es denn kommen, daß man mit der Zeit eine so üble Gewohnheit angenommen, die sich am allerwenigsten in unsre Himmelsgegend schicket? Ja, wenn wir in dem heißen Weltstriche von Asia, Africa und America lebten; so möchten wir immer, gleich jenen pechschwarzen Schönheiten, mit bloßen Schürzen vorlieb nehmen: nun aber wohnen wir in kälteren Landschaften. Die rauhen Nordwinde sind bey uns häufiger als die warmen Lüfte des Zephirs. Wir heizen unser Zimmer bisweilen in Pfingsten noch, und heben im August schon wieder an. Wir lassen uns glüende Kohlen in die Kirche tragen. Wir ziehen auch wohl Pelze an; allein dieses alles hindert nicht, daß wir nicht von oben halbnackt einhergehen sollten.

In Wahrheit ich muß lachen, wenn ich diese ungereimte Mode bedenke. Unser Frauenzimmer scheint eine Gattung solcher Wunderthiere zu seyn, als die Sirenen, die von oben Menschen, von unten Fische seyn sollen. Die oberste Hälfte scheinet die unempfindliche Natur eines weißen Bären aus Norwegen; der unterste Theil aber die kalte Art eines Salamanders an sich zu haben, dem es im Feuer nicht zu warm seyn soll. Bey einem Frauenzimmer ist es zugleich Sommer und Winter: denn wenn sie die Füße über ihrem Feuerstübchen kaum erwärmen

kann; so sieht man ihr Angesicht voller Glut und Wärme blühen. Derowegen ist ihnen alles, was sie um den Hals binden, so beschwerlich, daß sie es so weit auf das Kleid herunter stecken, daß es ihre feurige Haut gar nicht berühren kann. Selbst die Zobelstriche sind nur zum Staate erdacht. Denn wo sieht man doch wohl, daß dieselben den Hals wirklich zu bedecken gebraucht würden? Oder wenn ja dieses geschieht; so muß doch allezeit unter demselben der nackte Hals ein paar Hände breit zu sehen kommen. Wenn mir also iemand dieses Räthsel, wo ein Frauenzimmer am zärtlichsten sey? zu beantworten vorlegen wollte: so würde ich nichts bessers zu sagen wissen, als, an den Füßen; angesehen diese die allerwenigste Kälte erdulden können.

Daß nun solche Entblößungen in der That Krankheiten verursachen, das kann nicht nur unsre Correspondentinn mit ihrem Exempel darthun; sondern eine iede Mitschwester wird es wohl selber mehr als einmal erfahren haben. Eitele Mütter suchen zwar diesem Uebel zuvor zu kommen, indem sie ihre Kinder von Jugend auf halb nackt zu gehen gewöhnen, damit sie dadurch abgehärtet werden mögen: allein die Natur unsrer Haut kann deswegen nicht steinern werden. Man frage nur die Aerzte, so wird man hören, daß diese böse Gewohnheit in dem ganzen Körper üble Folgen nach sich zieht. Spüret man sie gleich in der Jugend so deutlich nicht; so kömmt es doch im Alter desto empfindlicher nach. Unsere Pflicht aber erfordert es ja, für die Erhaltung unsers Leibes zu sorgen, welches allezeit besser, durch eine ordentliche Lebensart, als durch kostbare Arzneyen geschieht.

Man denke nicht, daß diese Art der Trachten ein wesentliches Stück der Galanterie sey. Das vormalige athenienfische und römische Frauenzimmer würde uns in Wahrheit noch manche Lection in der Artigkeit aufgeben können: und doch

hat

hat sich kein einziges iemals entblößet. Selbst Phryne, ein in ganz Griechenland übelberüchtigtes Weibesbild, gieng nicht mit einer nackten Brust. Ihr Sachwalter mußte ihr das Kleid aufreißen, als er die strengen Richter im Areopagus durch ihre Schönheit zu einem gelindern Urtheile bewegen wollte. Bey uns könnte er dieser Mühe überhoben seyn. Was würde diese griechische Universitätsjungfer denken, wenn sie heute zu Tage aufstünde? Würde sie nicht dafür halten, daß alles unser Frauenzimmer nicht nur einerley Handwerk mit ihr triebe; sondern auch viel weiter darinnen gekommen wäre, als sie selbst? Sollte sich denn eine Liebhaberinn der Zucht nicht schämen, sich durch eine so freche Mode in einen bösen Verdacht zu bringen? Tugendhafte sehen ohnedieß schon die unmäßige Blöße als ein Zeichen eines lasterhaften Gemüthes an. Solche Modeschwestern scheinen dergestalt ihre Ehrbarkeit feil zu biethen, und ihre Tugend zu Kaufe zu setzen. Ich sage, sie scheinen: denn ferne sey es, daß ich an aller Ehrbarkeit zweifeln sollte. Welche aber diesen so scheinbaren Argwohn von sich abzulehnen denket, die ändre ihre böse Gewohnheit. Der angehende Winter kann ihr anfänglich zur Entschuldigung dienen. Sie kann sagen, daß sie es ihrer Unpäßlichkeit halber thun müssen. Auf den nächsten Frühling wird sie es schon gewohnt seyn. Sie kann ihre künftigen Sommerkleider etwas weniger ausschneiden lassen, und so allgemach fortfahren, bis keine Aenderung mehr nöthig ist. Thäten dieses nur etliche Vornehme; so würden die Geringeren bald nachfolgen. Und was für eine Ehre wäre es nicht für ein Frauenzimmer, wenn man von ihr sagen könnte, daß sie die ganze Mode des Frauenzimmers ihrer Stadt durch ihr Exempel geändert hätte! Ich selbst mit meinen Gehülfinnen, wir sind fest entschlossen, nächsten Sonntag den Anfang zu machen. Wir werden unsre

Palatine nicht mehr auf das Kleid stecken, sondern um den Hals binden, und unsere Tücher so ausbreiten, daß die ganze Brust bedecket wird. Die angenehme Empfindung der Wärme und die Erhaltung unsrer Gesundheit soll üns bewegen, den Ruhm, oder vielmehr die Eitelkeit einer kleinen und lächerlichen Galanterie zu verachten. Setzen wir uns gleich dadurch in Gefahr, von manchen, die uns gerne kennen möchten, insonderheit, von den scharfsitigen Herren Burschen erkannt zu werden: so sehen wir uns doch genöthiget, durch dieses deutliche Probstück zu zeigen, daß die Tadlerinnen nicht nur gute Regeln geben; sondern auch selbst darnach handeln können.

Dieses nachfolgende Blatt voll zu machen, soll uns ein Vers dienen, der uns abermal zugeschicket worden, um eine Abhandlung von der Lästerung von uns zu erbitten. Calliste verspricht solche künftig zu geben. Indessen mögen unsere Leser dieser überaus schönen Poesie nachdenken, deren geschickter Urheber sich weder nach seinem Namen noch Vaterlande zu nennen belieben hat.

Ich frage nichts nach allen Lästerkatzen:
Wenn mir dabey ein rein Gewissen bleibt.
Man mag von mir das allerschlimmste schwatzen:
Wenn mich nur Gott nicht zu den Bösen schreibt.
Es bleibt der Welt verdammte Hechelmode:
Ich ärgre mich darüber nicht zu Tode.

Will mich ein Freund mit meiner Armuth spotten:
Das ist mein Trost, ich bin nicht Schuld daran.
Was wollen denn die frechen Momusrotten?
Ich leide nur, was ich nicht ändern kann.
Wie leicht geschiehts, daß Schätze dieser Erden,
Wie Schnee und Eis, zu Schaum und Wasser werden?

Hör

Hör ich von mir ein höhnisch Mährchen singen;
Wenn Naseweis von meinen Thaten spricht:
So schwör ich doch, es soll ihm nicht gelingen;
Mein freyer Geist acht solche Schwätzer nicht.
Ein Trödelkram erborgter Lügenpossen,
Der andre kränkt, hat mich noch nie verdrossen.

Will Mopsa mir ein höhnisch Mäulchen machen;
Die Müh wird ihr in Wahrheit schlecht belohnt:
Ein Kluger wird der dummen Einfalt lachen,
Wer weiß, wer sie ein andermal nicht schont?
Wenn mit der Zeit die Alabasterwangen,
Wie alt Papier, mit Fleck und Falten prangen.

Und muß ich mich vor Monsieur Staren bücken;
Da er doch kaum das kleine Hütchen rührt?
So will ich mich in seinen Hochmuth schicken;
Obgleich ihm wohl die Ehre nicht gebührt.
Der kleinste Wind hebt leichte Federballen,
Wer schleunig steigt, der kann auch schleunig fallen.

Gesetzt, ich kann mit keinem Titel pralen,
Weil man mich kaum zur Noth Herr N. N. nennt:
So darf ich auch dafür kein Geld bezahlen;
Wie mancher wohl nach leerem Winde rennt.
Und heißt man mich nicht hoch- und wohlgebohren;
Ich schätze mich deswegen nicht verlohren.

Kann ich mich nicht mit vielen Kleidern tragen:
Wenn nur der Leib zur Noth bedecket ist.
Kein Wurm soll mir den Kleiderschrank zernagen,
Der andern oft den stolzen Plunder frißt.
Die Kleiderpracht macht centnerschwere Sorgen:
Wie mancher muß Gold, Tuch und Futter borgen?

Soll ich nicht oft ein rares Wildbret essen:
Genug, daß mirs auch was Geringers thut.
Es wird mir doch mein Bißchen zugemessen:
Denn Fleisch und Brod schmeckt unvergleichlich gut.
Ich darf dabey zu keinem Arzte laufen.
Noch trinkbar Gold und bittre Tropfen kaufen.

Kann ich mich nicht mit Wein und Nectar laben:
Wenn ich nur nicht im Durste sterben muß.
Und soll ich Bier zu meiner Nothdurft haben:
Was kümmert mich ein reicher Ueberfluß?
Ein starker Trank kann Geist und Blut verwandeln,
Raubt den Verstand, und macht mit Kupfer handeln.

Schreyt Splitterhans, ich soll ein Aemtchen suchen
Der Mensch vergißt, daß mirs am Besten fehlt.
Doch will ich nicht auf meinen Reichthum fluchen:
Da er sein Geld zu tausend Thalern zählt.
Ergeiztes Gut bringt nagende Gedanken,
Beschwert das Herz, und macht die Liebe wanken.

Gott wird auch mir ein kleines Plätzchen sparen;
Sein Vaterherz bleibt auf mein Wohl gericht.
Und soll ich nicht mit Kutsch und Pferden fahren:
So borg ich auch Stroh, Heu und Haber nicht.
Wer hat mir wohl zu Wagen und Carossen,
Zu Pferd und Stall die Gelder vorgeschossen?

Drum will ich auch nicht mehr so ängstlich sorgen:
Ein Lästermaul sprech alles, was es will,
Was quäl ich mich vom Abend bis zum Morgen?
Ich bin vergnügt, und habe Hüll und Füll.
Der Himmel wird in allen Stücken walten,
Und mich forthin, der Welt zu Trotz, erhalten.

Straft

Straft doch einmal, ihr klugen Tadlerinnen,
Die rohe Zunft der frechen Lästerbrut.
Ihr sollt dafür so Ruhm als Dank gewinnen,
Kommt! züchtigt sie, mit aufgewecktem Muth!
Ihr habt bisher schon manches Gift vertrieben:
Doch diese Pest ist unbemerkt geblieben.

So rächet denn den unterdrückten Orden.
Nehmt euch getrost der reinen Unschuld an,
Die bisanher so sehr gefoltert worden,
Und sich auch ietzt noch nicht erholen kann.
Laßt Neid und Zorn auf eure Blätter toben:
Die Tugend selbst wird euren Eifer loben.

Iris.



****

Das XLVIII Stück.

Den 28 November, 1725.

Canitz.

Wenn nur ein freyes Wort, das uns die Zeit verkürzet,
Nicht seinen Honigseim mit Coloquinten würzet,
Und durch ein heimlich Gift den Nächsten sticht und schilt.

Die Haare auf dem Haupte stunden mir zu Berge, und ein heftiges Schaudern erschütterte meine Glieder. Der Wald, darinnen ich mich verirret hatte, war so unwegsam und dick, daß ich weder aus noch ein wußte. Die Sonne war bereits untergegangen; wiewohl, wenn sie gleich über meinem Haupte gestanden hätte: so würden doch die Zweige der Bäume, die sich sehr dicht durch einander geflochten hatten, ihren Stralen den Durchgang versaget haben. Die angehende Dämmerung überzog alles mit einem trüben Nebel, so daß ich kaum die Irrlichter sehen konnte, die sich hier und da entzündeten. Ich wußte zwar, daß dieselben sonst nicht die besten Wegweiser zu seyn pflegen: doch nöthigte mich, theils die überhand nehmende Finsterniß, theils das fürchterliche Rauschen der vom Winde bewegten Gipfel der Tannen; theils auch die seltsamen Gestalten, die einige Gesträude und kleinere Büsche im Dunkeln vorstelleten, daß ich eines von diesen Nachtfeuern zu meinem Führer erwählte. Ich folgte demselben mit allem Eifer, bloß in der Hoffnung, daß ich durch dessen Anleitung den Ausgang aus dieser unbekannten Wildniß finden würde. So oft sich nun dasselbe aus meinem Gesicht verlohr, so oft brach mir der kalte Angstschweiß aus; und so bald ich es von neuem erblickte, so schätzte ich mich überaus glückselig. Das Erdreich war so sehr mit Wurzeln durchwachsen und mit dürren Reisern besäet, daß ich keinen sichern Tritt

Tritt thun konnte: und meine große Begierde, bald aus dem Gehölze zu kommen, ließ mich nicht Behutsamkeit genug anwenden, das Straucheln und Fallen zu vermeiden. Allein die Beängstigung, darinnen ich war, half mir, so oft ich niederschlug, geschwinder auf die Beine, als es mir sonst möglich gewesen wäre. Ich mochte diesen beschwerlichen Weg irgend eine Stunde fortgesetzet haben; als ich endlich mit sonderbarem Vergnügen das Ende des Waldes erblickte; indem ich durch die weitläuftigen Baumäste schon hier und dar des wölkigten Himmels ansichtig wurde.

Wer war frölicher dabey als ich? Aber wer war auch bekümmerter, als ich wahrnehmen mußte; daß zwar der große Wald, nicht aber das kleine Gebüsche, ein Ende genommen hatte. Dadurch nun ward mir der Weg noch weit beschwerlicher als vorhin. Ich mußte mir, mit beyden Armen, vor den schneidigen Ruthen des Gesträuches, unaufhörlich Platz machen, und doch stets in Furcht stehen, die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Endlich durchdrang ich ohngefähr in einer halben Stunde auch diese Gegend, und befand mich nunmehr in einem weitern Gefilde, welches mit niedrigen Wachholderbüschen, Dornhecken, Disteln und anderen stachelichten Gewächsen überzogen war. Mein glänzender Führer hatte sich längst verlohren; und ich würde mich unfehlbar entschlossen haben, daselbst unter freyem Himmel zu übernachten: wenn mich nicht ein unvermutheter Anblick ganz aus mir selbst gesetzt hätte. Etliche hundert Schritte von mir ward ich eines recht hohen und weiten Gebäudes gewahr, welches mehr ein alter heidnischer Tempel als ein gemeines Wohnhaus zu seyn schien. Das inwendige Licht schien durch alle Fenster, deren ich von meiner Seite hundert und zwey und achtzig zählen konnte; woraus ich schloß, daß er auf der andern eben so viel, in allem aber so viel, als Tage im Jahre sind, haben würde. Das Getümmel vieler Personen, welche sich in die Thüren desselben einzudringen schienen, machte mich begierig, diesen wundersamen Ort genauer in Augenschein zu nehmen; und den Augenblick war ich ganz nahe an demselben. Ehe ich noch

die Stufen vor dem grossen Eingange erreichete, sahe ich unzählige zerbrochene Stücke von hölzernen, steinernen, und metallenen Bildseulen liegen, aus deren Figuren ich deutlich erkennen konnte, daß es Abbildungen der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Geduld, und der Sanftmuth gewesen seyn müßten, welche hier ganz zerdrümmert, zum theil mit Schutt und Erde bedecket, zum theil auch mit grünem Moose bewachsen waren. Oben auf der Treppe stand zur Rechten des Einganges eine übergöldete Seule in Gestalt eines Weibes, welches mit vollem Halse lachete; und zur Linken eine andre, die, mit einem hönischen Gesichte und ausgereckten Zeigefinger, der Vorübergehenden zu spotten schien. Ich hätte dieses nicht so deutlich unterscheiden können; wenn nicht das Licht durch die Fenster des Tempels geschienen, und dieses alles einigermaßen beleuchtet hätte; wie ich denn auch über der Pforte einer kurzen Aufschrift gewahr wurde, davon ich aber nur die grossen Buchstaben erkennen konnte, D = G = = L = = = H = =

Ich zweifelte noch, ob ich mich weiter wagen, und in den Tempel selbst hinein gehen sollte; als mich ein grosser Schwarm von mancherley Leuten mit Ungestüm fortriß, und mich wider mein Vorhaben bis vor den Altar des Tempels brachte. Der ungewöhnliche Anblick desselben hinderte mich, daß ich mich nicht zu einigen meiner Freundinnen, Bekannten und Nachbarinnen verfügen konnte, welche ich unweit von mir häufig erblickte, und bey welchen ich mich gern um die Beschaffenheit dieses Ortes erkundiget hätte. Tausend Lampen, welche in demselben in rothen Gläsern brannten, erleuchteten die darauf sitzende Gottheit so stark, daß ich alle Kleinigkeiten genau betrachten konnte. Es war ein Frauenbild, mit einem sehr abscheulichen Gesichte. Jedes Haar auf ihrem Haupte war eine lebendige Schlange. Aus ihren Augen fuhren lauter feurige Funken. Aus der Nase blies sie einen ansteckenden Athem, und aus dem Munde krochen ihr lauter Hornisse, Hummeln, Wespen und andere schädliche Fliegen, welche hernach um ihr Haupt schwärmten. Wie die alten Heiden eine gewisse Gott-

heit

heit aus lauter Brüsten zusammen gesetzet haben; so bestund der ganze Körper dieser Göttinn aus lauter aufgesperrten Mäulern, welche anstatt der Zungen lauter scharfe Stacheln, wie Pfeile gestaltet, herausreckten, und einen giftigen Jäscht ausschäumeten. Die Fliegen saßten sich ganz dicke auf denselben, und das übrige floß in das Becken zusammen, welches unter ihren Füßen stund. In der einen Hand hielt sie eine große Brille, in der andern ein umgekehrtes Fernglas, und um den Gürtel war sie mit lauter scharfen Hecheln behangen. Zur linken stand neben ihr eine ganz krummgebückte Gestalt mit magerm Gesichte, straubigten Haaren, braunen und tiefliegenden Augen, welche nach der andern Seite hinschieleten. Diese fraß das Fleisch aus ihren blutigen Armen. Zur Rechten sahe ich ein hochgebrüstetes Frauenzimmer, köstlich geputzet, und spröde von Minen. Dieses hielt anstatt des Fächers einen ausgebreiteten und schönfärbigten Pfauenschwanz in der Hand.

Vor diesem Altare nun stunden viele Priesterinnen, welche sehr beschäfftiget waren, die zulaufende Menge, welche sich dem Dienste ihrer Gottheit widmen wollte, in Pflicht zu nehmen, und ihr den benöthigten Unterricht zu ertheilen. Ich stand mitten unter diesem Haufen, und konnte also alle Ceremonien auf das sorgfältigste beobachten. Eine iede neue Verehrerinn fiel vor der Oberpriesterinn auf die Knie, küssete ihr den Saum des Kleides, und entdeckte ihr Vorhaben. Die Priesterinn legte ihnen folgende Fragen vor: " Wollt ihr meiner Göttinn " aufrichtig dienen? Habt ihr bisher schon euren Eifer für " sie blicken lassen? Werdet ihr künftig mit allem Ernste be" mühet seyn, ihren Anhang zu verstärken? Seyd ihr Fein" dinnen der Tugend und aller ihrer Anhänger? Versprechet " ihr, euren Haß gegen dieselbe blicken zu lassen, es koste auch, " was es wolle?" So bald nun die Knienden diese, und noch andere dergleichen Fragen, mit einem lauten Ja beantwortet hatten, trat die Priesterinn zu ihnen, öffnete einer ieden den Mund, und besah ihre Zungen. Fand sie dieselben in der gehörigen Beschaffenheit; so ward ihnen ein großes Buch gereichet, darinnen die Gesetze ihrer Göttinn verzeichnet stunden.

Sie öffnete es: alle Blätter darinnen waren schwarz, und die Schrift ganz feuerroth. Die Oberpriesterinn fieng an zu lesen, und ich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Dem ohngeachtet habe ich, aus einer zehnmal größern Anzahl, nur folgende behalten können. Es hieß:

I. " Unsre Göttinn giebt allen ihren Dienerinnen eine " Brille, ein Fernglas und eine Hechel; und befiehlt, daß sie " sich derselben folgender gestalt bedienen sollen.

II. " Mit der Brille sollen sie die Fehler und Gebrechen " der Menschen betrachten, sie seyn dem Stande, Geschlechte " und Alter nach, wer sie wollen; insonderheit derer, die, mit " bloßen Augen angesehen, unschuldig zu seyn scheinen: denn " sie hat die Kraft, alle Splitter in Balken, und alle Son- " nenstäublein in große Berge zu verwandeln.

III. " Das Fernglas soll allezeit verkehrt ans Auge gese- " ßet werden; wenn man die guten Eigenschaften der Leute " beurtheilen will: dergestalt werden dieselben ungemein ge- " ringschätzig scheinen; oder gar verschwinden.

IV. " Die Hechel, das eingentliche Werzeug unsrer " Göttinn, sollen ihre Anbether zum Durchziehen aller vor- " kommenden Dinge gebrauchen. Nicht sowohl Laster und " Thorheiten, als vornehmlich natürliche Fehler, Kleidung, Ge- " stalt, Gang, Rede, Reichthum, Armuth, Ehrenstellen, Ver- " dienste, Geschicklichkeit, rc. Privatleute, Beamte, Weltliche, " Geistliche, Bauren, Bürger, von Adel, Fürsten, gekrönte " Häupter, ja alles, was Namen hat, selbst die heimlichen " Gedanken der Menschen nicht ausgenommen.

V. " Insonderheit sollen diese drey Stücke an Sonn- und " Festtagen, wenn man in die Kirchen geht, nicht zu Hause " vergessen; sondern fleißig mitgenommen und daselbst ge- " brauchet werden: denn hier giebt es die schönste Gelegen- " heit, viele Leute von allerley Gattungen zu sehen.

VI. " Eine iede Anbetherinn unsrer Gottheit ist be- " fugt, alles Böse, was sie von anderen höret, zu glauben, " und, so viel es sich thun läßt, noch mehr dazu zu setzen; " hingegen alles Gute, was sie von iemanden erfähret, ent-

" weder

" weder für falsch auszurufen, oder doch verdächtig und zwei-
" felhaft zu machen.

VII. " Die Verehrerinnen unsrer Göttinn sind verbun-
" den, sich einander Beystand zu leisten, und im Falle die
" Hechel ihrer Nachbarinn stumpf geworden, solches durch
" die ihrige zu ersetzen.

VIII. " Keine einzige, die sich zum Dienste unsrer Göt-
" tinn gewidmet hat, soll iemals in einen Spiegel sehen; damit
" sie nicht ihrer eigenen Flecken ansichtig werde," u. s. w.

So bald die Priesterinn dieses alles verlesen hatte, mußten die Knienden einen Eid ablegen, daß sie dieses alles auf das strengste zu halten gedächten. Hierauf schöpfte die Priesterinn einen Löfel voll von dem Geifer der Göttinn, warf etliche Ungeziefer hinein, und gab ihnen dasselbe zu verschlingen. Es mußte eine nach der andern auf den Altar steigen, und ihrer Gottheit erstlich die Füße, zum Zeichen der Unterthänigkeit; sodann auch die Lippen, zum Zeichen der Vertraulichkeit, küssen. Kaum hatten sie dieses gethan, und den giftigen Athem derselben in sich gezogen, als sie sich gleichsam in höllische Furien verwandelten. Sie empfiengen nunmehro, als sattsam vorbereitet, die obigen drey Werkzeuge zu ihrem täglichen Gebrauche, und huben schon im Tempel an, so entsetzlich zu schmählen und zu lästern, daß sie fast ihrer eigenen Priesterinnen nicht verschoneten, von welchen sie aber alsofort hinaus geführet, und nach Hause zu gehen ermahnet wurden.

Als diese weg waren, gieng die Ceremonie mit einer neuen Anzahl an; und ich besorgte, voller Abscheu und Erstaunen, daß die Reihe endlich auch an mich kommen würde. Derowegen zog ich mich unvermerkt aus dem Getümmel, machte mich mit Zittern und Beben zum Tempel heraus, und war fest entschlossen, auch viel lieber mich von neuem in die vorige Wildniß zu begeben, als in diesem verhaßten Orte länger zu bleiben. Ich wünschte bey dem Ausgange aus dem Tempel nichts mehr, als nur das geringste Mondlicht zu meiner nächtlichen Reise zu haben: doch als ich nach dem Himmel sahe, so war er mit pechschwarzen Wolken bezogen. Ich hörte das Rauschen eines

starken

starken Platzregens schon von weitem; ein Sturmwind erschütterte den Grund des Tempels; es murmelte in der Luft erstlich ein kleines Ungewitter. Unverhofft aber blendete mich ein durchdringender Blitz, der heller war als die Sonne, und ein erschrecklicher Donnerschlag warf einen großen Feuerklumpen auf den Tempel, daß er um und um in volle Flamme gerieth; ich aber von dem entsetzlichen Krachen plötzlich erwachte, und voller Angst und Schrecken mit gleichen Füßen aus dem Bette sprang.

Wie froh ich gewesen bin, daß ich endlich zu mir selber kam, und mich so viel besinnen konnte, daß dieß alles nichts als ein bloßer Traum gewesen, das kann ich weder aussprechen noch beschreiben. Ich legte mich, noch ganz zitternd, wieder zur Ruhe: allein diese seltsamen Vorstellungen hatten solche lebhafte Bilder in mein Gemüthe gedrücket, daß ich die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun konnte. Ich wiederholte in Gedanken mein ganzes Gesicht, und erinnerte mich, daß ich kurz zuvor, ehe ich mich des Abends niedergelegt, mit den Betrachtungen beschäfftiget gewesen, wie ich dem neulichen Versprechen meiner Mitschwestern am besten ein Gnügen thun, und die Materie von der Lästerung abhandeln könnte. Darüber nun war ich eingeschlafen: und der große Abscheu, den ich vor diesem schändchen Laster allezeit geheget, hatte in meiner beschäfftigen Einbildungskraft alle diese fürchterlichen Schreckbilder verursachet. Dieses gab mir den Schlüssel zu meinem ganzen Traume an die Hand. Ich sah ohn alle Mühe, daß die häufigen Dornen, Wachholdern und Disteln rings um den Tempel, die schädliche Gemüthsart der Lästerer abgebildet, welche nichts als lauter stachelichte Einfälle hervorbringet. Ich errieth es leicht, was die zerstückten Bilder der Tugenden vor dem Tempel angedeutet? daß nämlich dieselben unmöglich Platz haben könnten, wo dieses Laster einmal im Herzen Ueberhand genommen. Ich bemerkte, daß die beyden Seulenbilder, am Eingange des Tempels, die Leichtsinnigkeit und Verspottung angedeutet: und nichts war mir natürlicher, als die Erklärung der großen Buchstaben, welche ich in der Ueberschrift wahrgenommen hatte. Denn wie sollten

sie anders geheißen haben, als so: Der Göttinn Lästerung Heilig.

Die große Menge derer, die in diesen Tempel eingedrungen, und fast lauter Frauenzimmer waren, schien mir zu zeigen, wie gemein dieses Laster, sonderlich unter unserm Geschlechte sey. Die grausame Gestalt der Göttinn lehrte mich gleichsam die abscheulichen Eigenschaften derselben: und die neben ihr stehenden Bilder eröffneten mir, mit was für anderen Lastern die Lästerung gemeiniglich verknüpfet ist; nämlich mit dem Neide und mit dem Stolze. Und daß ich die Einweihungsceremonien, die nebst den Gesetzen selbst keine Erklärung bedörfen, mit Schweigen übergehe: so wies mir letztlich das schreckliche Ende, welches dieser Tempel der Lästerung, samt allen, die darinnen waren, vor meinen Augen genommen hatte, daß dieses Laster dem allerliebreichesten Wesen im Himmel ein Gräuel sey, und seinen gerechten Strafen unmöglich entgehen könne.

Weil ich nun eben willens war, dieses Laster, meinen Lesern und Leserinnen zum Abscheue, in seiner natürlichen Blöße vorzumalen: so trug ich frühmorgens kein Bedenken, diesen meinen Traum, mit aller möglichen Lebhaftigkeit, schriftlich zu verfassen. So verdrießlich mir meine unruhige Phantasie des Nachts ist, da sie mich, von allen meinen Bekannten, öfters mit seltsamen Einfällen quälet: so sah ich doch, daß ich wachend unmöglich wäre fähig gewesen, die Natur der Lästerung auf eine geschicktere Weise abzuschildern. Ich schäme mich fast, daß ich schon zum dritten male meinen Lesern Träume vor die Augen lege: da meine Gehülfinnen es noch niemals gethan; maßen ich dabey gewiß den Zunamen einer Träumerinn zu besorgen habe. Allein ich kann es nicht ändern, und wünsche nichts mehr, als daß unsere Leser aus meiner Erzählung nur eben die starke Empfindung bey sich spüren mögen, die ich theils im Traume, theils als ich erwachete, bey mir selbst gemerket habe.

Calliste.



Das

Das XLIX Stück.

Den 5 December, 1725.

Günther.

Er füllt, er stopft, er flickt; die Schreibart ist so bunt,
Als Florens Unterrock, und Phiechens Sonntagsmütze.

Ich habe in vielen Wochen nichts von der Poesie geschrieben; bin aber dieser Tage dessen erinnert worden, als mir ein wunderlicher Vers zu Gesichte kam, der eben nicht gar zu alt ist. Er ist wirklich gedruckt, und also von unzähligen Leuten gelesen worden: darum kann sein Urheber sich nicht beklagen, daß man ihn durch die Bekanntmachung desselben beleidige. Er ist ein recht vollkommenes Muster eines übeln Geschmacks; und dennoch trage ich kein Bedenken, denselben unsern Lesern vorzulegen. Unsre Blätter sind gleichsam ein Register von menschlichen Thorheiten: da wir nun keiner moralischen Thorheit den Platz mit Willen versagen; so können wir es auch den poetischen nicht abschlagen. Dauren unsere Schriften länger, als wir selbst leben werden: so wird es uns freylich bey unseren Nachkommen keine Ehre seyn, daß man zu diesen Zeiten noch dergleichen Unkraut bey uns angetroffen, ja wohl gar hochgeachtet hat. Allein, ich entschuldige mich hier mit Philanders Worten:

Es lebt, wo Maro ist, auch wohl ein Bavius,
Da Maro doch indeß nur bey dem Kaiser sitzet.
Catullus bleibt Catull; ob gleich Volusius
Mit seiner schönen Schrift nur Heringsweibern nützet.
Was können wir dafür, daß ieder Reimenschmidt,
Bey dieser schweren Zeit, will ein Poete heissen?
Da ieder Titel steigt; so steigt auch dieser mit;
Doch darum wollen wir die Krause nicht zerreissen.

Der gute Geschmack und die Vernunft nehmen niemals so sehr überhand, daß kein abgeschmacktes und thörichtes Wesen mehr zu finden seyn sollte: zum wenigsten aber soll dieses Blatt den Nachkommen zeigen, daß man auch, heute zu Tage, den Auskehricht von den Kleinodien zu unterscheiden gewußt. Nun folget das schöne Carmen selber, und es ist mir lieb, daß ich es seiner Kürze halber ganz hersetzen kann. Es ist auf einen Gelehrten in Holland gemacht, und hat folgende Ueberschrift:

„ Wenige und geringe, im Trauren angewünschte Gelassenheit eines ergebenen Dieners, auf den Todesfall des hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn, seliger de Basnage, Ritter, Erbherrn von Franquenay und ersten evangelischen Prediger des göttlichen Worts der wallonischen Gemeine im Haag, wie auch Historiographen der hochmögenden Staaten der vereinigten Niederlande, für seinen guten Patron und Gönner, durch, &c.“

Den Namen herzusetzen ist nicht nöthig. Die Verse selbst lauten so:

Laß nur, o treuer Freund, die zugeschickte Proß,
Als deiner Aeltern Tod, dich nicht so schmerzlich, jA
So sehr zu Herzen gehn, sonst wird dein treuer SinN,
Seel, Leib und Gesundheit, welcher bester GewinN,
Ach in Gefahr nur seyn! Es stellet dir Gott dA,
Reichen Trost sehr genug. Merk auf höre und fraG.
Als zu Basnagen Ruhm, ob nicht viel Seelen, hörE,
Zum Preis des großen Manns, die ganzen Musenchöre
Mit Lob die Welt erfüllt? Getrost! nach Mosis Zeiten,
Des Abrams Stamm gewiß das Volk und die Heerd leiten,
Caton, den weisen Mann, der Tod, der Menschenfresser,
Cicero auch abthut, mit seinem Todesmesser.
Vürwar bleibts doch dabey, wer Gott vertrauet recht,
Thut wohl wie Gottes Kind und sein getreuer Knecht.

An dem ganzen Verse ist meines Erachtens nichts lobwürdiges, ausgenommen die Kürze. Alles andere ist so undeutsch, läppisch und ungereimt, daß nichts darüber ist. Undeutsch ist gleich die Ueberschrift. Denn welcher Deutsche sagt doch: Die im Trauren angewünschte Gelassenheit eines ergebenen Dieners, für seinen guten Patron und Gönner?

Gönner? Es soll freylich so viel heißen, daß der ergebene Diener (der treffliche Poet, oder vielmehr Deutschverderber) seinem guten Patron und Gönner im Trauren die Gelassenheit anwünschen wolle. Allein wie ungeschickt hat er dieses nicht ausgedrücket, und wie lange muß man studieren, ehe man rathen kann, was er haben will? Hernach, ist es eine wenige und geringe Gelassenheit, die er ihm anwünschet. Warum nicht eine große, christliche, beständige? &c. Wenn man wünschet, so hat man es für ein Geld, viel oder wenig zu wünschen; oder der Traurige müßte nicht eben sehr unruhig über diesen Todesfall geworden seyn, so, daß er keiner großen Gelassenheit benöthiget gewesen wäre.

Läppisch ist das ganze Kunststück, welches in dem angeführten Verse stecket. Die lateinischen Buchstaben, damit er von vornen und hinten verbrämet ist, bedeuten in den ersten acht Zeilen zween Namen; der eine des todten BASNAGE, in welchem gleichwohl das S nicht hat angebracht werden können; der andre aber des hinterlassenen Leidtragenden LASSARAZ, dessen Stand und Person uns unbekannt ist. In den letzten sechs Zeilen stehet von Anfang MDCCVT, und dieses soll die Jahrzahl bedeuten. Die ersten viere haben ihre Richtigkeit; von dem V aber ist zu merken, daß in dem Originale drey Puncte beygesetzt sind, anzuzeigen, daß nebst diesem V noch drey andere V stehen sollten, um viermal fünf, oder zwanzig, dadurch auszudrücken. Gleichergestalt ist von dem T zu wissen, daß dasselbe erstlich anstatt eines I gesetzet ist, und eine Eins bedeuten soll: sodann, daß es ebenfalls drey Puncte neben sich hat, um eine vierfache Eins anzudeuten. Hieraus kann ein ieder leicht schließen, was für Mühe es unserm ehrlichen Versmacher gekostet, ehe er seine Grillenfängerey an das Tageslicht gebracht hat. Wie viel Freyheit hat er sich nicht nehmen müssen, ehe er zum Ende kommen können? Und wer weiß, wie viele Bogen Papier er beklecket, oder wie viel Federn er zerbissen, ehe er den Namen und die Jahrzahl an den Anfang ieder Zeile gebracht hat. Ich glaube, daß er es damals wahr gemacht, was Canitz schreibt:

Das

Das Haus wird zugesperrt, die Schlösser abgespannet,
So, wies ein Zaubrer macht, wenn er die Geister bannet,
Und wenn die halbe Welt von ihrer Arbeit ruht:
Weckst du den Nachbar auf, den des Camines Glut,
Und späte Lampe schreckt, die dich im Fenster zeigen,
Als wolltst du Thurm und Dach, aus Mondsucht, übersteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Wo hinten A seyn soll.

Allein vielleicht ist diese Mühe nicht übel angewandt. Das Kunststück, welches er durch so viel saure Arbeit zum Stande bringet, ist etwa so groß, daß es ihn nicht gereuet, eine halbe oder ganze Woche damit zugebracht zu haben? Ohne Zweifel wird er anietzo noch diese unvergleichliche Probe seiner Poesie für ein Meisterstück halten, und sich daran ergetzen, so oft er etwa darüber kömmt. So wahrscheinlich dieses letztere ist; so falsch ist das erste. Was ist dieses ganze Wesen anders, als ein kindisches Buchstabenspiel? Steckt auch wohl der allergeringste Verstand in einem solchen Zwange? Kann er wohl in einer Zeile sagen, was er zuvor bedacht hat, wenn der erste Buchstabe nothwendig ein L, der letzte aber ein B seyn muß? Ist er nicht genöthiget, die ganze Wortfügung unsrer Muttersprache zu verwerfen, den Ton der Sylben zu verkehren, unnütze Flickwörter einzuschieben, und unzählig viel ungereimtes mehr zu begehen, welches seinen Vers nothwendiger Weise läppisch machen muß.

Vielleicht verlangt er, man müsse es in dergleichen künstlichen Poesien so genau nicht nehmen, als in anderen, wo man seine Freyheit hat? Aber wer bittet, wer nöthiget uns, solche Künste zu erdenken, die uns an dem Gebrauche der Vernunft hindern? Wer danket uns für solche geradebrechte Verse? Ist etwa der Poetenkranz darauf gesetzt? Ist es irgend zu vermuthen, daß ein großer Herr eine Besoldung nicht besser, als an einen solchen Grübler, werde anzuwenden wissen; wie etwa vor einigen Jahren ein gewisses prophetisches Buchstabenspiel am k = = = Hofe reichlich belohnet worden? Oder hat man endlich die Hoffnung, unserm Vaterlande bey Ausländern dadurch eine Ehre zu machen? In Wahrheit, alles dieses ist nicht im geringsten, das letzte aber am allerwenigsten zu vermuthen.

Es ist schon eine geraume Zeit, daß Frankreich und England, die beyden politesten Nationen von Europa, uns Deutsche für dumme Köpfe gehalten, und in öffentlichen Schriften dafür gescholten haben; bloß weil wir an solchen Kinderpossen, als Buchstabenwechseln, Jahrzahlenversen, Namengedichten, u. d. g. einen Gefallen haben, und einen Ruhm darinnen suchen. Sie setzen uns mit den Polen, Russen, Lappen und Finnen in eine Classe, und nennen uns die barbarischen Völker gegen Norden. Sollten wir nicht endlich einmal klug werden, und solche Lumpendinge aus den Grenzen unsers Vaterlandes verbannen? Fürwahr ich schäme mich, so oft ich eine neue Münze sehe, wo man die Jahrzahl mit römischen Buchstaben in ein Sprüchelchen oder Verschen gezwungen hat. Ich schäme mich, wenn unsere Zeitungsschreiber aus mancher ansehnlichen Stadt berichten, daß man bey Illuminationen dieses oder jenes sogenannte Chronodistichon vorgestellet habe. Dieses bekräftiget die Ausländer in dem von uns gefaßten nachtheiligen Urtheile. Sie glauben, daß es unmöglich sey, sonst was Sinnreiches zu erfinden, weil wir allezeit an Buchstaben kleben bleiben, und gleich den Kindern damit spielen.

Nun wird man vielleicht ferner sagen, daß gleichwohl solche Anfangs- und Endebuchstaben uns auf manchen guten Einfall brächten, den wir sonst nicht leicht würden gehabt haben. Dieses könnte ich überhaupt noch gelten lassen; wenn nicht das angeführte Exempel im Wege stünde. Es ist wahr, Mosis Zeiten, Abrams Stamm, Cato und Cicero würden nimmermehr in die letzten sechs Zeilen unsres Verses gekommen seyn, wenn nicht das Kunststück den Versmacher darauf geleitet hätte. Allein wer diese Dinge für gute Einfälle ausgiebt, der muß selbst nicht wissen, was mittelmäßige, geschweige denn gute Einfälle sind: und ich kann mich also kaum enthalten, dem Herrn Verfasser einige etwas geänderte canitzische Worte zuzurufen:

Verlachte Kinderey! Mein Freund, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieseworz darf lassen zubereiten.

Denn wer sich einbildet, daß unsere guten Poeten Liebhaber von solchen Spielwerken sind, der irret sehr. So schreibt Heräus, in seiner Beschreibung der Lappländer:

Oft lehrt die Lieb ihn zwar ein Lied nach seiner Art;
Wenn er die Braut besucht, auf weiter Schlittenfahrt:
Doch reizt ihn weiter nichts als Zeitvertreib und Lieben.
Nie hat die Raserey der Dichter ihn getrieben,
Mit Nägelbissen Reim und Zeilen herzuziehn,
Daß ihm der Dichterkranz werd in der Zunft verliehn.
Und wenn Erfindung fehlt, was Sinnreichs zu erdenken,
Den Namen wohl verdreht, um die Gebühr zu schenken;
Sammt Versen, wo der Spruch auf andre Deutung zielt,
Der Buchstab in der Zahl, der Reim in Worten spielt.

Noch deutlicher und angenehmer hat Günther diese Kinderspiele, in dem Gedichte an den König in Polen, abgemalet:

Der stopft ein Madrigal mit Spruch und Ziffern voll,
Und prophezeiht, wie hoch dein Leben steigen soll?
Als legte, blinder Wahn! die Vorsicht der Gestirne
Den Schlüssel ihres Raths dem Narren ins Gehirne.
Dort kreist ein schwangrer Berg; was bringt er? eine Maus:
Er beißt die Nägel wund, versetzt, flickt ein, stößt aus,
Und macht mit seiner Müh die Titel hoher Namen,
Als Anagrammatist, zu Krüppeln, und zu Lahmen.

Eben derselbe schreibt anderwärts noch nachdrücklicher:

Erinnre dich dabey, so schlecht ich dich gelehrt,
Was eigentlich für Schmuck in unsre Kunst gehört,
Nicht rauschend Flittergold, noch schwülstige Gedanken,
Nicht Schlüsse, die mit Gott und guten Sitten zanken,
Noch andres Puppenwerk, das schlechte Seelen fängt. rc.
Vor diesem hab ich zwar auch mich damit gekränkt,
Und mancher Magdalis, mit ausstudierten Griffen,
Aus Amors Contrapunct ein Ständchen vorgepfiffen.
Da drechselt ich mit Fleiß, auf einer hohen Spur,
Wort, Sylben und Verstand, auch wider die Natur.
Ich flocht, wie ietzt noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A drey Stunden auf und nieder. rc.
Dieß that ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und wie ein siedend Fett den Schaum voran verstieß,
Jetzt lern ich nach und nach, mich und die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Philander, Gryph, Neukirch und viele andere, könnten uns noch zu Zeugen dienen, wenn es nöthig wäre: allein warum soll man eine so offenbare Sache noch sorgfältiger erweisen, als ich schon gethan habe?

Das Frauenzimmer darf dieses Blatt nicht mit Ekel und Verdruß lesen: denn es kann versichert seyn, daß ich großentheils ihrenthalber diese Materie gewählet habe. Ich weiß, daß fast kein einziges auch nur von mittelmäßiger Gestalt seyn wird, welches nicht von ihren Verehrern eine gute Anzahl verliebter Verse bekommen hätte. Darunter sind aber sonder Zweifel viele, die, im Anfange der Zeilen, die Buchstaben ihres Namens gemalet haben. Ich weiß, wie gemein diese Gewohnheit der lieben Mannspersonen ist, und wie viel sich mancher weiß, wenn er dergleichen Kunststück zuwege gebracht hat. Hierbey versichere ich nun eine iede ehrliebende Mitschwester, daß derjenige, der ihr dergleichen läppisches Buchstabenspiel darbeuth, entweder selbst keinen Verstand besitzet, oder zum wenigsten seiner Geliebten nicht viel Klugheit zutrauet. Ein solcher Vers ist derowegen mehr für eine Beschimpfung, als für eine Ehre anzusehen. Dieses wußte Cynthia neulich, die sonsten schon erwähnte junge Base unserer Calliste. Es fehlt ihr auch an Verehrern nicht, die ihr bisweilen schriftlich ihre Höflichkeit bezeigen. Wie sie aber dieselben sehr artig abzuweisen weiß, also gieng es auch letztlich einem so künstlichen Poeten, der ihr folgenden Vers einhändigte, nicht besser:

> C y n t h i a mein E n g e l j A,
> MeYnet Sie mich denn zu fleHen?
> So ist meiN Unglück scHon da.
> Und ich muß in Tod nein ziehen.
> Ist nun meiN E r b l e i c H e n nah?
> S e Y noch ietzt zu Ihr geschrIen:
> C y n t h i a; ach C y n t h i A!

Was für Marter dieser ehrliche Mensch bey einem so künstlichen Verse sich gemacht habe, das kann ein ieder leicht denken. Wie elend ihm aber seine Arbeit auch gelungen ist, das sieht man aus dem Verse selbst, in welchem kein kluges Wort zu finden ist. Ich bemerke nur den groben Fehler in der vierten Zeile, wo er nein, anstatt hinein, hat nehmen müssen. Dieses ist die Mode aller Stümper, die sich kein Bedenken machen, unsre Sprache zu verstümmeln. Es giebt noch mehr dergleichen Wörter, denen man auf eine so ungeschickte Weise den

Kopf

Kopf abreisset, z. E. raus, rein, rab, rauf, naus, wenn es heraus, herein, herab, herauf, hinaus, heißen sollte. Und dieser Hudeleyen sollten sich billig alle diejenigen schämen, die sich einbilden, daß sie nur mittelmäßige Poeten sind: angesehen es eine große Armuth im Verändern anzeiget; wenn man so henkermäßig mit den armen Wörtern umgehet.

Doch ich sollte die Cynthia fast vergessen. Sobald sie das Kreuz erblickte, welches aus ihrem Namen gezimmert war, und den magern Reimenschmidt aus seinen Werken kennen lernte; gab sie ihm diese kurze Antwort: Mein Herr, Sie mögen sich mit solchen Lappereyen bey ihrem Wäschermägdchen beliebt machen; bey mir möchte es nicht glücken. Ich habe allezeit gedacht, daß sie bedachtsamer wären, als daß sie ihre Einfalt auf eine so offenbare Art verrathen sollten. Ich bedanke mich für die Ehre ihrer Bekanntschaft.

Phyllis.



Das L Stück.

Den 12 December, 1725.

Günther.
Alcandors stolze Braut bekömmt in einer Nacht
Mehr Lieder, als ihr Fuß geschickte Schritte macht.

Das Jahr läuft allmählich zum Ende: doch ehe wir unsere Leser versichern, auch in dem künftigen unsere Blätter nach der bisherigen Art fortzusetzen; so müssen wir ihnen erstlich noch etliche von denen Schreiben zu lesen geben, welche die Zeit her bey unserm Verleger eingelaufen sind, und zu unsrer Aufmunterung nicht wenig beygetragen haben. Die geneigte Aufnahme unserer Gedanken und die guten Wirkungen, die sich hier und da in den ansehnlichsten Residenzstädten von Deutschland äußern sollen, setzen unser Gemüthe in den Stand, daß wir es nicht achten, wenn gleich auf unseren Gassen des Nachts tausendmal der Ruf: Es sterben die Tadlerinnen! nach der vermeynten hällischen Freyheit, gehöret wird; und wenn gleich manches erbitterte Frauenzimmer ihrem Männe Tag und Nacht in den Ohren lieget, unserer Arbeit ein Ende zu machen. Gott Lob! daß diejenigen, die unsere Blätter stören könnten, so viel vernünftige Einsicht und Liebe zur Tugend besitzen, daß sie unsere unschuldigen Absichten erkennen. Doch genug davon. Hier folget das älteste Schreiben, was wir erhalten haben: die anderen sollen nach der Ordnung, in der sie geschrieben sind, folgen:

Dresden, am 19 Nov. 1725.

Werthgeschätzte Tadlerinnen!

Ich bin euch zwar unendlich verbunden, daß ihr mein letzthin bey euch eingelaufenes Schreiben so gütig aufgenommen; aber ich kann es, mit eurer Erlaubniß, euch nicht verhalten, daß ich, für mein durch so viele Liebesbriefe bedrängtes Frauenzimmer, etwas

etwas mehr Trost zu erlangen verhoffet, als ich in eurem fünf und vierzigsten Stücke gefunden. Daß eine Schöne die ihr zugeschickten verliebten Papiere zerreissen, und im Angesichte ihrer Verehrer auf die Gasse werfen sollte, wie eure Ybarine ihrem Leporander gethan; das läßt gar zu kleinstädtisch, und geht bey uns durchaus nicht an. Welch ein gräulicher Fehler wäre das wider den hiesigen galanten Schlendrian! Ich zweifle nicht, wenn sich eine eigensinnige Schönheit dessen unterstehen sollte, man würde sie für eine erzdumme Gans, oder doch wenigstens für eine Pietistinn, ausschreyen. Zudem sind noch andere Ursachen, die ein so verächtliches und ehrenrühriges Verfahren verbiethen. Wenn zum Ex. die Liebesbriefe einen rechtmäßigen Endzweck haben; ob sie gleich sonst mit Hasenfett beträufet sind: so muß man sie, nach meinem wenigen Gutachten, dem heiligen Ehestande zu Ehren, mit einer artigen Art abzuweisen suchen; zumal wenn die Verfasser nicht ganz unter die Hollunken gehören, oder wohl gar mit einem ansehnlichen Titel bekleidet sind.

Dergleichen Bewandniß hat es nun mit allen Briefen, die unserm mehrgedachten Frauenzimmer zugesandt worden. Zwar was den jungen Herrn Gelbschnabel anbetrifft; so wäre es endlich nicht unrecht gewesen, wenn man sein Schreiben mit dem Bothen; oder auch ihn selbst, in seiner Verkleidung, die Treppen herunter geworfen hätte. Es ist bekannt, daß dergleichen hochadeliche Fledermäuse, wie die Mücken, um iedes Licht schwärmen, und doch mit ihrer ritterlichen Zuneigung einem bürgerlichen Frauenzimmer wenig Ehre bringen. Damit euch aber, geehrteste Tadlerinnen, die von euch so genau ausgerechnete Anzahl der Liebhaber, die ich unserer oftermeldeten Jungfer zugeschrieben, nicht mehr so ungeheuer vorkommen möge: so will ich euch nur so viel sagen, daß die angebethete Schönheit nicht allein sehr hübsch von Person, und noch sehr jung sey; sondern, welches wohl zu bemerken ist, an dem alten Herrn Heuthal einen reichen Vater zu begraben habe. Nun ist bey uns in Dresden keine bessere und vollkommenere Eigenschaft eines zu verheirathenden Mädchens, als wenn sie eine reiche Erbschaft zu hoffen hat. Wir gehen hier auf das Wesentliche, und lassen uns nicht so leicht, wie die jungen Laffen auf Universitäten, von der blossen Artigkeit oder Schönheit eines Frauenzimmers allein verblenden.

Ueber dieses giebt es an unserm Orte der Leute sehr viel, die reiche Weiber nöthig haben. Alle Phantasten kommen zu uns nach Dresden, als wenn nicht schon vorhin genug da wären, und wollen ihr Glück machen. Das ärgste ist, daß ieder Thor was rechtes bedeuten will. Dazu gehöret nun Geld, und daher suchet sich ein ieder durch eine ansehnliche Heirath zu helfen: gerade, als wenn die guten Parteyen in solcher Menge vorhanden wären, daß

leder Stockfisch eine davon haben könnte. Dieses ist auch die Ursache, warum mit einem reichen Mädchen bey uns eben so ein Handel getrieben wird, als mit den Wechseln in der Peter Paulmesse zu Naumburg, oder den Bankzetteln auf der Börse zu London. Denn hat irgend iemand als Vetter, Vormund, Muhme, rc. eine etwas schwere Jungfer umzusetzen; so darf er an einem wichtigen Aufgelde nicht zweifeln. Läßt iemand seinen Anspruch auf ein reiches Mädchen, einem andern zum besten, fahren; und indoßiret, oder traßiret gleichsam ein solch Frauenzimmer an einen guten Freund: so zieht er gleichfalls seine Provision, wie billig ist, und Kaufmannsbrauch mit sich bringet. Neulich hatte ein verschmitzter Cameralist gar den Einfall, ein Landesfürst könnte sehr viele Gnadengelder ersparen, wenn er die reichen Jungfern unter seine Regalien zählen ließe. Dergestalt könnte er sie, statt anderer Belohnungen, an treue Diener austheilen: wie ehemahls mit denen zu Lehn gereichten Rittergütern geschehen; und ietzo mit den secularisirten Canonicaten geschieht. Kurz, es kömmt mir nicht anders vor, wenn ein begütertes Frauenzimmer mannbar wird; als wenn ein Wild aus dem Gegehe in eine Wildbahn tritt, wo viele hungrige Junker die Koppeljagd haben: da sind gleich so viel Jäger hinterher, daß das Wild gefangen ist, ehe sichs versieht, und gemeiniglich dem unwürdigsten zur Beute wird. Die fetten Bräute sind sehr seltsam, und die mageren Freyer in großer Menge. Wenn unserm alten Herrn Heuthal ein Paar Häuser abbrenneten; oder wenn er sonst einen großen Schaden an seinem Vermögen leiden sollte, wofür ihn Gott behüten wolle! gewiß, seine Tochter würde ihre Verehrer bald abnehmen sehen.

Ich schmeichelte mir bisher, daß ich so glücklich seyn würde, euch, verständige Tadlerinnen, eine Abschrift des allerabgeschmacktesten Liebesbriefes zuschicken zu können, den iemals ein rasender Romanschreiber in den heißesten Hundstagen zu Papiere bringen können. Die Jungfer Heuthalinn hatte denselben, seiner sonderbaren Ausschweifungen halber, aufgehoben, und mir versprochen, eine Abschrift davon für euch nehmen zu lassen; allein ihre Unbeständigkeit hat mir dieselbe nachher wieder abgeschlagen, und den Brief dem Herrn Ringmann, der sich ihre Belagerung sehr sauer werden läßt, ich weiß nicht warum? aufgeopfert. Dieser geht so heimlich damit um, als wenn es die Artickel des wienerischen Tractats, oder des petersburgischen neuen Bündnisses wären: doch ich kann nicht umhin, euch einen kurzen Auszug, so viel ich vom Durchlesen behalten habe, mitzutheilen.

Gleich anfangs betitelte der verwirrte Briefsteller seine Schönheit: Allerannehmlichste Mademoiselle. Dieses war mit

güldenen

güldenen Buchstaben geschrieben und mit vielen krummen Zügen umgeben, daraus man die Unordnung seines Gehirns leicht errathen konnte. Hierauf kam der zwar zierlich geschriebene, aber sehr armselig abgefaßte Text selbst. Dieser bestund durchgehends in einem noch einmal wiederholten, sonst aber schon mündlich abgeschlagenen weh- und demüthigen Seufzen und Aechzen. Zu mehrerer Bewegung eröfnete er ihr, wie er sich durch Spendirung hundert harter Thaler mit einem Titel, der aber nicht gar zu viel bedeutet, seiner Gebietherinn zu Ehren, zieren lassen; welches er in seiner Sprache, ein considerables engagement treffen, nennet. Anbey gesteht er ganz offenherzig, daß nicht allein ihre Leibes- und Gemüths-, sondern vornehmlich ihre Glücksgaben ihm solche Narrenpossen in den Kopf gesetzt hätten. Er vermißt sich bey seiner Ehre, sich durch eigne Mittel noch mehr zu heben, und sich ihrer sammetnen Alabasterhand würdig zu machen. Er schwöret, daß er noch ein reiner Junggeselle sey. Er heißt seine unvergleichliche Göttinn einen Tyger, Panther, und wo ich mich recht besinne, gar eine Meerkatze, weil sie an seiner herben Quaal und Pein ihre Lust hätte. Er will gewiß wissen, ihr Herz sey ein Diamant, oder doch ein harter Kieselstein, welches ihm wohl niemand glauben würde. Endlich betheuret er hoch, daß, wo sie nicht gleich ja sagen würde, er ihr zum Possen vor ihren Füßen sterben wolle; gerade als wenn er sie zwingen könnte, so lange bey ihm zu stehen, bis sein unruhiger Geist sein bisheriges Narrenhäuschen verlassen hätte. Uebrigens war ihre himmel- und sonnengleiche Schönheit, blitzenden Augen, Schwanenbrust, Corallenmund, Purpurlippen, die dem Garten Eden gleich mit Rosen und Lilien besäete Wangen, die aus Helfenbein gedrechselten Arme mit Marmorfingern, oder was sonst mehr für Theile ihrer mehr als englischen Vollkommenheit vorkommen, allezeit mit Golde geschrieben. Ja da er auf die Thorheit geräth, ihrem Herzen vor ihrem übrigen Eingeweide den Vorzug zu geben, und es schön zu nennen; da er doch ohne Zweifel verstummen würde, wenn man ihn fragen sollte, warum denn ein schönes Frauenzimmer ein schöner Herz haben müsse, als andere Leute? So hat er nach seiner sinnreichen Einbildung daßelbe in der Figur eines güldenen Herzens vorgestellet; hingegen sein eigenes, ganz traurig und betrübt, nur mit schwartzer Dinte hingemalet. Ich glaube, er hat gedacht; weil Verliebte sich bisweilen einander Bildnisse zuschicken; so könne er solches auch nicht unterlassen,

lassen; und vielleicht wird er nach und nach seine Lunge, Leber, Hände und Füße, rc. auch abzeichnen, und nach Anleitung seines herrlichen Verstandes zur selbstbeliebigen Zusammenfügung in Unterthänigkeit einsenden.

Doch ich halte mich über diesem aberwitzigen Vemuscancellisten gar zu lange auf: derowegen will ich abbrechen und euch nicht länger beschwerlich fallen. Da ich übrigens nicht weiß, ob euch, edle Tadlerinnen, beyliegende Blätter des dresdenischen Sokrates zu Gesichte gekommen; so habe ich sie zu eurer Beurtheilung beylegen wollen. Ich weiß nicht, ob der Verfasser mit seiner Arbeit fortfahren wird, weil die Herren Geistlichen sich die Mühe genommen, ihn an der heiligen Stätte für einen Lästerer auszurufen. Dazu kömmt noch, daß sich viele, ohne es gelesen zu haben, einbilden, es sey eine von einem Papisten auf den letzten Bußtag und die sämmtliche Geistlichkeit gemachte Schmähschrift: weswegen auch der Pöbel einen armen Tyroler, der solches zum öffentlichen Verkauf auf den Gassen herumtrug, bald übel belohnet hätte; daher ihm eine hohe Obrigkeit, fernerm Unheile vorzukommen, alle Abdrücke wegnehmen lassen. Wird euch meine Zuschrift nicht unangenehm seyn; so werde ich fortfahren, euch dann und wann mit einem Paar Zeilen aufzuwarten. Ich bin indessen,

Werthgeschätzte Freundinnen,

Euer aufrichtiger Diener,

Ehrenlieb von der Mulde.

So angenehm dieses sinnreiche Schreiben uns ist; so kurz soll unsre Antwort darauf seyn. Die schöne Jungfer Heuthalinn gebe nur ins künftige ihre Liebesbriefe ihrem alten Herrn Vater zu lesen. Stirbt er aber: so kann sie dieselben ihren Vormündern zeigen. Kömmt dieses unter ihren Anbethern aus, welches unfehlbar geschehen wird, wenn sie nur will: so wird die Menge ihrer Verehrer bald unsichtbar werden. Der schändliche Handel mit dem reichen Frauenzimmer hat in Dresden nichts besonderes. Dieses Uebel ist durchgehends schon eingerissen. Solche Mägdchen thäten am besten, wenn sie sich keine Freyer aufdringen ließen. Sie sind zwar glücklich: weil sie öfters aus zwanzigen einen erwählen können; aber auch thöricht, wenn sie es nicht nach ihrer Neigung, sondern nach dem Willen eigennütziger Verwandten, thun.

Die

Die muß gewiß sehr einfältig seyn, die sich zu einer Waare hungriger Kuppler machen läßt, und von ihren Mitteln die gewinnsüchtigen Klauen derselben füllen hilft. Bey ihrem guten Vermögen fehlt solchen Jungfern nichts in der Welt, als eine vergnügte Ehe. Wie können sie aber derselben besser theilhaftig werden, als wenn sie sich einen vernünftigen, tugendhaften und angenehmen Menschen wählen, der nicht sowohl ihren Reichthum, als ihre Person liebet? Dieses letzte ist leicht zu errathen, so sehr sich auch mancher zu verstellen suchet. Midas kann seine Ohren niemals verbergen; und die Liebe des Geldes hat ein ganz ander Ansehen, als die Hochachtung gegen die guten Eigenschaften eines Frauenzimmers. Der dresdenische Sokrates wird seine Schicksale sich selbst zu verdanken haben. Die Briefe des aufgeweckten Herrn von der Mulde werden uns und unseren Lesern allezeit angenehm seyn.

Wertheste Tadlerinnen!

Jemehr ich eure wohlgesetzte Schriften durchlese: destomehr Vergnügen machen mir dieselben; und destomehr wächset meine Hochachtung gegen euch. Doch kann ich euch nicht verhalten, daß ich es nicht recht begreifen kann, was ihr mit dem Lebenslaufe der weltberühmten Frau Dacier, in eurem vierzigsten Blatte, haben wollet? Ihr saget zwar, daß solches zur Rettung eurer Ehre gegen die unverständigen Verächter des Frauenzimmers und zur Aufmunterung eurer Mitschwestern dienen soll: allein ich habe noch etwas dabey zu erinnern. Zum ersten glaube ich, daß keiner, der nur ein wenig gesunde Vernunft besitzet, es leugnen wird, daß ein Frauenzimmer fähig sey, in der Gelehrsamkeit was zu thun; wenn es nur, gleich den Mannspersonen, dazu angehalten und unterrichtet würde: indem ich selbst die Ehre habe, verständiges und belesenes Frauenzimmer zu kennen, das gewiß im Stande ist, manchem Gelehrten zu schaffen zu machen. Zum andern würde auch durch euer Begehren der ganze ietzige Zustand der Welt umgekehrt und zerrüttet werden. Denn wenn euer Geschlecht doctormäßig zu studieren anfienge; so möchte das unsrige sich beyzeiten im Kochen und Haushalten unterweisen lassen, um nicht vor Hunger zu sterben und gar zu Grunde zu gehen. Zu geschweigen, daß es sehr schön lassen würde, wenn der Reifrock nebst der Fontange, anstatt des Priesterkragens auf der Kanzel, und anstatt des Advocatenmantels vor Gerichte, erschiene; der Degen und die Perücke aber

mit

mit einer schmutzigen Schürze sich in der Küche herumtummelte. Aus diesen Ursachen sehe ich nicht, was eigentlich euer Absehen sey? Ich meines Orts, halte dafür, daß, wann ein Frauenzimmer ihre Haushaltung versteht, einen wohlgesetzten deutschen Brief schreibet, einen kurzen Begriff von der alten und neuen Historie und Geographie hat, und bisweilen einen guten Poeten, oder sonst ein nützliches Buch lieset, es überflüßig gelehrt sey, und genug verstehe. Inzwischen glaubet ja nicht, wertheste Tadlerinnen, daß es meine Meynung sey, euch durch gegenwärtiges lächerlich zu machen, oder eure Schriften zu widerlegen. Nein, dieses ist mein Vorsatz nicht. Ich wünschete nur euer Absehen besser erkennen zu lernen, und werde allezeit fortfahren, euch unbekannter Weise hochzuschätzen, und mich zu erweisen, als

Euren

von Hause, den 1 Dec. 1725.

aufrichtigen Freund und Diener, von Z.

Wir dächten uns zwar dieser Fragen halber schon sonst genugsam erkläret zu haben: doch mag der Herr von Z. noch folgendes merken. Wir verlangen es nicht, daß alles Frauenzimmer der Frau Dacier gleich kommen soll. Aber dawider zu streiten, ist auch gar nicht nöthig: denn es verbiethet sich von sich selber wohl. Das wenigste Frauenzimmer wird sich in so vortheilhaften Umständen befinden, daß sie es so weit bringen könnte, wenn es gleich an seinem Fleiße nichts ermangeln ließ. Es ist lächerlich, zu befürchten, daß die Republik umgekehrt werden würde, wenn das Frauenzimmer studieren möchte. Werden denn alle Mägdchen zu studieren anfangen; weil wir denen, die Gelegenheit, Mittel und Lust dazu haben, solches rathen? Eben so wenig, als es ietzo, da die Männer studieren, an Bürgern und Bauren fehlet, die nichts können. Wir sind mit demjenigen zufrieden, was er selbst von einem geschickten Mägdchen verlanget. Aber wo sind denn Vögel dieser Art so häufig anzutreffen? Sind sie nicht ein rechtes Wildpret? Hernach sind wir versichert, daß, wenn nur in Deutschland erst hundert Jungfern wären, die so viel könnten, als er verlanget, so würden unter denselben zum

wenigsten zehn gefunden werden, welche die Süßigkeit des Studierens reizen würde, viel weiter zu gehen, und wohl gar einer Schurmanninn vorzukommen. Man sage uns von vielem belesenen und gelehrten Frauenzimmer vor, so viel man will: so lange sie sich der Welt nicht bekannt machen, wie die Französinnen, Engeländerinnen, und noch ietzo in Italien die Frau Riccoboni gethan, welche neulich in den gelehrten Leipziger Zeitungen gerühmet ward: so lange haben wir das Recht, daran zu zweifeln, und genugsame Ursache, den ehrlichen Günther einer Lügen zu strafen, wenn er schreibet:

> Ich wett, es ist kein Volk so arm, und keine Landschaft so geringe,
> Die nicht noch manche Schurmanninn so gut, als Amazonen bringe.

Die übrigen von den besten Schreiben sollen über acht Tage beantwortet werden.

Iris.



Das

Das LI Stück.

Den 10 December, 1725.

Canitz.

Ich glaube, wer Vernunft und Leibeskräfte fühlt,
Thut wohl, wenn er so fort nach wahrem Lobe zielt.

Es reuet uns fast, daß wir vor acht Tagen ein so grosses Mistrauen gegen unser Geschlecht bezeiget haben. Es ist wahr, man hat im öffentlichen Drucke noch sehr wenige Proben von dem Verstande und Witze des deutschen Frauenzimmers gesehen: dem ohngeachtet kann es doch wohl seyn, daß hier und da ein geschicktes Kind im Verborgnen sitzet, und theils aus Kleinmüthigkeit mit ihrer Arbeit nicht hervorrücken will; theils auch die Gelegenheit nicht hat, ihre Gemüthskräfte ans Licht zu bringen. Kommen unsere Blätter auch etlichen von dieser Gattung zu handen; so bitten wir sie, unsrer Iris ihre letzte Heftigkeit zu verzeihen. Wir haben uns einmal zu Rächerinnen unserer Mitschwestern öffentlich aufgeworfen: darum erbiethen wir uns von neuem, alles dasjenige, was Personen unsers Geschlechtes ausgearbeitet haben, und entweder nur einzeln, oder in einem ganzen Tractätchen, zum Drucke hergeben wollen, so viel in unseren Kräften steht, zu befördern. Eine so löbliche Ehrliebe steht unserm Geschlechte nicht weniger an, als dem männlichen; und wir theilen unseren Lesern das folgende Schreiben um so viel lieber mit, weil es zum Theile eben die Gedanken in sich fasset:

Geehrte Musenzunft, geliebte Tadlerinnen,
Vergebet, daß euch ietzt, durch dieses schlechte Blatt,
Durch ein verwägenes, doch wohlgemeynt Beginnen,
Ein unbekanntes Kind ein Wort zu sagen hat.

Sie

Sie hielt jüngst euren Fleiß zu Hamburgs Meisterstücken,
Wo eure Trefflichkeit sich solchen Ruhm gemacht.
Fürwahr, kein Mann hat uns hinführo vorzurücken,
Daß Gott für sie allein den Kiel hervorgebracht.
Jetzt sprech ich mit euch selbst, in diesem schlechten Schreiben,
Und such Elysien, wo möglich, nachzugehn:
Ihr, die ihr uns dazu gesuchet anzutreiben,
Müßt in den Fehlern mir auch durch die Finger sehn.
Ich hätte zwar vielleicht noch etwas angestanden,
Wenn mich ein Vorwurf nicht dazu beherzt gemacht,
Daß nämlich insgemein, in unsern kalten Landen,
Die edle Poesie sehr wenig sey geacht.
Dieß brachte mich dahin, daß ich, den Schimpf zu heben,
Nicht wollte, daß mein Land allein unfruchtbar sey.
Und von den Männern auch ein Zeugniß euch zu geben:
So füg ich diesem Brief ein schön Gedichte bey.
Dergleichen Dichter sind in unserm Land gewachsen,
Daher es sich noch wohl mit Ungewißheit fragt:
Ob man sie nirgends findt, als Schlesien und Sachsen?
Ob diese unserm Volk den Vorzug abgejagt?
Ein solches Vorbild macht, daß auch, von unserm Haufen,
Bereits verschiedene mit Federn in der Hand,
Mit glücklichem Erfolg auf den Parnaß gelaufen,
Und von den Musen selbst für Schwestern sind erkannt.
Die Ehre wird zum Sporn bey aufgeweckten Seelen,
Wer sonst nur langsam geht, fängt dann zu laufen an:
Und der wird ganz gewiß des Zieles nicht verfehlen,
Der bey sich wenige, nichts vor sich leiden kann.
Wie sonst ein edles Roß, das Kleinod zu erjagen,
Zwar von sich selber schon mit weiten Schritten läuft;
Doch seiner Lenden Kraft noch strenger pflegt zu wagen,
Wenn man es hitzig macht und mit dem Sporne streift.
Gefällt euch dieser Brief, geliebte Musenschwestern?
Ach zeigt es uns nur an, so wollen wir nicht ruhn,
Bis unter unsrer Zahl, trotz allen, die uns lästern!
Noch manche Schöne wird mit Freuden Beytrag thun.
Indessen seht ihr wohl, daß man auch Poetinnen
In kalten Ländern hat. Nehmt diese Probe hin,
Und glaubet sicherlich, geliebte Tadlerinnen,
Daß ich zu aller Zeit vergnügt die eure bin.

Chivar, den 13 Nov. 1725.

Septimia.

Wir können nicht anders, als unser Vergnügen über einen so fließenden und ziemlich reinen poetischen Brief bezeigen. Das wohlangebrachte, und nachdrücklich vorgetragene Gleichniß von einem muntern Rosse widerlegt diejenigen genugsam, die kalte Länder und ihre Einwohner zur Poesie für ungeschickt erklären. Nun können wir zwar aus der Unterschrift dieses Briefes nicht errathen, was dieses für eine nordliche Landschaft unsers Deutschlandes seyn müsse; doch können wir es nicht unangemerkt vorüber lassen, daß es ganz ungegründet sey, wenn man sagt, daß die Hitze der Himmelsgegend etwas zur Poesie beytrage. Ja, wenn die schwarzen Africaner irgend die trefflichsten Poeten wären; wenn etwa in Schottland, Norwegen und Schweden niemals ein Dichter aufgestanden wäre: so hätte diese Meynung noch einigen Schein. Nun aber sieht man ja an den Mohren, daß die übermäßige Hitze ihre Köpfe wohl dumm; aber nicht lebhaft machen könne. Von den äußersten Lappländern hingegen ist bekannt, daß ihr ewiges Eis dennoch ihr poetisches Feuer nicht ersticken könne. Morhof hat in seinem Tractat, von der deutschen Sprache und Poesie, mit mehrerm von diesem Volke gehandelt. Zudem sieht man ja, daß Spanien und Italien schon fast zu warm für einen recht vernünftigen Poeten sind, welches das schwülstige Wesen ihrer Gedichte sattsam zeiget. Frankreich aber, Engeland und Holland liegen mit Deutschland mehrentheils in einer Himmelsgegend. Und was machen endlich zwanzig oder dreyßig Meilen mehr oder weniger gegen Norden für einen Unterschied in der Wärme eines Landes? Gewiß Amthor, Brockes, Richey, etc. haben im Hollsteinischen; und Simon Dach, Canitz und Pietsch, dessen poetische Werke uns nur letztlich bekannt geworden, in Preußen so viel Feuer in ihrer Poesie gewiesen, als irgend die Schlesier oder Sachsen. Doch wir wollen uns nicht in dergleichen Dingen zu Richterinnen aufwerfen. Septimia wird wohl thun, wenn sie ihre Freundinnen, theils durch ihr Exempel, theils durch gute Vorstellungen, zur Poesie anreizen wird. Doch nicht zur Poesie

allein:

allein: denn wer was Artiges schreiben will, der muß zuvor seinen Verstand durch eine kurzgefaßte Vernunftlehre, und Lesung guter Bücher aufräumen, von welchen wir schon sonst ein Verzeichniß gegeben haben.

Vernünftige Tadlerinnen!

Die Güte, mit welcher ihr den von allen Orten bey euch einlaufenden Beytrag zu euren angenehmen Blättern aufnehmet, hat mich auch aufgemuntert, die große Anzahl eurer Correspondenten zu vermehren. Um den Innhalt eines Schreibens dorfte ich nicht bekümmert seyn: weil eine lächerliche Begebenheit mir genugsam Gelegenheit gab, dieselbe eurer gründlichen Beurtheilung zu unterwerfen. Nur dieses machte mich furchtsam und zweifelhaft, ob ich auch durch eine geschickte Schreibart mein Vorhaben bewerkstelligen und euch des Verdrusses, etwas Nichtswürdiges zu lesen, würde überheben können. Vollkommne Tadlerinnen, ich fand mich zwar zu schwach, euch was Wohlausgearbeitetes zu liefern: doch wollte meine unzeitige Begierde nicht nachlassen, mit welcher ich euer Urtheil von meiner, mit großem Zwange angefangenen Besserung, verlangete. Ich schreibe also verwägen fort, und werde es mir müssen gefallen lassen, wenn diese Zeilen, mit des Behmeno und anderen mit französischem Winde angefüllten Schriften, ein gleiches Urtheil erlangen. Genug, wenn ich das Glück erlange, in einem von euren neuesten Blättern, euren gerechten Ausspruch darüber zu vernehmen.

Es lebet allhier ein angesehener Mann, mit einem jungen und feurigen Frauenzimmer, in einer ziemlich vergnügten Ehe; ausser daß derselbe, durch ihre freye Aufführung, zu keiner geringen Eifersucht verleitet worden. Diese folterte und quälte ihn nun so lange, bis er sich endlich entschloß, auf eine besondere Art die Treue seiner Gemahlinn zu prüfen. Zu dem Ende befahl er seinem kleinen Sohne, daß er die Zeit in Acht nehmen sollte, wenn der Herr von R. zu der Mama kommen würde. Der Knabe unterließ nicht, diesem Befehle auf das genaueste nachzuleben, und seinem Vater einen verdrießlichen Gehorsam zu erzeigen. Denn als der junge von Adel seine gewöhnliche Aufwartung einmal machte, sich auch vielleicht einer solchen Freyheit bedienete, welche kein tugendhaftes Frauenzimmer, sonderlich wenn sie verehlicht ist, iemanden erlauben sollte: so lief der Knabe, ohne ein Wort zu sprechen, zu seinem Vater, und rief demselben, in Gegenwart einer großen Menge fremder Personen, mit großer Freude zu: Lieber Papa, der Herr von R. ist ietzo

bey der Mama, und küsset sie! Wie sehr dieser unglückliche Ehemann sich müsse geschämet haben, als durch solche unerwartete Zeitung die gegenwärtigen Fremden etwas Neues erfuhren, worüber sie sich einander ihre Gedanken beym Schmausen oder Pfeifchen Taback eröffnen konnten, das kann man leicht erachten. Doch wem konnte er dieses anders zuschreiben, als sich selbst, und seiner thörichten Eifersucht? Durch deren Anreizung machte er seine eigene Schande bekannt; indem er seine Ehre dem unvorsichtigen Geschwätze eines Kindes anvertrauet hatte. Glaubet, wertheste Tadlerinnen, daß sehr viele Ehemänner an dieser Krankheit darnieder liegen, und dannenhero eines guten Arztes höchstbedürftig sind. Nehmt euch demnach die Mühe, und zeiget solchen wunderlichen Leuten, in einem von euren Blättern, nach eurer ruhmwürdigen Gewohnheit, die Thorheit und die betrübten Wirkungen der Eifersucht, und lehret sie begreifen, daß dieselbige niemals mit einer vernünftigen Liebe bestehen könne. Ihr werdet dadurch euren schon erlangten Ruhm mehr und mehr vergrößern, und eure Kranken zu einer Dankbarkeit verbinden, welche euren großen Verdiensten gleichfalls schuldig seyn wird,

Vernünftige Tadlerinnen,

von Hause, den 18 Nov. 1725.

Euer

ergebenster Verehrer,

Deutschfreund.

Der geschickte Deutschfreund kann unserseits versichert seyn, daß seine Schreibart nicht nur natürlich und ungezwungen, sondern auch recht angenehm fließe. Seine Bemühungen, die er auf unsre Muttersprache gewendet hat, sind nicht fruchtlos gewesen, und, wenn er so fortfähret, so wird ers ohne Zweifel noch weiter bringen. Der Innhalt seines Schreibens ist uns auch gefällig; nur beklagen wir, daß wir diejenigen Aerzte nicht sind, die alle eifersüchtige Ehemänner zurechte bringen können: angesehen unsere Blätter von sehr wenigen aus dieser Art von Leuten gelesen werden mögen. Einmal ist es gewiß, daß kein Ehemann eifersüchtig seyn würde, wenn die Frauen nicht durch ihre gar zu freye Aufführung Gelegenheit dazu geben möchten. Die Frau Wol-

küsterinn

lästerinn meynet, es müsse ihr alles erlaubt seyn. Weil der Ehstand kein Kloster ist; so soll er, ihrem Gutdünken nach, ein Tummelplatz ihrer frechen Begierden werden. Sie verbiethet sich keine Ausschweifung; ihr Mann soll sie ihr auch nicht verbiethen. Wie ist es dabey möglich, daß er nicht auf der Hut seyn, und das Übel, so viel ihm möglich ist, verhüten sollte? Anderntheils ist es gewiß, daß einige Männer darinnen zu weit gehen: vielleicht weil sie ein böses Gewissen haben; und doch dasjenige nicht dulden wollen, was ihre Weiber nicht hindern können. Diese sollten doch ihre wohlverdiente Strafe mit Geduld ertragen, und sich, durch ihren unzeitigen Eifer, nicht selbst vor der ganzen Stadt zur Fabel machen. Es ist auch, meines Erachtens, gewiß, daß eine Frau sich kaum in diesem Stücke vergehen, und ihrer heiligsten Pflicht vergessen würde, wenn der Mann sie nur rechtschaffen lieben und hochschätzen möchte. In Wahrheit, ich kanns nicht glauben: es wäre denn, daß er an sich selbst keine liebenswürdige Eigenschaft hätte; oder daß sie ihm von eigensinnigen Aeltern mit Gewalt wäre aufgedrungen worden. Hier könnte ich wiederum eine Anmerkung von gezwungenen Ehen machen: allein ob man gleich dawider niemals zu viel reden, oder schreiben kann; indem so unzählbares Unheil daraus entsteht; so verstattet es doch mein ietziger Raum nicht. Ich behalte mir aber vor, inskünftige dieser Materie noch einmal ausführlicher nachzudenken. Eifersüchtige Männer, die sonst selber nichts versehen, mögen indessen bedenken, daß es ihnen keine wahrhafte Schande sey, wenn sie gottlose Weiber haben; wohl aber, wenn sie nicht so viel Verstand besitzen, ihr Unglück in der Stille zu ertragen, und, so viel möglich ist, vor iedermann geheim zu halten; es sey denn, daß sie durch das Gegentheil das Unglück vom Halse wälzen können.

Hier folget ein Auszug aus einem Schreiben, welches uns von guter Hand zugestellet worden:

S. den 10 Nov. 1725.

* * Uebrigens haben die mir übersandten recht vernünftigen Tadlerinnen nicht nur bey mir, sondern auch bey hiesigem Frauenzimmer vielen Nutzen geschafft. Ich sehe mit dem größten Vergnügen hier und dar ganz unverhoffte Wirkungen, und schätze sie derowegen vor vielen anderen glücklich, die mit großen Postillen nicht den zehnten Theil so viel ausrichten, als sie mit diesen kurzen Blättern. Amöna ist eine von den vornehmsten, die dadurch gebessert wird. Sie hat sich fest vorgenommen, in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen, niemanden mehr durch die Hechel zu ziehen; sondern iedermann zu entschuldigen. Die verächtliche Mine, welche ehedessen ihre schöne Gestalt verstellete, hat sich gäntzlich aus ihrem Gesichte verlohren. Sie findet ietzo, bey ihrer Erfahrenheit in der französischen Sprache, einen so großen Geschmack an Bellegardens Betrachtungen über die Auslachenswürdigkeit, und an anderen moralischen Schriften, daß ihr alle Romane, welche sie sonst Tag und Nacht gelesen, gegen denselben ekelhaft werden. Sie erwecket nunmehr durch eine freundliche Ernsthaftigkeit sowohl Liebe als Hochachtung gegen sich; anstatt, daß sie dieses ehedessen durch ihr sprödes Wesen zu erhalten gesucht. Seit dem sie die vernünftigen Tadlerinnen gelesen, hat sich auch das schwülstige Wesen in ihrer Schreibart gesetzet. Sie liest nebst denselben auch den Patrioten; allein die vernünftigen Tadlerinnen behalten bey ihr den Preis. Doch merkt man, bey allen diesen guten Eigenschaften, noch ein kleines Uberbleibsel von ihrem vorigen Eigensinne. Wenn ihr eine Sache nicht gleich von statten geht; oder wenn sie dieselbe sehr verlanget, so schwöret sie gleichsam bey sich selbst, etwas zu thun, oder nicht zu thun: und alsdann ist sie durch keine Vernunftgründe von ihrem Entschlusse abzubringen; ob ihr gleich dessen Unbilligkeit noch so deutlich vorgestellet wird. Wenn sie nun von etwas nicht abgebracht werden kann: so hat sie gewiß in ihrem Frauenzimmer-Petto (verzeihen sie mir dieses welsche Wort) einen Schwur darauf gesetzet; (denn schwören, daß man es hören sollte, das hält sie für höchst unanständig.) Weil nun die vernünftigen Tadlerinnen einen so großen Eingang bey derselben haben: so glaube ich, daß diese Gemüthsbeschaffenheit durch deren lebhafte Vorstellung vollends gehoben werden dürfte, und dieses wäre kein geringes Verdienst von ihnen. Amöna ist ein Frauenzimmer von dem ersten Range bey unserm Hofe, und in solchem Ansehen, daß es einen unglaublichen Eindruck in den Gemüthern des übrigen Frauenzimmers haben würde.

Ihr Herzblatt, die Pulchella, will ihr, wie an Tugenden, also auch an Schwachheiten, nichts nachgeben. Sie ward neulich aus einer gewissen Gefahr gerissen: da that sie, aus vermeynter Dankbarkeit, ein Gelübde, an keinem Freytage zu tanzen, und in der ganzen Fasten, auf dem Kopfputze, es mag eine Begine, oder ein Nachtzeug seyn, anstatt ihres sonst gewöhnlichen goldenen Bandes, ein schwarzes zu tragen. Hätte sie ein Gelübde gethan, keine so hohe Absätze, oder engen Schuhe zu tragen: so würde sie einen bessern Nutzen davon gespüret, und neulich nicht einen Fall gethan haben, in welchem sie sich die rechte Hand verrenket hat; sie würde auch nicht beständig über die Hüneraugen an ihren zarten Beinen klagen dörfen. Beyde Kinder sind wegen ihrer übrigen Artigkeit wohl werth, daß dergleichen Fehler und Gemüthsbeschaffenheiten, nach der den vernünftigen Tablerinnen ganz eigenen Art, abgehandelt werden möchten. Wenn Eure rc. selbst keine Bekanntschaft mit solchen Halbgöttinnen haben: so bitte ich, einen Auszug aus diesem Schreiben zu machen, und dem Verleger einzuhändigen, mit der Versicherung, daß es ein Großes, zu weiterer Aufnahme und Hochachtung ihrer Blätter, bey vielen Großen allhier beytragen würde, wenn ein besondres Stück, von diesen und dergleichen Schwachheiten der Anfängerinnen in der Tugend, unmaaßgeblich verfertiget würde. Wenigstens werde ich Gelegenheit haben, viel vortheilhaftes davon zu sprechen. rc.

Dieses Schreiben ist so unvergleichlich wohl abgefasset, daß wir unseren Blättern eine besondere Zierde davon versprechen. Die uns so gütige Amöna verdienet nicht weniger wegen ihres hohen Standes, als wegen ihrer anderen rühmlichen Eigenschaften, unsre Hochachtung. Wir unterstehen uns also nicht, in dem Tone einer Lehrmeisterinn mit ihr zu sprechen. Wir wollen sie nur veranlassen, mit ihrem so wohlgearteten Verstande selbst zu überlegen: Ob es nicht ein großes Lob für sie seyn würde, wenn sie bey anderen Vollkommenheiten auch diese besäße, daß sie sich selbst bemeistern könnte? Schwer kann ihr dieses nicht fallen: hat sie doch schon etliche Proben davon gegeben. Für billig wird sie es auch erkennen: denn sollte man wohl einen Entschluß ins Werk richten, wenn man schon erkennen gelernet, daß er nicht gut sey, sondern daß er mit einiger Unbedachtsamkeit

gefasset worden? Fürwahr, eine solche Uebereilung bringt oftmals anderen eine schlechte Meynung von uns bey. Wie wohl klingt es hingegen, wenn man sagt: Das ist ein recht vernünftiges Frauenzimmer! Man darf ihr nur ein Wort sagen, wenn sie sich irgend worinnen versieht: sogleich begreift sie sich, sogleich ändert sie ihr Vorhaben, und zeiget, daß sie sich selbst beherrschen könne.

Die angenehme Pulchella thut sehr wohl, daß sie sich ein so schönes Muster zur Nachahmung erwählet hat. Doch bin ich versichert, daß sie eine Gewohnheit nimmermehr annehmen würde, wenn sie wüßte, daß sie nicht wohlanständig wäre. Nun ist nichts wohlanständiger, als Vernunft und Tugend. Woran liegt es noch? bloß daran, daß sie allezeit ein wenig nachdenket, ehe sie sich etwas angewöhnet, ob es auch löblich sey? Gelübde thun, ist christlich; aber es müssen auch nicht Kleinigkeiten seyn, die ein Spötter für was abergläubisches ausrufen kann. Sonst gefällt uns die Beständigkeit dieser beyden Frauenzimmer in ihrem einmal gefaßten Vorsatze. Denn da sie einmal auf dem Wege der Tugend begriffen sind: so sind wir versichert, daß sie auf demselben so unverrückt fortfahren werden, als eine andere leichtsinnigere Seele nimmermehr thun würde.

Calliste.



* *

Das LII Stück.

Den 26 December, 1725.

Gertraut Möllerinn.

Man muß im Friedensschluß mit Fleiß sehr viel begehren,
Um nur das Billige dadurch sich zu gewähren.

Ausser denen, in den beyden letzten Blättern beantworteten Briefen, haben wir noch ein poetisches Schreiben, von dem schon sonst gerühmten Herrn Seriosus, worinnen er uns um die Ausführung gewisser Materien ersuchet. Wir danken ihm, daß er uns derselben erinnern wollen, und werden nicht unterlassen, bey Gelegenheit solches zu thun, auch seiner Poesie dabey ihr Recht widerfahren zu lassen. Jetzo müssen wir das letzte Stück dieses Jahres zu etwas nöthigerm anwenden. Nachdem wir vor einem halben Jahre unser Geschlecht zur Vertheidigung des Frauenzimmers gegen die Männer und ihre Beschuldigungen aufgefordert: so haben wir mit Ungeduld erwartet, ob denn nichts bey uns einlaufen würde, hierinnen unserm Verlangen eine Genüge zu thun. Endlich wird uns aus dem galanten Leipzig ein Brief eingehändiget, der bey Erbrechung des Siegels sogleich die Worte zeiget: Vertheidigung unsers Geschlechts, 2c. Es gereichet diesem berühmten Orte sowohl, als dem daselbst befindlichen Frauenzimmer, zu keiner geringen Ehre, daß sie nicht nur die ersten, sondern auch bisher noch die einzigen sind, die sich des sämmtlichen weiblichen Geschlechts annehmen, und dasselbe wider seine Verächter vertheidigen wollen. Andere Oerter mögen eine löbliche Eifersucht an sich blicken lassen, diesem rühmlichen Vorbilde zu folgen. Doch ehe ich das Gedicht selbst hersetze, so muß ich auch den Brief mittheilen, der verschiedene nützliche Dinge in sich hält:

 Hochgeehrteste

Hochgeehrteste Tadlerinnen!

Weil Sie so gütig gewesen, unser Geschlecht zur Vertheidigung seiner selbst wider die Mannspersonen aufzurufen: so bediene ich mich der von Ihnen verstatteten Freyheit, und überschicke Ihnen dasjenige, was meiner Meynung nach dem stolzen männlichen Geschlechte entgegen gesetzet werden kann. Es betrifft aber bloß den Punct von der Fähigkeit zur Poesie. Ist es mir nur einigermaßen nach dem Sinne meiner hochgeehrtesten Tadlerinnen gerathen: so wird es mir überaus lieb seyn. Wo nicht, so werden Sie geruhen, meinen Willen für die That anzunehmen. Daß ich aber sowohl dieses Schreiben, als den Einschluß, mit einer fremden Hand abschreiben lassen, das ist deswegen geschehen; weil ich mich, meinem rechten Namen nach, nicht kund thun wollte, bis ich erfahren haben würde, ob, und wie weit, ich Dero Beyfall verdienet hätte?

Indeß kann ich Ihnen nicht verhalten, daß hier in Leipzig, vor mehr als dreyßig Jahren, auf eine gewisse Hochzeit zween Bogen Verse gedruckt worden, darinnen unser Geschlecht wider die Feder eines breslauischen Poeten vertheidiget, und in vielen Stücken dem männlichen vorgezogen worden ist. Die widerlegte Poesie soll von Wort zu Wort mit eingerücket, und die Beantwortung nach Art der damaligen Zeiten gar wohl gerathen seyn. Unser Geschlecht sollte diesen seinen Verfechter billig der Vergessenheit entziehen, weil er uns wider die Lästerungen eines bösen Buben gerettet, der uns gar aus der Art der Menschen verstoßen wollen. Er soll auch in der Vertheidigung nicht nur eines französischen Tractätleins gedenken, das in eben der Absicht, uns zu schützen, geschrieben worden; sondern auch des Cornelius Agrippa Rede nicht vergessen haben, in welcher wir gar dem männlichen Geschlechte weit vorgezogen werden. Ich werde nicht nachlassen, bis ich diese zween Bogen aufgetrieben, und dieselben entweder gedruckt oder geschrieben, Ihnen übersendet habe. Bis dahin und iederzeit verharre ich,

Hochgeehrteste Tadlerinnen,

Dero

Leipzig, 1725,
den 3 Dec.

gehorsamste Dienerinn
de Rose.

P. S. In meinem kleinen poetischen Vorrathe habe ich unter andern einen Vers, von der vormals hochberühmten königsbergischen Poetinn, Gertraut Möllerinn, gefunden, folgendes Inhalts:

Man

Man muß im Friedensschluß mit Fleiß sehr viel begehren,
Um nur das Billige dadurch sich zu gewähren.

Ich stelle also meinen hochgeehrtesten Tadlerinnen anheim, ob Sie nicht die angeführten ungezwungenen zwo Zeilen, unter dem Namen dieser Möllerinn, in demjenigen Stücke Ihrer Blätter zur Ueberschrift machen wollen, darinnen Sie mir vielleicht die Ehre thun werden, meine beykommende Verse zum Vorschein zu bringen. Ich glaube, daß sie sich so übel nicht schicken würden; da ich unser Geschlecht dem männlichen gar vorgezogen habe. Im übrigen werde ich gleich, nach Abgang dieses, an den Herrn Patrioten eine Art, wahl zu denken, zum wenigsten nach meiner Art, abschicken, als wozu er mich eingeladen hat. Verhoffentlich wird dieselbige einigen unsers Geschlechts den Weg bahnen, wo nicht gar die Männer selbst bewegen, solche Vernunftkunst, anstatt der ihrigen, auf- und anzunehmen.

Alles, was in diesem Schreiben enthalten ist, das zeuget von dem rühmlichen Eifer unserer Correspondentinn für die Ehre ihres Geschlechts. Berührt ihre Vertheidigung gleich nur ein einziges Stück, nämlich die Fähigkeit eines Frauenzimmers zur Poesie: so ist es doch zu unsrer Absicht dienlich. Daß sie ihren rechten Namen nicht zu entdecken beliebet, das müssen wir uns gefallen lassen; sie wird es aber hinwiederum nicht übel deuten, daß unsre Musengesellschaft einige etwas harte Stellen ihres Gedichtes zu lindern gesuchet, welche sonst die übrigen Schönheiten desselben nur verstellet hätten. Die Uebersendung des versprochenen Gedichts wird uns angenehm seyn, und es wäre zu wünschen, daß sich ein heutiger Poet die Mühe geben möchte, des sogenannten Philanders von Sittewald Schmähschrift auf unser Geschlecht zu beantworten; welches in seinen satirischen Gedichten befindlich ist. Die von ihr erwähnte königsbergische Poetinn ist uns bisher noch nicht bekannt gewesen. Es ist uns daher um so viel lieber, daß sie uns ein paar Zeilen von derselben Arbeit zur Ueberschrift vorgeschlagen. So viel wir aus geographischen Büchern und den Erzählungen der allhier häufig studierenden Preußen erlernet, hat diese ansehnliche Residenz unsers Landesherrn den Vortheil, daß der Hof, die hohe Schule und der

Handel daselbst vereiniget sind. Daraus ist leicht zu schliessen, daß dem dasigen Frauenzimmer nichts daran fehlen kann, was man nöthig hat, artig und geschickt zu werden. Vielleicht hat die berühmte Möllerinn auch Schülerinnen nach sich gelassen, die es ihr noch ietzo gleich, oder gar zuvorthun. Und weil unsere Blätter ordentlich auch dahin verschicket werden; so ersuchen wir dieselben, die noch übrigen Schriften dieser Poetinn zu sammlen, und, mit einer mehrern Nachricht von ihrer Person, Gelehrsamkeit, und anderen Umständen begleitet, entweder herauszugeben, oder uns zuzuschicken. Solche Exempel sind so selten, daß man keines aus der Acht lassen muß, man treffe es an, wo man wolle. Nun folget die

Vertheidigung unsers Geschlechts wider die Mannspersonen, in Ansehung der Fähigkeit zur Poesie.

Natur gilt mehr als Kunst! der feste Satz bestehet,
Kein Salomon ist so, wie Lilien angekleidt:
Wenn gleich sein großer Hof in schönster Galla gehet,
Und seines Thrones Glanz die halbe Welt erfreut.
Uns Weiber mag man wohl dergleichen Lilien nennen,
Das männliche Geschlecht gleicht jenes Königs Pracht:
Indem sie nimmermehr der Einfalt Prunk erkennen,
Womit uns die Natur vor ihnen reich gemacht.
Das Frauenzimmer weiß ohn allen Zwang zu denken,
Dieß zeigt ihr Reden an, dieß zeigt die Dichterey.
Ein Zweifler mag den Blick nach unsern Höfen lenken,
Und sehn, wie kräftig da der Weiber Ausspruch sey?
Denn bald entsteht ein Streit von Artigkeit im Sprechen,
Wo Wörterriesen oft vor uns wie Zwerge sind:
Bald muß ein Dichter sich der Redensart entbrechen,
Die, unsrer Mundart nach, noch keinen Beyfall findt.
Nur in der Poesie will dieß Geschlecht nicht weichen:
Allein hier braucht man nichts, als deutlich darzuthun,
Daß ihre Köpfe nicht der unsern Zartheit gleichen;
So muß des Vorzugs Kranz auf unsrer Scheitel ruhn.
Nun ist im Haupte ja der Wohnplatz vom Verstande;
Und ist dabey die Brust des Willens Lagerstatt:
So wohnt ja unser Herz in dem gelobten Lande,
Alwo der Männer Geist selbst Lust zu wohnen hat.

Ach, wäret ihr nur nicht so voller List gewesen,
Die die Gelehrsamkeit uns aus der Hand gespielt;
So solltet ihr von uns dergleichen Verse lesen,
Wo nichts von eurer Kunst so leicht die Wage hielt.
Allein gesetzt, daß wir von euch beraubet heissen:
So schützt uns die Natur, das Dichten bringt uns Lust.
Es darf sich unsre Hand um falschen Schmuck nicht reissen,
Der wahre Putz ist uns weit mehr, als euch bewußt.
Indeß sprecht nur verblümt, ihr hohen Männerzungen,
Schreibt schwülstig, nach der Art der falschen Poesie.
Pralt, daß die Künsteley euch mehr als uns gelungen,
Ein ungegründtes Lob verblendet Weise nie.
Wir rühmen uns allein natürlich-schöner Sachen,
Und folgen so im Vers, als Reden, dieser Spur.
Kein Rolandsschwerdt soll uns den Vorzug streitig machen:
Wo ihr nicht zeigt: die Kunst sey mehr, als die Natur.

So klingt die kurze aber wohlgerathene Vertheidigung unsers Geschlechts. Der ganze Schluß, der darinnen stecket, ist gründlich. Die natürliche Schreibart ist ohne Zweifel besser, als die gekünstelte, hochtrabende und schwülstige. Das Frauenzimmer liebt die erste, und ist darinnen gleichsam zu Hause: aber was für übersteigende Sachen haben uns nicht die Mannspersonen bisweilen zu lesen gegeben? Wir gestehn es gern, daß nicht alle Poeten so natürlich schreiben; allein da noch kein Frauenzimmer gewiesen werden kann, die ihnen hierinnen gefolget wäre: so bleibt es eine ausgemachte Sache, daß unserm Geschlechte in diesem Stücke der Vorzug gebühre.

Nun sollten wir uns auch des ausgebothenen Preises halber erklären; allein ein ieder kann leicht sehen, daß sich solches noch zur Zeit nicht thun lasse. Wir haben ihn derjenigen versprochen, die, durch ihre Vertheidigung unsers Geschlechts, alle ihre Mitschwestern in diesem Stücke übertreffen würde: wir haben aber bisher nur eine einzige solche Schutzschrift erhalten. Wo nur eins ist, da hat keine Wahl statt: und derowegen können auch unsere deutschen Musen nicht sagen, ob die mitgetheilte Ehrenrettung unsers Geschlechts die beste sey; oder nicht? Unsere Correspondentinn wird also die Güte

haben,

geben, und sich so lange gedulden, bis mehr dergleichen Vertheidigungen bey uns einlaufen werden: aldann wird unsre kleine Gesellschaft mehr im Stande seyn, nach ihrer Einsicht den Ausschlag zu geben, welche den Preis davon getragen. Und so viel mag hiervon genug seyn.

Im übrigen haben wir das Vergnügen, unseren werthesten Lesern zu sagen, daß dieses das letzte Blatt dieses 1725 Jahres sey. Wir könnten hier über die Unbilligkeit unserer Feinde und Lästerer triumphiren, welche lieber, ich weiß nicht was, geglaubet hätten, als daß wir unsere Schriften so lange fortsetzen würden. Doch die That mag selbst für uns reden. Ob wir unseren Absichten eine Genüge gethan haben? davon mögen vernünftige Leute nach Belieben urtheilen. Sagen sie ja: so freuen wir uns billig darüber. Sagen sie nein: so bitten wir, die Abweichung von der rechten Straße unserm Unvermögen zuzuschreiben. Versehens doch wohl gelehrte Männern bisweilen: wer will denn von schwachen Werkzeugen eine untadeliche Vollkommenheit fordern?

Was sollen wir aber von denen sagen, die noch bis auf diese Stunde nicht glauben wollen, daß wirkliche Frauenzimmer an unseren Blättern gearbeitet haben? Wir müssen es ihnen erlauben: ob sie gleich sehr schwache Gründe vorzuwenden pflegen, wenn sie ihren Unglauben vertheidigen wollen. Der eine hört einen guten Freund rühmlich von den Tadlerinnen sprechen: augenblicklich macht er den Schluß: Mein Herr, sie werden gewiß der Verfasser seyn. Unvergleichlich geschlossen! Der andre hört einen sprechen, der vorher sagen kann, was in dem nächsten Stücke abgehandelt werde, noch ehe dasselbe gedruckt ist: so gleich ist es offenbar, daß er der Urheber davon seyn müsse; denn wie wollte er es sonst wissen? Abermal ein bündiger Beweisgrund! Der dritte sieht gar den ersten Abdruck unserer Blätter bey iemanden, der aus Höflichkeit die Mühe über sich genommen, die Fehler des Setzers zu verbessern: da ist nun vollends die Sache ausgemacht. Er soll und muß die Tadlerinnen schreiben, und wenn er tausend Eide dagegen ablegen möchte. Sind das nicht alles wunder-

liche

liche Leute? Gerade als wenn niemand ein gut Wort von einer Schrift sagen könnte, als ihr Uhrheber. Gerade, als wenn unser Verleger, seinen guten Freunden, den Innhalt unsers künftigen Stücks nicht entdecken, oder wohl gar unsern Aufsatz zeigen könnte. Gerade, als wenn endlich die Verfasser eines Werks selbst die Druckfehler verbessern müssen! Wir haben sonst niemals was drucken lassen; folglich verstehen wir die Kunst nicht, ein Blatt recht auszumustern: weswegen wir uns auch genöthiget gesehen, solche Arbeit einem, auch wohl etlichen guten Freunden unsers Verlegers, zu überlassen. Will man es uns noch nicht glauben: so gehe man hin, und lasse sich unsere eigenhändige Abschrift zeigen. Man wird an allen Buchstaben sehen, daß es keine Manns- sondern eine Weiberhand sey. Man halte dieselbigen auch gegen die Hände derer, auf die der Verdacht gefallen ist: so wird man gewahr werden, wie sehr man sich bisher betrogen habe?

Eine andre Frage ists, ob wir unsre Arbeit auch im künftigen Jahre fortsetzen werden? Daran ist kein Zweifel, wird mancher denken; ihr habt es ja schon deutlich genug zu verstehen gegeben. Allein es ist so gewiß noch nicht, als es dich bedünket, lieber Leser. Zwar wenn wir die Lobsprüche, die uns von entlegenen Orten gegeben worden, betrachten: so sollten wir fast die Eitelkeit begehen, und, aus Begierde nach diesem Ruhme, noch weiter unser Aeusserstes wagen. Die Eigenliebe sagt uns immer ins Ohr, daß die Entlegenen unparteyischer sind, und also mehr Glauben verdienen, als die in der Nähe wohnen und sich einbilden, daß sie uns aus- und inwendig kennen. Bey dem allen aber haben wir noch verschiedenes dabey zu bedenken. Wie wäre es denn, wenn unsere Köpfe von Einfällen leer, und unsere Federn vom Schreiben stumpf geworden wären? Es hat sich wohl eher ein Gelehrter so erschöpfet, daß seine letzten Schriften, im Absehen auf die ersten, wie Bley gegen Gold geachtet worden. Würde es denn dabey wohl rathsam seyn, durch die Fortsetzung unserer Blätter, den bisher erworbenen geringen Beyfall unserer deutschen Landesleute wieder zu verscherzen? Alsdann würde sogar auch der

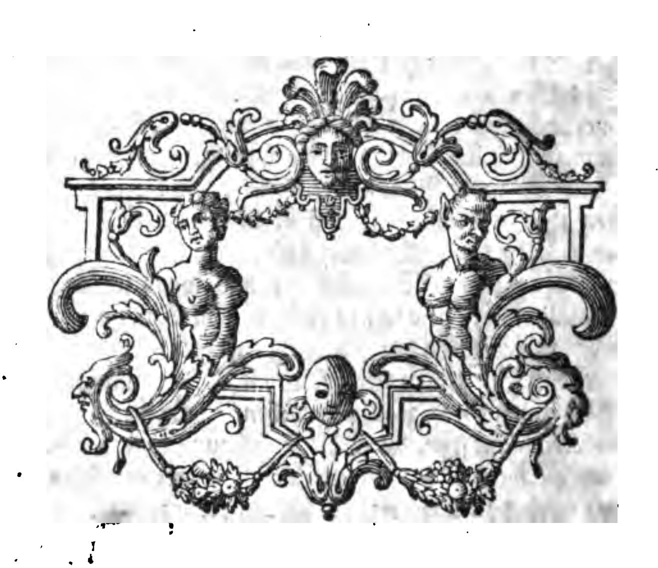
Nutzen

Nutzen verschwinden, den unsere Gedanken bisher zu schaffen angefangen. Man würde uns nicht mehr zu lesen begehren; man würde Löschpapier aus unseren Blättern machen; oder uns in die Gewürzläden verbannen, wo man Ingber und Pfeffer darein füllen würde. Seht, lieben Leser, dieses sind die Ursachen unsers Zweifels. Erlaubet uns, daß wir diese Woche unsere Kräfte prüfen, und einen Schluß fassen, ob wir vermögend sind, euch noch weiter zu dienen oder nicht?

Weil wir indessen unter der Menge so vieler tausend Bücher auch gern ein Plätzchen haben möchten: so wird unser Verleger künftig ein Titelblatt und Register ausgeben, damit unseren bisherigen Blättern nichts fehlen möge, was zu einem Buche erfordert wird. Gehabt euch wohl, liebe Leser, und Leserinnen! vielleicht unterhalten wir euch auch im künftigen Jahre.

Die Tadlerinnen.

Ende des ersten Theils.



u sche
begehr
en; de
gber un
ieses in
wie be
n, dan
t?

